

Exposé:

Wie Tauwind war die Stille

Tauwind und Stille beim Schulweg über die Brücke mit dem Blick auf die Eisschollen, die langsam auf dem Fluss dahintreiben. Tauwind, wenn der Erzählstrom allmählich ins Fließen kommt und erstarrt und halb vergessene Erinnerungsbilder wieder zum Leben erwachen und blühende Farben gewinnen. Tauwind, wenn der Autor als alter Mann noch einmal seinen Schulweg beschreitet – eine frische Brise weht ihm entgegen – der rauweiche Windstoß des Nordens. Tauwetter, wenn der Erzähler hineinlauscht in die Musik der verklungenen Jahre und dort eine wechselvolle Tanzmelodie vernimmt – den raschen Dur-Moll-Wechsel der verwehenden Zeit.

Eine Biografie des Innenlebens. Der äußere Rahmen der Erzählung ist die Geschichte eines Privaten Gymnasiums, das kurz nach dem Zweiten Weltkrieg im hohen Einsatz von tatkräftigen Pädagogen aufgebaut wurde – mitten in einem Dorf nahe an der Küste der Nordsee. Im Vordergrund stehen drei Lehrer: ein Sprachlehrer, der den Kindern eine vorzügliche Aussprache beibrachte, ein Deutsch- und Musiklehrer mit dem reichen Sinnfeld des Hörens – klassische Musik, Volkslied, Klangzauber der Lyrik, Kunst des mündlichen Erzählens, und ein Mathematiklehrer mit dem Sinnfeld des Sehens – die Welt als Zahl, mit der Schärfe des logischen Denkens, der ordnenden Kraft des Sehens in Geometrie und Perspektive.

Diese Schulgeschichte ist eingebettet in die norddeutsche Landschaft – großer Reichtum von Stimmungsbildern im Wechsel der Jahreszeiten, tiefe Eindrücke von Weiträumigkeit und Stille in der flachen Ebene – mit dem täglichen Weg zur Schule über eine schmale Brücke und dem freien Blick auf das dahinziehende Wasser, auf die ausgedehnten Wiesenflächen und Wolken.

Zum Umfeld der Schule gehört auch das kirchliche Leben im Dorf. Der Autor ist in einem Pfarrhaus aufgewachsen und hat die gute Zusammenarbeit zwischen seinem Vater, Pastor Andreas, und dem Gymnasium aus unmittelbarer Nähe erlebt. Besondere Schwerpunkte: der Gestaltungsreichtum des Weihnachtsfestes mit dem Erlebnis von Ruhe und Besinnung – innere Rückschau auf jene Zeit bei der Goldenen Konfirmation ein halbes Jahrhundert später.

Strom und Brücke – immer wiederkehrende Motive in der Erzählung. Daraus wächst allmählich eine vielschichtige Metaphorik: Musikstrom, Erzählstrom, Bilderstrom der Erinnerung. Und die Brücke als Weg von der Kindheit zur Jugendzeit und zum Erwachsenenalter.

Im zeitlichen Abstand des reflektierenden Erzählens wird der Gegensatz der Zeiten bewusst: die ferne Vergangenheit mit den Urerlebnissen von Stille, Sternenhimmel, Dunkelheit, Mythen und Märchen, mit dem Reichtum der Phantasie, dem Abenteuer des Lesens – die „Traumzeit“ – und die spätere Zeit mit greller Beleuchtung, mit Fernsehen und Computer, Lärm und Hektik – die „Realzeit“. Dazu gehört auch der zeitgeschichtliche Hintergrund der Schule: das Schicksal Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg, Vergangenheitsbewältigung und Drittes Reich im Geschichtsunterricht.

Der Erzählstoff ist nicht chronologisch sukzessiv angeordnet, sondern mehr thematisch verknüpfend. Erinnerung: ein Hin- und Herwandern zwischen den Ufern der Zeit.

Stil: eine Mischung verschiedener Tonarten – Plauderstil bei der Erzählung von heiteren Geschichten, expressive Lyrik bei der Schilderung von Musik und Landschaft, essayistisch meditierend bei den thematischen Schwerpunkten, z. B. Musik, Stille und Dunkelheit.

Konkurrenzanalyse: Die Schule wird in der Literatur oft erschreckend negativ dargestellt. Kasernenhofstil, Traumatisierung, Indoktrination. Zum Beispiel Ernst Wiechert: *Die kleine Passion*. Robert Musil: *Die Verwirrungen des Zöglings Törless*. Thomas Mann: *Buddenbrooks*. Ernst Jünger: *Die Zwille* u. a. Auch zahlreiche Autobiographien sind erfüllt von einer bitteren Anklage gegen die Schule. Selbst die Pädagogik der fünfziger und sechziger Jahre steht in einem sehr schlechten Ruf.

Im Gegensatz dazu versuche ich deutlich zu machen, dass man die Schule nicht zu einseitig sehen darf, und dass es immer auch Ausnahmen gegeben hat – zum Beispiel in meiner Schule und die Pädagogen dort. Meine Erzählung ist eine Ehrenrettung der wenigen Lehrer, die wirklich prägend gewesen sind, Werte vermittelt haben und Schüler mit einem phantasievollen Unterricht fesseln konnten.

Die Eigennamen aller Personen sind durch Phantasienamen ersetzt worden. Nur die Ortsnamen habe ich noch stehen gelassen. Der Schauplatz der Erzählung ist das Dorf Jade, Nähe Varel, Wilhelmshaven. Alle erzählten Begebenheiten sind authentisch und zeigen detailgetreu meine eigene Lebensgeschichte.

Der Titel „Wie Tauwind war die Stille“ soll den lyrischen Grundton meiner Erzählung verdichten und den Sound andeuten, der wie eine Melodie meine Erinnerungen durchweht.

Wer wird angesprochen? Pädagogen, Heimatforscher, kirchlich interessierte Menschen; insbesondere Menschen der älteren Generation, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts noch lebendig vor Augen haben und in meiner Erzählung wohl einen Teil ihrer eigenen Biographie wiederfinden werden.

Martin Haas

Wie Tauwind war die Stille

Einsame Schulwege,
Lehrergestalten,
Stimmen der Landschaft

Autobiographische Erzählung

Inhaltsverzeichnis

Seite:

Der Weg zur Schule – Fluss und Brücke	8
Erster Schultag im Kuhstall	16
Lehrergestalten:	
Herr Weidmann – die Welt als tönendes Wunder	
1. Musik – Klangzauber der Romantik	20
2. Erzählkunst – ferne Sagen und Mythen	30
3. Gespenstischer Humor	34
Herr Zadka – Exerzierplatz der Fremdsprachen	44
Herr Preußner – Magier der strengen Ordnung	
1. Trickreiche Welt der Zahlen	52
2. Die Allmacht des logischen Denkens	57
Die Atmosphäre der Schule:	
1. Wanderungen und Fahrten	70
2. Märchenglanz und traumatische Wirklichkeit – Staatstheater Oldenburg	80
3. Schülerbibliothek – im Sog der Bücher	89
4. Aus dem Brunnen der Lebensweisheit	99
5. Geteilte Heimat: Deutschland – Klangstrom aus Mystik und Volkslied	103
6. Im fliegenden Klassenzimmer – Zeitreise mit einer Schülerin der Gegenwart	109
Tönende Welten:	
1. Die Rede vom „Sprachereignis“ in der Theologie – lauschende Ohren der Kinder	117
2. Märchengeraune und Geisterstimmen der Lyrik – Rundfunksendungen	121
3. Jazz – Rausch	125
4. Atemwind und Orgelklang	132
Traumzeit:	
1. Wiesen, Wind und Wolken	141
2. Stille und Sternenträume	150
3. Tannenduft und Kerzenglanz – Weihnachten	158
4. Im Schoß der Dunkelheit	168
5. Kaltes Licht	180
6. Schule – Traum und Albtraum	189
Realzeit:	
Skeptische Jugend im Schatten der Zukunft	201
Neue Schulbaracke im Garten:	
1. Aufbauarbeiten – Start in die Zukunft	206

2. Lustige Lern- und Wohngemeinschaften der Stadt- und Landkinder	218
3. Brücken zwischen Schule und Kirche	227
4. Helldunkler Farbenteppich des Lebens – Seniorengespräche in der Schulbaracke	232
Verklungene Jahre:	
1. Dur-Moll-Wechsel der verwehenden Zeit – Abschlussprüfung	235
2. Heimweh – das Beste von zu Hause	243
3. Was mir die Grabsteine erzählen	253
4. Goldene Konfirmation	261
5. Der versunkene Garten	270
6. Jubiläum der Schule – Renaissance des positiven Denkens	279
7. Im Regenrauschen der Zeit – „Weißt du noch?“	287
8. Mein alter Schulweg: Brückenlandschaft der Erinnerung	293

Der Weg zur Schule – Fluss und Brücke

„Es war einmal ...“ – vertrauter Anfang eines Märchens; Gebärde des Erzählens, die den Zuhörer auffordert, sich ein wenig Zeit zu nehmen – Zeit zum Lauschen, zum Sinnen und Träumen; Anfang, in dem schon ein Klang erwacht von Waldesrauschen und Kinderstimmen – ein Wehen, das lebendig wird im Märchengeraune der Sprache.

„Es war einmal ...“ – Stimmung des Erzählers, der sich in Worten rückwärts tastet, auf den Spuren der Erinnerung – die Gestalten hervortreten lässt aus der Tiefe der Vergangenheit und aus dem Schatten des Vergessens – Beschwörung des heimwärts Blickenden, der es versucht, einmal noch den lebendigen Atem der Geschichte zu erwecken – in seiner Stimme und im Klangstrom seiner eigenen Worte.

Dieser innere Sog des „Es war einmal ...“ ist es, der mich ergreift, wenn ich nach den ersten Ausdrücken suche, um die sonnigen Farben meiner Jugendzeit wieder aufzufrischen – und dazu gehört auch die Entstehungsgeschichte meiner Schule in einem kleinen Dorf in Norddeutschland – in Jade – mit den unvergesslichen Gestalten der Lehrer, der Anfang jenes „Privaten Gymnasiums“ – und die Fülle meiner Erlebnisse, Gedanken und Gefühle, die mit dieser Geschichte verbunden sind. Der Zauber des „Einst“ ist es, der mich dazu verlocken will, alle diese Ereignisse aufs Papier zu bringen, um sie der Nachwelt zu überliefern.

Der Erzähler als „raunender Beschwörer des Imperfekts“ – wie Thomas Mann ihn einmal genannt hat – er ist es, der den Strom der Melodien und Klänge aufrauschen lässt, das Lied der Vergangenheit, das nicht enden kann. Gemischte Gefühle, herbe

Wehmut und festliche Stimmung am Anfang – der Vorhang hebt sich – und das große Fest der Erinnerung kann beginnen.

„Es war einmal ...“ – und da bin ich schon mitten drin in meiner Erzählung – bin gerade auf dem kurzen Weg, der mich jeden Morgen zur Schule führte – ich lief und lief in höchster Eile, um ja nicht zu spät zu kommen. Vorbei an den mächtigen Baumriesen des Pfarrgartens, über eine schmale Brücke und dann am Teich entlang, halb zugewachsen vom dichten Schilf, dann ein kurzer Sandweg, der um den Friedhof herumführte und zuletzt in eine kleine Straße übergang. Drei Häuser noch, und die lange Hecke eines riesengroßen Gartens, der damals zum Kaufhaus Krausewitz gehörte – und schon war ich am Ziel, gerade noch pünktlich, war angekommen am pflichtgewohnten Ort meiner täglichen Mühsal.

In den ersten Jahren meiner Schulzeit war die Brücke noch ein schwankendes Gerüst aus Holz, bevor man dazu übergang, die Brücke durch eine stabilere Konstruktion aus Stahl und Beton zu ersetzen – und der Weg über dieses schwankende Gebilde aus Brettern schien mir ein waghalsiges Unternehmen, besonders in den ersten Tagen und Wochen meines Schulweges. Manchmal blieb ich stehen – mitten auf der Brücke, einen kurzen Augenblick nur –, starrte ein wenig ängstlich auf meine Füße, spähte durch die Ritzen der rohgezimmerten Bretter und sah, wie dort unten das schwarze Wasser vorübergurgelte. Obwohl der Fluss nicht tiefer als zwei Meter unter der Brücke war, hatte ich doch das Gefühl, über einen schaurigen Abgrund zu wandeln. Unwillkürlich griff meine Hand nach dem Geländer wie auf einem schwankenden Schiff, das irgendwo in der Luft hing und bei jedem kräftigen Windstoß leise hin und her wankte. Ja, anklammern musste ich mich, und einen festen Halt suchen. Welch ein Aufatmen, wenn ich das kleine

Abenteuer des Schwindelgefühls glücklich überstanden hatte und meine Füße wieder festen Grund betreten!

Wenn ich auf der Brücke nicht ängstlich nach unten starrte, sondern frei umherschaute, konnte ich die ganze Vielfalt der Landschaft überblicken – und mittendrin der Verlauf des Flusses, der denselben Namen trug wie das Dorf: die Jade! Nach Norden zu bewegte sich der Fluss in einer sanften Biegung um den Friedhof herum und strömte dann weiter in Richtung Nordsee, die nur wenige Kilometer entfernt war. In der entgegengesetzten Richtung, nach Süden zu, verlor sich der Fluss in immer fernerer Windungen in einer sattgrünen Ebene – Wiesen und Weideflächen, die scheinbar nirgendwo ein Ende fanden. Kein Haus, kein Baum weit und breit – nichts! Bei klarsichtigem Wetter zeigten sich am fernen Horizont ein paar Baumreihen oder etwas Ähnliches – so winzig, dass man es nur ahnen konnte. Bei diesigem Wetter war der Horizont verwischt, und es schien so, als ob die Wiesen und Weiden sich dort hinten in ein graues Nichts auflösten – ein gestaltloses Niemandsland irgendwo zwischen Himmel und Erde.

In Richtung Osten lag der halb zugewachsene Teich mit seiner Pflanzenwildnis, und im Westen begann der Pfarrgarten mit den knorrigen Baumriesen, die ihre bizarren Äste und Zweige in den Himmel reckten.

Der Schulweg mit den vielen kurzen Strecken war abwechslungsreich. Hinter jeder Wegbiegung, hinter dichten Baumgruppen und Sträuchern, überall lauerten versteckte Wunder und Phantasiegestalten, die in meiner Einbildungskraft lebendig wurden.

In jeder Jahreszeit gab es etwas Neues zu erleben: Vogelstimmen und Windgeflüster, Blumen und Herbstlaub, Wolkenbildungen und die ruhigen Farben der Landschaft – und das noch einmal

gespiegelt im Wasser – alles in wechselndem Licht, mal sonnig heiter, und mal düster drohend. Ein Weg mit hundert Gesichtern.

Viel Zeit verbrachten wir Schüler im Sommer beim Baden im Fluss. In der Nähe der Brücke wimmelte es von Kindern und Jugendlichen. Überall hatte man Woldecken ausgebreitet, um sich nach dem kühlen Bad der warmen Sonne hinzugeben. Mitten im Fluss tobte die Wasserschlacht, und die Mutigsten wagten einen Kopfsprung von der Jade-Brücke herunter, von der wackeligen Holzkonstruktion.

Im Winter verlagerte sich das Kindergewimmel auf Schneeflächen und zugefrorene Gräben: weites Gelände für ausgedehnte Schlittenfahrten.

Aber der größte Anziehungspunkt war immer das „Puttloch“, so nannten wir Kinder jenen schilfreichen Dorfteich, der an meinem Schulweg lag. Stundenlang segelten die Schlittschuhläufer auf der blanken Fläche dahin. Oder sie tummelten sich im eleganten Schwung beim Eishockey und versuchten, eine zerbeulte Blechdose mit langen Stöcken in das gegnerische Tor zu bugsieren. Im Sommer konnte ich sehen, wie der Fluss langsam und träge unter der Brücke dahinglitt, manchmal mit grünen Schleiern von Entenfraß und Schilffresten angereichert. Die Sonne warf einen schwachen, blaugrauen Brückenschatten auf das ziehende Wasser, und die Schattengestalt eines Schülers krabbelte dort unten parallel zu meinen Bewegungen. Manchmal blieb ich träumend stehen und starrte so lange auf das wandernde Wasser dort unten, bis ich den seltsamen Eindruck bekam, dass das Wasser stillstand und die Brücke rückwärts fuhr – so, als wäre ich auf einem Dampfer.

Und dann die Sommerabende. Wenn ich mit den Hausaufgaben noch nicht ganz fertig war und eine kurze Pause brauchte, sprang ich abends noch einmal in den Jade-Fluss, um dann nach

erfrischender Abkühlung weiterzuarbeiten. Welch ein Lichtzauber, wenn der Abendhimmel bunt zerflossen in den Wellen zitterte – dicht vor den Augen des Schwimmenden! Wie oft habe ich die Abendstimmung von der Jade-Brücke aus gesehen: Wenn die Sonne in einem glühenden Wolkenmeer versank und der Feuerhimmel sich in den dunklen Fluten der Jade spiegelte, und die Nebelschwaden aus den Wiesen aufstiegen und langsam in die Weite wuchsen – dann war das Ufer der Jade von heimlichen Wassernixen bewohnt.

Und spät abends war der Schilfteich in Mond und Nebel versunken, und man konnte etwas ahnen von einem Reich der Elfen und Kobolde, die hier lauerten – irgendwo im verworrenen Pflanzengewirr. War hier nicht etwas lebendig von der „mondbeglänzten Zaubernacht“ aus jenem bekannten Gedicht der Romantik (Ludwig Tieck), das wir Schüler im Deutschunterricht zum ersten Mal gehört hatten?

Und wenn dann die Tage kürzer wurden, sah ich, wie die Jade am Rande des Friedhofs vorbeischlich – ewig fließend – die Ruhelosigkeit des Wassers neben der Ruhe der Toten – landschaftliche Metapher für die Nähe der rinnenden Zeit zum Tod. Tiefe Stille in den Dämmerfarben von Herbst und Nebel.

Bei wochenlangen starken Regenfällen war es unvermeidlich, dass der Strom immer stärker answoll, über die Ufer trat und weite Wiesenflächen überschwemmte – besonders in der kalten Jahreszeit. Dann war mein Schulweg ein Damm, ein schmaler Pfad aus Pflastersteinen, der mitten durch die Wasserwüste führte: links die Jade und rechts der Schilfteich. Zerrissene Wolkenfetzen, die über mich hinwegfegten – und Wellen, die grimmig schäumend auf mich zueilten – näher und näher – Vorspiel zu einer Sturmflut.

Und wenn der strenge Frost kam, erstarrte die wilde Wasserwelt zur Eis- und Schneewüste. Dann stapften meine Winterstiefel durch eine knirschende Kruste, vom Frost gehärtet. Einsames Glitzerfest des Winters am frühen Morgen. Überall dicker Raureif im Schimmer der Morgensonne. Mein Schulweg hatte sich in einen Traumpfad verwandelt – und ich wanderte mitten durch eine feenhaft Kristallwelt.

Manchmal war der Weg durch große Schneewehen versperrt – hoch aufgetürmt und quer durch Straßen und Gärten verlaufend. Seltsame Formen, vom Winterwind zusammengetrieben. Bizarre Skulpturen, geschaffen von der Meisterhand des Zufalls.

Abstrakte Choreographie aus Schnee. Oder sturmgepeitschte Meereswogen, von der Zeitlupe festgebannt – Tanz der Elemente. Der deutenden Phantasie waren keine Grenzen gesetzt.

Und dann die weiten Wanderwege auf den zugefrorenen Gräben – große Verlockung für stundenlange Spaziergänge. Aus der Perspektive des Grabens gab es vieles zu entdecken im ausgedehnten Labyrinth der Landschaft. Eine zähe Ausdauer hatten wir, wenn der Schneesturm uns mit eisiger Kälte ins Gesicht schnitt, wir kämpften uns durch das dichte Gewimmel der Schneeflocken und fühlten uns wie die Polarforscher bei einer großen wissenschaftlichen Expedition.

Wenn dann im Winter ein Kinderfilm lief, dann war die zugefrorene Jade der kürzeste Weg zum Kaufhaus Meierdirks. Dort sahen wir im großen Saal das „Rosenresli“ auf der Leinwand – nach der Erzählung von Johanna Spyri. Oder einen eindrucksvollen Film über Albert Schweitzer in Lambarene. Auf dem Rückweg war es schon dunkel – und der zugefrorene Strom war eine schneesimmernde Straße, die sich vor uns ausdehnte, hellglitzernd im Mondlicht.

Es war einmal. Unvergesslich – dieser Schulweg, der mir in einer langen Zeit von sechs Jahren immer vertrauter wurde. Ein Weg der Träume und Pflichten. Ein Weg – und jeder Stein und jeder Zaunpfahl war mir ein bekannter Gefährte.

Doch das aufregendste Schauspiel bot der Jade-Fluss beim Tauwetter. So faszinierend, dass ich alles andere vergaß und zu spät zur Schule kam. Von der Brücke aus konnte ich beobachten, wie unter der Eisdecke ein geheimes Leben begann, ein Rumoren und ein wühlendes Arbeiten. Und da! Ein Sprung fuhr knisternd durch die Eisfläche, schwarzquellendes Wasser drang von unten herauf, zwängte sich durch die engen Ritzen und überflutete die schwankenden Flächen des Eises. Immer mehr Wassermengen brachen hervor, sich einen Weg ins Freie suchend, Raum schaffend – kleine schmale Rinnen verbreiterten sich.

Und mit wachsender Urkraft begann das flutende Element an den starren Eisrändern zu rütteln und zu reißen, die Festungen des Winters wurden überspült, unterwandert, langsam lösten sich kleinere und größere Stücke von den Eisdecken, die noch mit dem Ufer fest verwachsen waren, und schwammen allmählich davon – mächtige Brocken – Kontinente aus Eis glitten unter der Jade-Brücke dahin – Splitterformen mit bizarren Rändern. Und dort! War das nicht der Umriss von Afrika? Oder Australien? Oh! Ich erinnerte mich! Erdkunde! Schnell zur Schule!

Sechs Stunden später war ich auf dem Rückweg von der Schule wieder auf der Brücke. Der Fluss hatte inzwischen eine gewaltige Arbeit geleistet. Dieses zähe und geduldige Werk des Wassers – unermüdlich. Mit gleichmäßig wühlender Kraft hatte der lebendige Wasserlauf den harten Winter besiegt. Ein Kampf zwischen Ruhe und Bewegung, dramatische Auseinandersetzung zwischen der

weißen Winterstarre und dem dunkel flutenden Leben, das im Anhauch des Frühlings neu erwachte. So stand ich auf der Brücke, sah den schwimmenden Eisschollen nach, zergehend als des Winters Trümmer. Und die Geräusche! Ein feines Knacken und Knistern unter der zerspringenden Eisfläche, leise surrend, ein dumpfes Gurgeln des Wassers, ein Scharren und Schurren, wenn zwischen den treibenden Eisschollen Reibungsflächen entstanden – leise klirrende Musik des Winters.

Fern aus dem Garten drangen schon erste Vogelstimmen ans Ohr, ein zartes Ziepen in den Zweigen, winzige Vorboten des Frühlings. Feuchtwarme Luft, schwanger von Vorahnungen, der weiche Wind, eine Welle von Botschaften, Andeutungen: heimlicher Duft von Moos, von Schneeglöckchen und Buschwindröschen.

Das wehende und flutende Leben ringsumher – wie erinnerte mich das an die Klänge der „Moldau“ von Friedrich Smetana – besonders jene Stelle, wo das musikalische Thema des klingenden Stromes zum ersten Mal in Dur statt in Moll erklingt – stürmisch wachsend, mächtig brausend, von einer Flut von Orchesterstimmen fortgerissen und emporgetragen bis zum hymnischen Finale.

Erster Schultag im Kuhstall

Es war einmal ein kleiner elfjähriger Junge, der im Mai 1950 zum ersten Mal ein Klassenzimmer des entstehenden Gymnasiums betrat. Sein Vater hatte ihn einen Tag vorher beim Direktor der Schule, bei Herrn Preußner, angemeldet. Ich sehe mich selbst, wie ich als kleines Schülerwesen den engen Raum betrete – ein wenig beklommen – alle anderen waren schon da, etwa dreizehn Schüler, und für mich war gerade noch ein Platz frei: vorn rechts in der ersten Bank, neben Uwe Baumgarten, einem groß gewachsenen Schüler, der friedlich und gelassen da saß und meine Erscheinung prüfend ins Auge fasste – ruhig und wohlwollend.

Vor wenigen Monaten war der Raum noch ein kleiner Kuhstall gewesen, den man mit viel Geschick und Improvisation in ein sauberes Klassenzimmer verwandelt hatte. Alles, was an einen Unterrichtsraum erinnerte, waren die rohgezimmerten Schulbänke und vorn ein großes, schwarz lackiertes Brett, das als Tafel diente.

Ein eigenartiger Geruch hing im Raum, den ich nicht vergessen werde: Es roch nach Tieren, nach Stall, nach Kreidestaub und Tinte, nach Bohnerwachs und Frühling. Ja, der leuchtende Frühling war es, der durch das kleine Fenster, meist halb geöffnet, vorn rechts neben der Tafel hereinwehte. So hatten wir immer einen schönen Ausblick in die lichtgrüne Pflanzenwelt des unabsehbar weiten Gartens. Wir ahnten noch nicht, dass in ferner Zukunft dort einmal eine große Schulbaracke stehen würde, viel weiträumiger als unser jetziges Klassenzimmer. Auf der linken Seite waren zwei Fenster mit einem Blick auf die rote Ziegelwand des Kaufhauses Krausewitz.

Und die Geräusche: Zuweilen der dumpfe Laut eines Tieres nebenan, rechts hinter der Bretterwand – eine Kuh oder eine Ziege,

die ein Lebenszeichen von sich gab. Vogelgezwitscher aus der Ferne des Gartens. Knarrende Dielen, wenn ein Lehrer auf- und abging. Und das leise Klicken, wenn jemand den eisernen Riegel betätigte, um die Tür zu öffnen.

Das hier war also das „Private Gymnasium“, meine zukünftige Schule. Komisch – bei dem Wort „Gymnasium“ musste ich immer an die „Nase“ denken. Das Gymnasium war also der Ort, wo viele Schülernasen nebeneinander saßen – alle in Reih und Glied und nach vorn gerichtet in gespannter Aufmerksamkeit.

Kaum hatte ich Platz genommen und mich ein wenig umgesehen in meiner neuen, nasenförmigen Umgebung und die Gesichter meiner zukünftigen Schulkameraden wahrgenommen, da begann auch schon der Unterricht. Ein energisches, faltenstrenges Gesicht kam herein, zackig und mit einem sportlichen Ruck sprangen alle auf und standen in strammer Haltung, um unseren Lehrer, Herrn Preußner, zu begrüßen, und ebenso zackig setzten wir uns wieder hin.

Dann begann der Mathematikunterricht mit langen Subtraktionsaufgaben; mit energischer Hand schrieb Herr Preußner sechsstellige Zahlen untereinander auf das Tafelbrett – und dann ging es an die Rechenarbeit – blitzhaft schnell.

Man musste schon höllisch aufpassen und immer hellwach sein, um alles mitzukriegen. Der flotte Unterrichtsstil war für mich etwas Neues, und nur langsam konnte ich mich daran gewöhnen.

In der zweiten Stunde kam der Sprachlehrer, Herr Zadka, und gab Englisch. Tür auf – zack – und schon war er drin im Klassenraum – schneidig und schnittig ging er zur Tafel – Sturmschritt – „Morgen! Setzen!“ – und in Windeseile schrieb er ein paar fremd klingende Wörter an das schwarze Brett – neue Vokabeln, die wir

nachsprechen mussten, jeder einzeln, der Reihe nach. Und dann:
„Lehrbuch raus – aufschlagen!“

Ich war ganz verwirrt von der Raserei des Unterrichtstempos, von der atemlosen Hast, mit der er Grammatik und Vokabeln durch unser Gehirn fegte. Wir alle waren hellwach in jedem Augenblick und hatten die Nase nach vorn. Und wehe, wenn jemand mit der Antwort zögerte oder auch nur eine Sekunde lang „geschlafen“ hatte!

In der dritten Stunde trat zum ersten Mal unser Deutschlehrer, Herr Weidmann, ins Klassenzimmer. Seine ruhige und humorvolle Art des Unterrichts brachte eine angenehme Entspannung. Gemütlich schlendernd ging er im Mittelgang zwischen den Bänken auf und ab, ein Mann, der für uns Kinder schon recht alt war – großer Schädel, die Haare wie im Sturm nach hinten gekämmt, hellwache Augen, die unter den starken, buschigen Augenbrauen hervorleuchteten, erzählfreudig – und um die Lippen spielte ein Schmunzeln. Es war gerade eine lustige Lesebuchgeschichte, die er uns noch lebendiger zu machen versuchte, eine Geschichte von zwei kleinen Zwergen: von „Lütjemann und Pütcherinchen“.

Und in der vierten Stunde Musik. Alle drei Klassen wurden zusammengefasst: Die Schüler der siebten Klasse kamen aus der Holzveranda, die an der Gartenseite des Kaufhauses Krausewitz angebaut war, und alle Schüler stiegen die breite Treppe im Kaufhaus empor zum größten Raum der Schule: einem ehemaligen Tanzsaal mit einer Theke und einem Zapfhahn – Unterrichtsraum der Klasse sechs. Dort trafen wir uns zum Musikunterricht und hatten Platz genug – eine Schar von etwa fünfundvierzig Schülern. Herr Preußner – damals noch Musiklehrer, später war es Herr Weidmann – griff in die Tasten eines alten Klaviers und spielte mit exakten Bewegungen das Lied „Die Gedanken sind frei!“. Wir

Schüler sangen kräftig mit, und der anfeuernde Rhythmus brachte uns in Schwung.

Die letzten zwei Stunden fielen aus: Sport! Es war nicht möglich, weil es draußen in Strömen regnete. Sonst hätten wir uns zwei Stunden lang auf jener großen Kuhweide getummelt, die ein Landwirt aus Jade der Schule zur Verfügung gestellt hatte. Also kein Sport heute – leider.

Oder besser gesagt: ein Glück! Ich war kein großer Freund vom körperlichen Drill.

Lehrergestalten

Herr Weidmann – die Welt als tönendes Wunder

1. Musik – Klangzauber der Romantik

Musik stand an erster Stelle bei Herrn Weidmann, am Anfang. Wort und Zahl waren nur zwei weitere Aspekte der Musik, die ich erst später begreifen sollte. Wie umfassend, wie vielseitig und abenteuerlich Musik sein kann, das haben wir in den sechs Jahren bei Herrn Weidmann wirklich gelernt. Er war der geborene Musiklehrer – genial. Der spannendste Unterricht meiner ganzen Schulzeit!

Unvergesslich war es für uns alle, wenn Herr Weidmann zwischen den Bänken im Mittelgang langsam auf- und abschrift wie in einem tiefen Wald, ein meditierendes Gehen – das brauchte er, um mit seiner Erzählung in Gang zu kommen. Seine Stimme war bedächtig, hatte etwas vom Geraune des Windes in dicht belaubten Bäumen, vom Sog eines breiten Stromes, der langsam dahinzieht, oder vom Quellengemurmel: eine Begebenheit, die weit zurückliegt im Dämmer der Vergangenheit, eine Sage, ein Märchen oder eine Opernhandlung.

Wenn er anfing, die ersten Worte, das war so, als ob ein Orchesterdirigent den Taktstock hebt. Wir saßen alle da und hielten die Luft an – alles ringsumher war vergessen, das primitive Klassenzimmer versank und wir saßen nicht mehr auf den rohgezimmerten Bänken, sondern im dunkelroten Samt eines weich gepolsterten Sessels im Theater. Wir sahen nicht mehr das schwarze Brett der Tafel da vorne, sondern vor unseren wachträumenden Augen hob sich der Vorhang der Bühne, und staunend erblickten wir einen rosigen Zaubernebel, der sich

langsam verzog und die Umrisse einer endlos tiefen Felsengrotte freigab, zartbunt beleuchtet – das Innere des Venusberges, in den Tannhäuser sich verirrt hatte. Wir hörten nicht mehr das Ziegegemecker nebenan, sondern die wilden, rauschhaften Klänge der Wagnermusik, soweit so etwas in Worten zu schildern möglich ist – hörten das Donnergetöse beim Zusammenbruch des Venusberges in dem Moment, wo Tannhäuser den heiligen Namen der Maria ausspricht – die Stimme des Hirtenknaben, der den jungen Mai begrüßt, und den Pilgerchor, in weiter Ferne verhallend.

Seine Mimik war ungeheuer lebendig und konnte alles widerspiegeln, was im Inneren der Personen vorging: helles Entzücken und tiefes Erschrecken, hinterlistige Schelmerei und verzweifelte Trauer. Ganz verschiedene Charakterfiguren konnten aus seinem Gesicht heraus schauen.

Noch suggestiver war die Wandlungsfähigkeit seiner Stimme. Es war so, als ob mehrere Menschen aus ihm heraus sprachen bei jedem Zwiegespräch – oder so, als ob zahlreiche Schauspieler im Raum verteilt sprachen – im Klassenzimmer, das zur Bühne geworden war.

Die Gespräche waren mit innerer Logik und dramatischer Konsequenz aufgebaut, mit wachsender Spannung des Konflikts – eine Steigerung, unheimlich langsam. Der psychologische Realismus der ganzen Handlung war mitreißend.

Zuerst versuchte Herr Weidmann, uns das Bühnenbild vor Augen zu malen, etwa das Innere einer germanischen Hütte oder eine tiefe Schlucht mit allen Einzelheiten. Dann beschrieb er uns genau den Standort der Personen im Bühnenbild und die Gewänder, farbig hineinkomponiert in das Ganze. Allein dieser Anfang konnte schon eine Erwartungshaltung erzeugen – der Beginn, bevor der erste ein

Wort sagt – so, wie ein geschickter Theaterregisseur erst nach und nach seine Scheinwerfer aufleuchten lässt und das Bühnenbild nicht als fertiges Ergebnis, sondern als eine Welt zeigt, die gerade erst entsteht und aus dem Dunkel allmählich auftaucht. Zuweilen nahm Herr Weidmann die Tafel zu Hilfe, um mit wenigen einfachen Kreidestrichen den Aufbau des Bühnenbildes zu umreißen.

Und dann schilderte er uns das fassungslose Staunen des Zuschauers im Theater in Bayreuth bei den Wundern der Bühnentechnik: ein Gewitterhimmel, der von grellen Blitzen zerrissen wird, täuschend echt zur expressiven Sturmmusik Wagners – die Rheintöchter, die mit gleitenden Bewegungen durch eine dunkelgrüne Wasserwelt zu schwimmen scheinen – scherzhaft spöttische, singende Wassergeister und der Zuschauer fragt sich: Wie machen die das nur?

Walküren, jene Todesengel, die mit wehenden Haaren auf kriegerischem Schlachtross durch stürmische Wolken reiten – ein Riesendrake, der sich feuerspeierend quer über die Bühne wälzt und von Siegfried erschlagen wird – ein Gespensterschiff, das mit blutrotem Segel durch ein tobendes, nachtdunkles Meer gleitet zur musikalischen Spukwelt des Fliegenden Holländers – der vielfarbig schimmernde Regenbogen, auf dem die Götter am Ende vom „Rheingold“ in die Burg Walhalla einziehen, Lichtzauber und Klangzauber werden eins. Wotan umschreitet den Felsen der schlafenden Brünnhilde und zieht mit dem Speer einen Feuerkreis, überall sprießen Flammen hervor, die ganze Bühne flackert und leuchtet – Projektionen der Lichtorgel oder wirkliche Flammen? Und der verwirrende Zauber der Bühnentechnik verschmilzt mit der Orchestermusik – dort, wo alles zum Klangrausch wird – die

ganze Natur mit Gewittersturm und Waldesweben, Feuerbrausen und Wasserfluten.

Das größte bühnentechnische Wunder war die Drehbühne in Bayreuth, eine Erfindung Wagners. Herr Weidmann versetzte uns in die Perspektive des Zuschauers in Bayreuth: Parsifal und Gurnemanz schreiten in Richtung Gralsburg, sie gehen und gehen und kommen doch nicht weiter, bleiben ständig in der Mitte der Bühne. Wie kommt das? Das kann doch nicht wahr sein!

Langsam verändert sich auch das Bühnenbild – und jetzt erst merkt der Zuschauer, dass die Bühne sich dreht. Ganz unauffällig und langsam hat sie angefangen, sich zu bewegen – und schon nach einer Weile sind sie nicht mehr im Wald, sondern im Gralstempel – ein kontinuierlicher Übergang von einer Szene zur anderen, entsprechend der „Verwandlungsmusik-Magie“ Wagners, die den Zuhörer vom irdischen Klangraum in Wald und Hütte allmählich in den sakralen Klangraum des Tempels geleitet. Aus dem Orchester erklingt ein langsames Schreit-Motiv, das durch mehrere Tonarten geht und zuletzt eins wird mit dem Rhythmus der tief dröhnenden Gralsglocken – ein transzendierendes Schreiten – der Übergang in eine andere Welt auf der Drehbühne und im Orchester – eine Welt, in der die „Zeit zum Raum“ wird.

Mitten im Erzählen ging Herr Weidmann ans Klavier, spielte ein paar volle Akkorde oder kurze Motive, um uns eine Andeutung von jener Musik zu geben, die der Stimmung der Bühnenbilder entsprach. Unsere Phantasie als inneres Hören und Sehen wurde mächtig angeregt.

Herr Weidmann versuchte auch, unsere Ohren für den musikalischen Klangwert der Naturgeräusche zu sensibilisieren. „Achtet mal darauf, wenn ihr Regentropfen hört, wenn sie von der Dachrinne herunterfallen oder monoton ans Fenster klopfen. Da

müsst ihr mal lauschen, wie das klingt, der Rhythmus – genauso macht Wagner es im Orchester im rastlosen Stakkato in den tiefen Streichern am Beginn der ‚Walküre‘, und deutlich sehen wir den unglücklichen Siegmund auf der Flucht – verfolgt von Feinden, von Gewitterzorn und Schicksalsmächten.“

Oder er sagte: „Hört mal genau hin, wenn draußen ein Sturm losbricht, das dumpfe Brausen, wie der Ton auf- und abschwilt! Genauso hört man es im Orchester, die rasenden chromatischen Läufe auf- und abwärts in den Bässen – richtig stürmisch!“ – „Stellt euch vor: Mittagsstille im Wald, was man da alles hört! Insektengesumm, Windhauch, Vogelstimmen und vieles andere. Genauso klingt es im ‚Waldesweben‘ im dunklen Streichertremolo und im Gewebe von vielen Orchesterstimmen. Wagner liegt am Waldesrand im träumenden Halbschlaf und hört und erlebt das alles so!“

So konnte Herr Weidmann uns lebhaft in die Seele eines Tonschöpfers hineinversetzen. Wie qualvoll war es für den frühreifen Franz Schubert, wenn er Tag und Nacht von Melodien verfolgt wurde, eine Überfülle von musikalischen Einfällen von früh bis spät. Sogar nachts im Traum wurde er von Melodien heimgesucht. Wie oft musste er nachts aufstehen und alles aufs Papier bringen, damit er für einen kurzen Moment Ruhe hatte und nicht wahnsinnig wurde. Unfassbar, was der alles geschaffen hat in seinem kurzen Leben! Schubert konnte seine letzte Sinfonie nicht mehr vollenden, und Beethoven schrieb seine Neunte mit dem Jubelchor „Freude, schöner Götterfunken“ – Höhepunkt und Abschluss seines ganzen Lebens – in völliger Taubheit.

Seltsam, wenn ein Komponist die letzten Takte schreibt, um das Erhabene auszudrücken – und wenn dann die Gestalt des Todes das einsame Zimmer betritt und ihm die Schreibfeder aus der Hand

nimmt. So schrieb Mozart sein Requiem, sein letztes großes Werk, im Auftrag eines unbekanntes, schwarz verhüllten Mannes, in wenigen Tagen. Nach der letzten Note starb er – das Geld für ein schönes Begräbnis fehlte – und nach vielem Hin und Her verschwand seine sterbliche Hülle in einem Massengrab.

Wenn Herr Weidmann solche Begebenheiten erzählte, war eine nachdenkliche Stille im Klassenzimmer.

Dann beschrieb er uns die mühevollen Arbeit des Komponisten, eine innere Klangvorstellung in eine Partitur zu übersetzen. Er malte die ganze Tafel voll mit waagerechten Notenlinien von oben bis unten: „Hier oben kommen die Flöten hin, die Holzbläser. Hier unten die Streicher: Geiger, Bratschen, Celli, Bässe. Und dort die Posaunen und Trompeter, alles taktweise untereinander. Und jetzt geht der Komponist ans Werk und schreibt die Notenlinien voll. Beim Schreiben verfeinert sich die innere Klangvorstellung und es kommen noch weitere Begleitstimmen hinzu. Ach ja! Hier, an dieser Stelle, könnte noch die Trompete einsetzen. Und hier könnte man die tiefen Streicher noch durch ein Fagott verstärken. Und hier vielleicht eine Triangel als kleiner heller Klangtupfer. Und so weiter. Und so wächst ein musikalisches Riesenwerk heran – in unendlicher, mühevoller Kleinarbeit.“

Die Tafelskizze enthielt das alles nur in flüchtiger Andeutung, aber wir wurden hineingerissen in die Abenteuerstimmung, wenn etwas Großes entsteht und sich bildet – wie das ist, wenn der Atem des Schöpferischen weht.

In einem fünfstimmigen Chorgesang konnten wir die Zusammensetzung des Sinfonieorchesters in vereinfachter Form nacherleben. Jede Gesangsstimme stellte ein Musikinstrument dar. Die erste Stimme sang: „Die Geige, sie singet, sie jubelt und

springet“ mit einer schwungvollen Geigenmelodie. Die zweite Stimme versuchte sich im Trompetengeschmetter: „Die Trompete, sie schmettert, tätätätä!“ mit Terzen- und Quartensprüngen. Die dritte Stimme sang: „Die Klarinett, die Klarinett, macht dua dua dua gar so nett“ mit einem tänzelnden Rhythmus und kleinen Intervallen. Die vierte Stimme brauchte nur einen Ton zu singen: „Das Horn, das Horn, das ruht sich aus.“ Die fünfte Stimme markierte die zwei Töne der Pauke im rhythmischen Wechsel. Zuerst wurde jede Stimme einzeln geprobt, und dann, wenn alle Musikanten sicher waren – sozusagen „konzertreif“ –, wurde es spannend – alle fünf Stimmen sangen gleichzeitig, und unser kleines Schülerorchester erklang im lustigen Dreivierteltakt.

Neben der klassischen Musik und dem Volkslied hatte auch die Unterhaltungsmusik ihr Daseinsrecht, und Herr Weidmann war der leichten Muse durchaus nicht abgeneigt. Einmal sah ich ihn – es war oben im uralten Tanzsaal bei Kaufmann Krausewitz, noch vor dem Umbau in vier neue Klassenräume – wie er am Klavier saß, kräftig in die Tasten griff und die dörfliche Tanzgesellschaft in Schwung brachte. Schüchtern stand ich als kleiner Junge neben dem Klavier, warf einen Blick in die Noten – geheimnisvolle Zeichen, denen Herr Weidmann die mitreißenden Walzerklänge entlockte.

Zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich noch einen Lehrer im Saal – ich traute meinen Augen nicht: Herr Preußner war es, der strenge Mathematiklehrer, der dort auf der Tanzfläche erschien. Und in atemberaubendem Tempo und mit großer Exaktheit führte er seine Dame durch die Menge. Es war wirklich ein „Führen“: Die Dame ging ganz auf im gebieterischen Kommando seiner festen Hand, wiegte sich leicht getragen im unsichtbaren Käfig der mathematischen Sicherheit. Stürmisch und doch schonungsvoll,

mit größter Wachsamkeit, steuerte er seine Partnerin durch das dichte Tanzgewühl. Trotz hoher Geschwindigkeit konnte absolut nichts passieren. Eher wäre es möglich gewesen, dass zwei Parallelen sich schon im Endlichen schneiden, als dass Herr Preußner mit seiner Dame irgendwo angestoßen wäre.

Und einmal erlebten wir die Vielzahl der Instrumente im klassischen Orchester in einem Lehrfilm, den uns Herr Weidmann zeigte. Wir saßen im großen Kinosaal bei Kaufmann Meierdirks und lauschten auf die Fülle der verschiedenen Klangfarben. Jedes einzelne Instrument wurde vorgezeigt und genau erklärt. Am Schluss des Filmes erhob ein Dirigent den Stab – das ganze Orchester setzte ein und schon ertönte eine glanzvolle Festmusik.

Auch die Musiksendungen im Schulfunk boten eine wertvolle Ergänzung. In einer mehrteiligen Sendung bekam der Hörer ein Gespür für den Ausdruck eines jeden Musikinstrumentes und seines Stimmungsbereichs – und in zahlreichen Beispielen wurde gezeigt, wie die verschiedenen Komponisten damit umgingen.

Die Nähe von Musik und Sprache wurde durch eine besondere Erzählmethode deutlich, die ich erst viele Jahre später durchschauen und verstehen lernte: Es war die Übertragung der Leitmotivtechnik von Wagner auf die sprachliche Gestaltung.

Das Leitmotiv dient bei Wagner dazu, den Hörer im entscheidenden Moment daran zu erinnern, was schon vorher in der Handlung eine Rolle gespielt hatte und was nun plötzlich wiederkehrt, im Bewusstsein oder im Unterbewusstsein des Helden auftaucht als Erinnerung oder Mahnung – etwa ein symbolträchtiger Gegenstand, ein Charaktertyp, eine Idee oder eine Sehnsucht. Zum Beispiel, als Senta im zweiten Akt – traumschwer und voll von düsteren Ahnungen – die Ballade von einem

ruhelosen Mann auf einem Gespensterschiff singt, da erklingt im Orchester das Motiv des „Fliegenden Holländers“ und zugleich das Erlösungsmotiv. Senta weiß noch nichts von dem Fliegenden Holländer und ahnt nichts von ihrer Bestimmung, ihn zu retten. Aber das Orchester weiß es schon – und der Zuhörer ahnt es. Das Leitmotiv ist immer kurz und einprägsam, und wenn man es einmal bewusst gehört hat, erkennt man es gleich wieder – auch dann, wenn Wagner es mit ganz anderen Klangfarben oder harmonisch verfremdet oder zwischen anderen Klängen versteckt ertönen lässt. Genauso war die Erzähltechnik von Herrn Weidmann. Zum Beispiel schilderte er die Gestalt Wotans beim ersten Auftritt im „Rheingold“: langsam schreitend, einen Speer in der Hand, einäugig, Hutkrempe und Haare so herabhängend, dass man das blinde Auge nicht sieht. Später, in der „Walküre“, entdeckt Siegmund das Schwert in dem Eschenstamm, das ihm in höchster Not helfen wird. Seine Schwester Sieglinde erklärt ihm das Geheimnis: „Es war einmal, bei jener schrecklichen Hochzeit, wo ich wider Willen mit Hunding vermählt wurde, mitten im wilden Gelage – da taucht ein alter Mann auf, ein Greis im grauen Gewand, langsam schreitend, der Hut merkwürdig schief, stößt ein Schwert in den Stamm und sagt: ‚Wem es gelingt, das Schwert wieder herauszuziehen, dem soll es gehören!‘ Ebenso geheimnisvoll, wie er auftauchte, verschwand er wieder. Keiner von den starken Helden konnte es schaffen, das Schwert herauszuziehen.“

Herr Weidmann sagte nicht: „Der fremde Greis war Wotan.“ Aber wir Schüler wussten es auf einmal. Herr Weidmann schilderte den fremden Greis mit genau demselben Wortlaut wie vorher den Wotan. Auf einmal hatten wir ihn in der Verkleidung der fremden Rolle wieder erkannt. Zugleich ahnten wir: Wotan steht auf der

Seite von Siegmund und Sieglinde und wird sie beschützen gegen Hunding, den Knecht der dämonischen Macht.

Später entdeckte ich bei Thomas Mann das Leitmotiv als Erzähltechnik und dachte mir: Das kennst du doch?!

Und Thomas Mann hatte die Anregung zur musikähnlichen Erzählmethode nicht nur von Wagner bekommen, sondern auch noch aus einer ganz anderen Quelle: vom Alten Testament. Gott straft und vergibt, Gott schließt einen Bund und verheißt eine neue Zukunft – immer wiederkehrende Leitmotive der biblischen Erzählkunst.

Das sind nur wenige Beispiele. Der ganze Unterricht von Herrn Weidmann war auf der Erlebnisweise des Hörens aufgebaut. Sein Unterricht war die allmähliche Auffächerung eines musikalischen Universums. Jeder Komponist war eine Welt für sich, ein innerer Musikplanet. So wurden wir neugierig auf Ohrenfeste im Konzertsaal und im Theater. Er machte uns sensibel für Regenzaubertöne und naturseelenhaftes Klanggewebe, für Schattenchor und Mitternachtsgeflüster, für Prestissimo-Jubel und Schöpfungsbrausen – für das Urlied der Welt.

Eine große Weltanschauung war es, die Herr Weidmann uns im Unterricht vermitteln konnte. Nein, noch bezeichnender und treffender wäre zu sagen: eine „Weltanhörung“.

2. Erzählkunst – ferne Sagen und Mythen

Das war der Musikunterricht von Herrn Weidmann – und wir vergaßen völlig, dass wir uns im einfachen Raum neben dem Ziegenstall befanden. Schon allein für diesen Unterricht in dem einen Schulfach hätte er es verdient, in einem Pantheon von großen Lehrgestalten verewigt zu werden.

„Weltanhörung“ – ein schwergewichtiges Wort –, und ich habe eine Weile gezögert, bevor ich es niederschrieb – aber es ist wohl geeignet für seine Art zu unterrichten. Die Welt als Ganzes wurde in der Weise des Hörens erlebt – als ein umfassendes Klangwunder. „Weltanhörung“ – dieser Ausdruck wäre der wohlverdiente Abschluss am Ende meines Berichtes über Herrn Weidmann. Aber ich bin nicht, noch nicht, am Ende – noch lange nicht. „Weltanhörung“ – das war ein Füllhorn, das auch in anderen Fächern des Unterrichtes ausgeschüttet wurde – besonders in Deutsch. In der „Weltanhörung“ wuchsen Musik und Sprache zusammen.

Herr Weidmann war ein Meister im Vortrag von Gedichten. So wirkungsvoll konnte er die Gedichte vorlesen, dass die Bilder quicklebendig aus dem Buch heraussprangen. Der Deutschlehrer wurde zum lyrischen Klangmagier. Die Gedichtzeilen waren eine Textpartitur, die man zum tönenden Leben erwecken konnte. Eine zarte Silbenmusik beschwor den leuchtenden Frühling von Lenau; balladenhafte Gestalten wie König Belsazar, der im Nachtlager aus lauter Übermut seinen Hohn dem höchsten Gott

entgegenschleudert. Und da – eine Flammenschrift an der Wand, die seinen Tod verkündet! Noch in derselben Nacht wurde er von seinen Knechten ermordet. Das kam wie aus dem Urdunkel der Sprache, wenn Herr Weidmann es zu Gehör brachte.

Und das Pathos von Schiller in der „Bürgschaft“ und im „Lied von der Glocke“ war gewaltig wie eine Sturmschrift. Unvergesslich der jagende Rhythmus im mitternächtlich schreckhaften Geläute und in der Massenpanik mit Revolution, Krieg und brennenden Häusern! Jeden Vers und jedes Wort konnte Herr Weidmann in einen musikähnlichen Klang verwandeln. Ich erinnere mich noch, wie er einmal den Text vom Geisterchor zum Beginn der Wolfsschlucht-Szene im „Freischütz“ vortrug. Er versuchte, den heftigen Kontrast von Pianissimo und Fortissimo von Chor und Orchester sprachlich nachzugestalten.

Zwischen Deutschunterricht und Musikunterricht gab es keine klare Abgrenzung. Wir entwickelten einen Sinn für den musikalischen Klangwert der Sprache und für den sprachlichen Ausdruckswert der Musik.

Besonders spürbar war diese innere Einheit von Sprache und Musik im Volkslied. Herr Weidmann versuchte, uns das Herz zu erwärmen für die bodenständige Innigkeit des Liedes „Ännchen von Tharau“, für die leise Wehmut von „Zogen einst fünf wilde Schwäne“ und im Lied vom „Schneegebirge“ – die Reinheit und Unschuld der ersten Liebe in „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß wie heimliche Liebe“ – und den Trennungsschmerz im Lied „Es waren zwei Königskinder“. Er machte uns empfänglich für die Vielfalt der Wortmelodien und für die gemütvollere Tiefe der Lieder. Aus jeder Strophe konnte er im Handumdrehen eine kleine Geschichte erfinden – und helle und dunkle Bilder zogen auf dem Klangstrom des Liedes dahin. Wir

spürten den lebendigen Atem der Gesänge – das romantische Umfeld, aus dem sie einmal entstanden waren.

Der Erzählstrom, Wortstrom, Klangstrom war allgegenwärtig und zog auch alle anderen Unterrichtsfächer in den Bann. Herr Weidmann war der allmächtige Sprachzauberer, in dem das Wissen der Menschheit tönend lebendig wurde. Wir hörten die schweren Schritte des Neandertalers, der vor sechshunderttausend Jahren auf der Jagd den Urwald durchstreifte – das undeutliche Wirrwarr-Geraune der Götterstimmen im Rauschen des Windes im Ohr der alten Römer und Germanen; die Rätselworte der Orakelpriesterin über dem dampfenden Felsspalt in Delphi. Wir hörten den Wehe-Gesang des Chores auf der Bühne der griechischen Tragödie. Wir erlebten den weitgespannten Bilderbogen antiker Mythologie mit den einäugigen Zyklopen, den Rachegöttinnen und Erynnyen, mit der Schreckfratze des Schlangenhauptes der Medusen. Wir sahen das Kommen und Gehen von Völkerwanderungen und Schlachten, von Königreichen und Kulturen.

Im Erdkunde-Unterricht schilderte Herr Weidmann uns die Eigenart der Menschen in fernen Ländern. Wir machten einen Phantasie-Spaziergang mit den Menschentypen – und gemäß der Landschaftsform waren die Gespräche knapp und einsilbig oder heiter und sorglos. Jede Landschaft hatte ihre Elementarseele, die auch in den Gesichtern und in der Mentalität der Menschen zum Ausdruck kam. Oft auch wurden die rauen Klimazonen der Erde mit einem tragischen Schicksal verknüpft: das Verschwinden von Karawanen im Sandsturm der Wüste Sahara, das Scheitern der Feldzüge Napoleons und Hitlers im russischen Winter und der Untergang der „Titanic“ im Eismeer.

Im Fach „Gemeinschaftskunde“ – heute würde man es „Umwelt- und Sozialkunde“ oder auch „Soziologie“ nennen – erzählte uns

Herr Weidmann das bittere Schicksal und den monotonen Alltag einer Arbeiter-Familie am Rande des Existenzminimums – im Zusammenhang mit den Gesetzen des Marktes, mit Industriewachstum, Vermassung, Lohn-Preis-Spirale, Inflation usw., und wir bekamen eine lebendige Vorstellung von der wirtschaftlichen Entwicklung in der Neuzeit und von Armut und Elend.

3. Gespenstischer Humor

So tönt und klingt es weiter fort – eine Musik und ein Erzählstrom ohne Ende. Sturmgepeitschtes Meer und Klangstrom des flutenden Rheins, spöttisches Gekicher der Wassernixen und Geraune der Götterstimmen im Wind, Gewitterhimmel und Feuerzauber, Waldweben und Vogelstimmen. Leitmotive in Opern und im Gang der Menschheitsgeschichte. Romantisches Gedicht – Geisterchor und Silbenmusik des Frühlings. Wehegesang der Tragödie und bodenständiges Volkslied.

Und das alles in jenem kleinen Klassenraum neben dem Viehstall – und durch das halb offene Fenster gaben die Vögel zuweilen den Kommentar mit ihren Zwitscherlauten.

Der ganze Stoff des Unterrichtes und das Wissen der Menschheit zogen an unserem Auge vorüber wie auf einer großen Drehbühne, die sich langsam fortbewegt. Und dahinter jene „Verwandlungsmusik-Magie“, aus der immer wieder neue Epochen und Zeitgemälde aufstiegen. Und der Klangstrom von Wagner tönte fort und fort – erzählte von den Mythen und Wundern einer längst vergangenen Zeit. Gestik des „Es war einmal“, die in der Musik lebendig wurde.

Am schönsten aber war der Humor von Herrn Weidmann – eine wohltuende Erfrischung nach dem zackigen Unterrichtstempo der

Lehrer Zadka und Preußner. So lasen wir im Deutschunterricht die schnurrige Ballade vom Schneiderjungen in Krippstedt, der einst dem Bürgermeister die Zunge herausstreckte. Man warf ihn kurzerhand ins Gefängnis – und dort gelang es dem Schlingel doch tatsächlich, mit seiner Mütze einen gefährlichen Brand zu löschen – mitten in der Nacht! Und zur Belohnung durfte er noch einmal die Zunge herausstrecken, soweit er konnte – und der Bürgermeister legte ihm mehrere Dukaten drauf.

Der Geschichtsunterricht war überquellend von Anekdoten, die Herr Weidmann immer wieder einflechten konnte, um die großen Männer der Geschichte zu charakterisieren. Zum Beispiel: Alexander der Große besucht den griechischen Philosophen Diogenes, der genügsam in seiner Tonne sitzt. Alexander: „Unglaublich! Du bist der erste Mensch, der wirklich zufrieden ist. So etwas ist mir noch nicht begegnet. Gratuliere! Kann ich dir noch einen Wunsch erfüllen?“

Alexander dachte wohl an riesige Goldmengen oder schöne Kleider oder an ein halbes Königreich.

Diogenes lächelte: „Nur einen Wunsch habe ich: Bitte, gehe mir aus der Sonne!“

Friedrich der Große irrt waffenlos umher nach einer Schlacht. Da kommt ein feindlicher Krieger, schon hat er den König erkannt, legt das Gewehr an, um ihn zu erschießen. Friedrich: „Mensch, du hast ja gar kein Pulver auf der Pfanne!“ Der feindliche Krieger schaut nach, ganz verwirrt. Natürlich hat er Pulver. Aber in der Zeit, wo er nachsieht, gibt Friedrich seinem Pferd die Sporen und ist längst über alle Berge.

Solche Anekdoten konnte Herr Weidmann zu Hunderten aus dem Ärmel schütteln. Oft geriet er in eine ausschweifende Fabulierlust und malte uns eine Fülle urkomischer Begebenheiten vor Augen,

die sich am Rande der großen Geschichte abspielten. Diese Anekdoten waren immer ein paar fröhliche Farbtupfer im Gesamtgemälde einer Zeit, und sie konnten etwas von der Atmosphäre einer bestimmten Epoche einfangen.

Unvergesslich, wenn er bedächtig seine große Taschenuhr mit einer goldenen Kette aus der Jacke hervorzog und einen kurzen Blick auf die fortgeschrittene Zeit warf: „Oh – fünf Minuten haben wir ja noch! Schön! Jetzt erzähle ich noch schnell eine kleine Anekdote!“ Wir waren alle freudig gespannt, was nun kommen würde. Sofort zog er eine Story aus seinem Gedächtnis wie ein Zauberkünstler einen unerwarteten Gegenstand aus dem Hut. Und pünktlich am Schluss der Stunde kam die Pointe – der große Lacherfolg. Herr Weidmann gab uns den Wink zur Pause, und putzmunter sprangen wir aus dem Klassenzimmer nach draußen.

Sein Humor streifte manchmal das Gebiet der Sprachkomik – zum Beispiel wenn er erzählte, wie Beckmesser in der Oper „Die Meistersinger“ das Preislied von Walter heimlich abschreibt, um es beim Wettsingen als sein eigenes Lied auszugeben – doch aus lauter Ungeschick entstellt er den herrlichen Text durch Buchstabenvertauschung: Ein absurdes Kauderwelsch entsteht. Als Herr Weidmann uns das vorlas, die schöne Originalfassung und daneben die Verhuzung (stilistisch verwandt mit den Galgenliedern von Morgenstern), gab es ein schallendes Gelächter. Von den Musik-Anekdoten sind mir noch einige in Erinnerung geblieben: Ein Opernsänger steht auf der Bühne und singt die Tonleiter abwärts – den letzten Basston ganz unten schafft er nicht mehr, die Stimme versagt ihm – doch ein Fagott im Orchester springt ein und spielt ganz schnell den richtigen Ton, der noch fehlt. Der Sänger lüftet seinen Hut, macht eine höfliche Verneigung zum Orchestergraben hin: „Dankeschön!“

Franz Joseph Haydn kam morgens einfach nicht aus den Federn. Doch seine Frau wusste schon, wie sie ihn aus dem Bett lotsen konnte. Sie setzte sich ans Klavier, spielte eine Tonleiter aufwärts und ließ den letzten Ton weg, so dass sie auf der Septime endete. Unerträglich für das empfindsame Ohr von Haydn! Schwupps war er aus dem Bett, sprang ans Klavier und spielte den noch fehlenden Ton. Die Tonleiter war vollendet, und er war aufgestanden. So einfach hatte seine Frau ihn überlistet – auf musikalischem Weg!

Ein Spaßmacher wettet mit einem Klaviervirtuosen:

„Hochverehrter Meister – ich bewundere Sie! Doch ein Kunststück gibt es, das Sie nicht können – wetten?“

Der Virtuose: „Doch – ich kann alles auf dem Klavier. Für mich gibt es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten!“

Zum Beweis spielt er dem Zweifler etwas vor – mit halbsbrecherischen Passagen – schwindelerregend. Die Hände fliegen auf der Tastatur herauf und herunter – rasende Läufe, Trillerketten, mächtige Akkordtürme. Mit Bravour und höchster Eleganz schüttelt er alles aus dem Ärmel.

„Nun, was sagen Sie jetzt? Kann ich alles oder nicht?“

Der Kritiker: „Einfach hervorragend! Überwältigend! Aber eins können Sie doch nicht!“

„Was denn?“

„Den höchsten Ton und den tiefsten Ton und den Ton in der Mitte der Tastatur anschlagen – alle drei gleichzeitig – das schaffen Sie nicht!“ „Nein – das kann keiner.“

„Aber ich kann es! Ganz einfach! Passen Sie auf!“ Und der Spaßvogel setzt sich ans Klavier – mit der rechten Hand spielt er den höchsten Ton, mit der linken Hand den tiefsten –, zugleich beugt er sich weit vor und mit der Nase drückt er den Ton in der Mitte herunter.

Reichlich absurd war auch die folgende Geschichte: Bei einer Testamentseröffnung erfahren die Angehörigen den letzten Willen des Verstorbenen: „Wer es in den nächsten zehn Minuten schafft, mir eine Träne nachzuweinen, der bekommt das ganze Erbe!“ Schwierig – denn niemand ist in Trauerstimmung. Alle sind froh, dass der Verstorbene nicht mehr da ist, denn er war kein angenehmer Zeitgenosse. Aber da es sich um ein sehr hohes Vermögen handelt, versucht jeder krampfhaft, sich eine Träne herauszuquetschen. Jeder will es zuerst schaffen, aber es gelingt nicht. Sie verzerren den Mund, kneifen die Augen zu, legen das Gesicht in Trauerfalten, machen die unmöglichsten mimischen Verrenkungen. Umsonst!

Da bricht jemand in ein schallendes Gelächter aus: „Die vielen verzerrten Gesichter – nein, wie komisch!“ Er findet es so drollig, dass er kein Ende findet in seiner grenzenlosen Heiterkeit. Immer wieder muss er losprusten. Und da – vor lauter Lachen – kommt ihm eine Träne aus dem Auge. Und der Richter: „Gratuliere! Du hast gewonnen – du bekommst alles!“

Und Herr Weidmann schnitt beim Erzählen alle nur denkbaren urkomischen Grimassen – wie einer, der versucht, doch noch ein paar Krokodilstränen zu erzwingen. Großer Lacherfolg!

Das sind nur ein paar Kostproben aus der reichen Schatzkiste mit den skurrilen Geschichten von Herrn Weidmann. Aus irgendwelchen Banalitäten am Rande des Alltags konnte er die Funken des Humors herausschlagen und zum Leuchten bringen. Kleine, graziöse Nichtigkeiten waren es, die er aufspießte und zu einem Erzählkunstwerk ausbaute. Schon aus einer völlig belanglosen Situation konnte er die versteckte Komik hervorzaubern. Alte Schnurren und Schoten aus längst vergangener Zeit waren es, die die Hintertreppenatmosphäre der Geschichte

beleuchteten. Knappe Anekdoten, die sich wie ironische Papierschlangen um die großen Gestalten der Geschichte herumwanden. In jedem Unterrichtsfach gab es etwas zu lachen. Jede staubtrockene Materie wurde lebendig – wahrhaft ein enzyklopädischer Humor, der das Gebäude seines vielseitigen Wissens durchdrang wie ein wirres Wurzelwerk.

Sogar das sture Auswendiglernen von Grammatik-Regeln konnte Spaß machen, und der langweilige Paukunterricht wurde zum reinsten Vergnügen unter seinem pädagogischen Zauberstab. Unermüdlich war er dabei, die schwierigen Termini der lateinischen Grammatik in unsere lernschwachen Gehirnwindungen einzutrichtern.

So schrieb er einmal das Wort „Nominativ“ an die Tafel – im fünften Schuljahr. Langsam und mit großen Buchstaben malte er das Wort an das schwarze Brett, erklärte uns die Bedeutung des seltsamen Fremdwort-Ungeheuers – und dann wiederholte er es langsam, mehrmals, suggestiv und überdeutlich wie eine magische Formel: „No-mi-na-tiv!“ Er nahm einzelne Schüler dran, die es wiederholen mussten: „No-mi-na-tiv!“ Dann rief er lachend: „Jetzt alle!“ Und wir: „No-mi-na-tiv!“ Dann kam die lustige Übung mit endlos vielen, kleinen Sprechgruppen: „Jetzt alle Mädchen – alle Jungen – alle mit Brille – alle ohne Brille – alle Blondes – alle Dunkelhaarigen. Jetzt alle Schüler aus Mentzhausen – aus Jaderaußendeich – aus Jaderberg – aus Schweiburg ...“

Und zum Schluss rief er: „Jetzt alle Schafsköpfe!“ Und wir riefen alle miteinander übermütig und mit dreifacher Lautstärke: „No-mi-na-tiv!“

Auch der Dümme konnte es jetzt im Schlaf!

Mit den Händen dirigierte er fröhlich unseren Sprechrhythmus, so als wären wir ein Orchester mit einer kleinen Operettenmusik.

Dicht neben dem Humor lag das Gespenstische und Gruselige.

Welche Fülle seltsamer Schauergeschichten gab es in der griechischen und germanischen Mythologie! Der einäugige Riese, der Zyklop, der sich schlafen legt, einen glühenden Pfeil stößt Odysseus in sein Auge, nur mit knapper Not kann er auf dem Ruderschiff entkommen, und der Zyklop, brüllend vor Schmerzen, schleudert gewaltige Felsbrocken ins Meer, die aber das Schiff nicht mehr erreichen; der dreiköpfige Cerberus als Höllenhund am Eingang des Hades; Wotan, der im Nachtgewitter durch die Wolken rast – düsterflamend und mit Sturmeseile – mit Hundegebell, Donnerkeil und achtfüßigen Pferden. Und welch ein Gruselkabinett in der dämonisch verwirrenden Opernwelt – vom Fliegenden Holländer bis zum Freischütz! Wir erlebten den halsbrecherischen Abstieg in die Wolfsschlucht, von Gewittern durchzuckt – da erscheint die Geliebte als Traumbild: „Geh nicht hin! Kehr zurück!“ Das vielfache Echo vom Höllengelächter Samiels: „Sechse treffen, sieben äffen!“ Und dann das Teufelsexperiment, Bleikugeln zu gießen. Schon ist die erste Kugel fertig, Max ruft: „Eins!“ Der Freischütz wiederholt: „Eins!“ – ein Geisterchor in der Ferne singt „Eins!“ und eine Geisterprozession schwebt vorüber. Bei jeder weiteren Bleikugel vermehren sich die Spukphänomene – und nach der siebten Kugel bricht ein Höllenspektakel aus, überall – und plötzlich: Alles fort. Geisterstille. Kirchenglocke in weiter Ferne: Mitternacht!

Beethoven beim Spaziergang im rauen Wetter, wehender Mantel, sein Gesicht finster verschlossen, sturmzerwühlt und musikbesessen – im Inneren brütet er gerade die „Schicksalsinfonie“ aus.

Und was für ein wildes Panorama in der Sagen- und Märchenwelt! Wallenstein, Kriegsheld und Schlachtengott, unverwundbar, alle trifft es, nur ihn nicht, sorglos schreitet er durch den dichtesten Kugelhagel, fängt die Kugeln auf, die rechts und links an ihm vorbeipfeifen – mit der bloßen Hand! Grausige vielarmige Meeresungeheuer, verborgen in der dämmrigen Tiefe des Wassers: „Der Taucher“ von Schiller. Der einsame Ritt des Vaters mit dem todkranken Kind im Arm, und überall verschrumpelte Baumgespenster, Mondlicht und Nebelspuk, kichernde Irrlichter und Flüsterstimmen – Kobolde, die schon nach der Seele des Kindes greifen.

Das Wirtshaus im Spessart – finster versteckt zwischen spukhaft hageren Tannen – allmählich kommen die Gäste dahinter, dass sie ahnungslos in eine Falle geraten sind, in eine Räuberhöhle. Mit schweren Möbeln wird die Tür verrammelt, und damit sie wach bleiben, vertreiben sie sich die langen Stunden der Nacht mit Geschichtenerzählen – zwischendurch immer wieder aufgeschreckt durch ein Rascheln, schleichende Tritte und verdächtige Zeichen.

Ein Gruselfilm: „Der Student von Prag“, der von seinem Doppelgänger verfolgt wird – ein Schattenbild, halb tot und halb lebendig, das ihm auf dunklen Gassen begegnet, nachts – ihn anstarrt mit irren Augen und leerem Grinsen, immer wieder – sein Ebenbild als einsamer Fußgänger oder in Teufelskutschen und wandernden Särgen.

Die Gruselgeschichten von Herrn Weidmann hatten noch nichts zu tun mit dem Sadismus von Horror-Videos der heutigen Zeit. Seine Erzählkunst war weit entfernt von den primitiven Effekten der Unterhaltungsindustrie. Immer hatten seine Schauergeschichten eine Nähe zum grotesken Humor. Diese Mischung von Schock und Komik war kennzeichnend für die Atmosphäre seiner Geschichten

– eine Mischung, die meine spätere Vorliebe für Jean Paul, E. T. A. Hoffmann und Wilhelm Raabe erklärt.

Neben Humor und Spuk gab es in der Erzählkunst von Herrn Weidmann noch eine dritte Region: Er hatte einen Sinn für das Erhabene.

Immer war es ein großer Augenblick, wenn etwas Glanzvolles und Herrliches aus der Tiefe seines Herzens aufstieg und Wort-Gestalt annahm. Langsam und feierlich schritt er den Mittelgang zwischen den Schulbänken auf und ab, seine Lippen bewegten sich langsam – wälderschwer –, sein Blick war in die Ferne gerichtet – eine Ferne außerhalb des Klassenzimmers, in eine nebelhafte Raumesweite, wo sich eine Vision verdichtete – oder, besser gesagt: Seine Augen waren mehr nach innen gerichtet – in das Innere seines markanten Schädels, dessen Form an eine musikdramatische Bühne erinnerte, wo sich alles abspielte, Spaß und Spuk, Mythologie und Sagenwelt und das ganze ungeheure Drama der Menschheitsgeschichte – mit einem Schimmer von Transzendenz im Blick, mit einer heimlichen Glut unter den dunklen Augenbrauen. So begann er zu erzählen, mit raunender Stimme – von der Musik in der „Schöpfung“ von Franz Joseph Haydn – die ersten Takte – Chaos – nebelhafte, ziellos schweifende Streicherfiguren – und da – ganz leise, kaum hörbar – ein mystischer Fernchor: „Und Gott sprach, es werde Licht! Und es ward — Licht!!!“ – und bei dem Wort „Licht“ ein Fortissimo-Jubel im ganzen Orchester, Geigen, sieghafte Trompeten, strahlendes C-Dur-Fest. Die Sonne durchdringt eine Wolkenwand – mit verschwenderischer Leuchtkraft – Schöpfung! „Das müsst ihr mal hören – gewaltig!“

Oder Faust im Verzweiflungsmonolog – er beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen – schon setzt er die Trinkschale mit dem tödlichen Gift an die Lippen, da – genau in dem Augenblick – ertönen Glocken und Gesang aus der Kirche und dringen in das einsame Studierzimmer – mit der frohlockenden Botschaft der Auferstehung. Und Faust steht da wie vom Blitz getroffen, lauschend – die Hand mit der Schale senkt sich – langsam –, neue Hoffnung keimt in seiner Seele, und ein himmlisches Morgenglühen vertreibt die Schatten der Nacht und das Labyrinth zweifelnder Fragen.

Die Trauer Tristans – wie er daliegt am felsigen Ort, schwer verwundet und todkrank, halb bewusstlos, preisgegeben der Unendlichkeit von Himmel und Meer – ausgestreckt wie am Rande des Nichts, zerrissen von hoffnungsloser Sehnsucht.

Herr Zadka – Exerzierplatz der Fremdsprachen

Der Sprachunterricht bei Herrn Zadka war eine wertvolle Ergänzung zum Musik- und Deutschunterricht von Herrn Weidmann. Das Erlernen einer fremden Sprache ging vom Hören aus, vom genauen Zuhören und deutlichen Nachsprechen. Wieselflink lief er von einem Schüler zum anderen, und mit überdeutlicher Betonung sprach er jedem das Wort vor – langsam gedehnt, und jeder einzelne musste es nachsprechen.

Emsig exerzierend, in unermüdlichen Wiederholungen, unterwarf er unsere Stimmbänder, Zungen und Lippen einem eisernen Training, trimmte unsere Sprachwerkzeuge, um das „Ziel“ zu erreichen – das er ständig betonte und mit großem Nachdruck herausstellte, mit erhobenem Zeigefinger und beschwörenden Blicken – ja, „das Ziel des Sprachunterrichtes: eine fabelhafte Aussprache!“.

Mit suggestiver Genauigkeit prägte er uns den Unterschied der Laute ein: stimmhaftes S und stimmloses S, das deutsche R im Unterschied zu dem englischen R, das nicht hinten mit dem Zäpfchen gesprochen wird, sondern dunkel und mit zusammengerollter Zunge.

Aber nicht nur die korrekte Aussprache jedes einzelnen Wortes war wichtig, sondern auch der ganze Satz, der Schwung der Sprachmelodie mit Hebungen und Senkungen der Stimme, wenn man einen Engländer oder einen Franzosen sprechen hört – dieser Tonfall einer Sprache – der unverwechselbare Klang!

Ja, es lag schon fast etwas Musikalisches darin, den Sound einer fremden Sprache zu treffen. Diese Einheit von Sprache und Musik im englischen und französischen Tonfall wurde mir erst sehr viel später bewusst – zum Beispiel im beschwörenden Sprechgesang der Hexen in Shakespeares „Macbeth“: „Fair is foul, and foul is fair“ – oder in der zarten Musik der französischen Lyrik.

Aber zunächst einmal war der Sprachunterricht ein stures Pauken. Dazu das rasante Unterrichtstempo: Von der ersten Sekunde an ging alles wie am Schnürchen. Schneidig betrat er das Klassenzimmer – Lehrbuch und Notizbuch fest unterm Arm – lief schnurstracks nach vorn, eilig marschierend wie auf einem Exerzierplatz, warf einen kurzen Blick auf seine Schüler – prüfend, ob auch jeder gerade genug stand. Und wir alle standen stramm wie eine Eins, und schon begann zügig und zackig das Ritual am Anfang jeder Stunde. Er: „Good morning!“ Wir: „Good morning!“ „Sit down!“ „We sit down!“ Mit schwungvoller Hand schrieb er etwas an das Tafelbrett und sprach es uns vor, wir sprachen es nach – und im Handumdrehen mussten wir das Heft aufschlagen, unser „Merkheft“, und es sorgfältig und mit ordentlicher Handschrift abschreiben.

Und wehe, jemand hatte sein Heft vergessen! Oder wehe, jemand hatte nicht gründlich die Vokabeln gelernt! Nervös und heftig flatterte sein Notizblock in der ausgestreckten Hand, und aus den Zetteln schlug der Zorn wie ein flammender Blitz, um den Faulpelz zu treffen und aufzurütteln: „Verdammt nochmal – von Tuten und

Blasen keine Ahnung! Kein Schimmer! Nein, nein – so wird das nichts mit uns!“

Und wehe, wenn jemand sich das alberne Lachen nicht verkneifen konnte – prompt knallte es – und der respektlose Lümmel hatte eine Ohrfeige sitzen. Und manchmal, mitten in der fliegenden Eile des Unterrichtes, fixierte er einen Schüler mit starrem Blick – anerkennend oder vernichtend –, zückte sein kleines Notizbuch, ruck zuck hatte er einen dünnen, fein gespitzten Stift zur Hand: „Dir will ich mal eine Zwei anschreiben!“ Oder: „Dir will ich mal eine Fünf anschreiben!“ Große Stille im Klassenzimmer – ein paar Sekunden lang – eine ehrenvolle oder strafende Stille. Schon im nächsten Augenblick war er wieder an der Tafel oder beugte sich streng prüfend über das Geschreibsel in den Schulheften.

Damit will ich nicht sagen, dass wir überfordert waren. Besonders im ersten Jahr bemühte er sich um einen altersgemäßen Unterricht. Oft gelang es ihm, uns den trockenen Stoff durch phantasievolle Einkleidung der grammatischen Regeln nahe zu bringen. So sprach er von dem „bösen Zauberer“, der immer das „y“ in ein „ie“ verwandelt, wenn bestimmte Endungen angefügt werden – und für eine Weile kam ich ins Träumen und sah, wie die Buchstaben aus der Tafel heraussprangen und den Zauberer umtanzten. Doch schon im nächsten Augenblick geschah wieder etwas Neues: Er sammelte unsere Bleistifte ein, hielt sie wie einen starren Blumenstrauß in der Hand, nahm einen Bleistift nach dem anderen heraus und fragte: „What colour is this?“ – und wir riefen: „Yellow! Green! Black!“ und so weiter. Oder einer wurde rangenommen und musste einen Satz gleichzeitig sprechen und handelnd ausführen: „I open the window – I shut the window!“ – und dann das Öffnen und Schließen des Fensters und der Kreideschachtel. Handlungsorientierter Unterricht! Schon nach wenigen Wochen

waren wir soweit, dass kein deutsches Wort mehr gesprochen wurde. Der ganze Unterricht ging fließend in englischer oder französischer Sprache.

Manchmal gab es Stunden, wo er die Zügel etwas locker ließ, und wir durften uns ausruhen. Dann kam er ins Erzählen, schilderte uns dramatische und wechselvolle Kapitel aus der Geschichte Englands, beschrieb die märchenhafte Schönheit französischer Landschaften und Schlösser und den zauberhaften Klang der Sprache, die genau zu dieser malerischen Umwelt passt – und wie beglückend es sei, wenn man dann selbst auch diese Sprache reden könnte. Oder er erzählte uns etwas aus seinen Kriegserlebnissen oder las uns englische Witze vor – mehrmals – bis auch der letzte Schüler die Pointe begriffen hatte und lachen musste.

Gelegentlich konnte er völlig abschweifen und landete plötzlich bei der „Seelenwanderung“ und beim „Fegefeuer“ – ein Ort, wo uns noch einige Prüfungen und Läuterungen bevorstünden. Das Jenseits war für ihn ein höheres Klassenzimmer – oder eine unendliche Folge von Klassenzimmern mit strengen Zensuren und Zeugnissen mit dem Ziel der endgültigen Versetzung in jene letzte und höchste Stufe, die wohl alle einmal erreichen werden.

Das Aufregendste waren immer die Klassenarbeiten. Wenn dann die Tür aufging und Herr Zadka ganz unverhofft mit einem Stapel Hefen hereinkam, sahen wir uns ganz erschrocken an – und jeder wusste: „Eine Klassenarbeit – jetzt wird es ernst!“ In flatternder Eile verteilte er die Hefte, und im Nu hatte jeder das Heft mit seinem Namen – und schon ging es los: Ohren spitzen, lauschen in fieberhafter Konzentration, das Gedächtnis auf Hochtouren laufen lassen – denn Herr Zadka las uns eine Geschichte auf Englisch oder Französisch vor. Zuweilen schrieb er eine Vokabel an die Tafel, die wir noch nicht kannten. Und dann fingen wir an mit der

schriftlichen Nacherzählung. Stille. Mit leise federnden Schritten ging Herr Zadka auf und ab – auf und ab – die Dielenbretter knarrten unter seinen Füßen. Ein Ruck, und er blieb stehen – genau hinter einem Schüler, warf einen langen prüfenden Blick über dessen Schulter und wie ein Suchscheinwerfer überflog sein Auge eine ganze Seite im Schreibheft – ging wieder nach vorn, immer langsamer, ein paar Sekunden nur – Sekunden, die sich endlos dehnten. Da schoss er herum, ein Blitz fuhr aus den halb zusammengekniffenen Augen, ein harter Blickstrahl fixierte den verwirrten Schüler, der unwillkürlich zusammenfuhr, und mit heftiger Stimme rief er den Namen des Delinquenten:

„Junge, da sind aber noch eine Menge Fehler drin in deiner Nacherzählung! Mein lieber Mann! Also, was ich da gesehen habe! Ganz schwere Fehler! Das musst du dir noch mal gründlich ansehen, Freundchen!“

Noch aufregender war die Rückgabe der Klassenarbeit. Der Stapel der Hefte war genau geordnet: Oben lagen die besten Arbeiten, die durchschnittlich guten in der Mitte des Stapels, die schlechten ganz unten. Jedes Heft nahm Herr Zadka einzeln in die Hand, rief den Namen auf, besprach gründlich jeden Fehler – und dann wieder das nächste Heft. Wer eine Eins oder eine Zwei geschrieben hatte, kam zuerst dran, wer „befriedigend“ oder „ausreichend“ hatte, erfuhr es etwa in der Mitte der Stunde. Und wer eine Fünf hatte, dem wurde in letzter Minute das Heft auf den Platz geworfen.

Da ich im Sprachunterricht nicht immer zu den Besten zählte, wurde ich lange auf die Folter des Wartens gespannt. Die Stunde schien kein Ende zu nehmen, und der Haufen der Klassenarbeitshefte schmolz immer mehr zusammen, ohne dass mein Name fiel. Und mit jedem weiteren Heft, das mir nicht gehörte, schwand die Hoffnung dahin, dass ich vielleicht doch noch

zu den Kandidaten zählte, die wenigstens eine knappe Vier geschrieben hatten. Nervenzerreißende Spannung – wachsende Enttäuschung. Ganz zuletzt blieb nur noch ein einziges Heft auf dem Lehrerpult – und mit unfehlbarer Gewissheit konnte ich mir sagen, wem dieses Heft gehörte.

Erst in den zwei letzten Unterrichtsjahren – Klasse neun und zehn – wurden die Stunden bei Herrn Zadka richtig interessant: Wir bekamen einen Einblick in die englische und französische Literaturgeschichte – und für die besonderen Ausdrucksmöglichkeiten dieser beiden Sprachen. In Englisch lasen wir Detektivgeschichten mit jener Knappheit, dem sachlichen Scharfsinn und dem gespenstischen Humor, der die englischen Autoren kennzeichnet. In Französisch lasen wir kunstvolle Erzählungen, die oft in Paris spielten – in einem prunkvollen Saal mit blitzenden Kronleuchtern, im Schatten des Eiffelturmes, in der Dämmerung gotischer Kathedralen – oder im einfachen Dorfmilieu bei der Heu- oder Weinernte. Geschichten, die uns Frankreich vor Augen malten mit originellen Charakterfiguren, die dort lebten.

Im zierlichen Klang der Sprache, im Malerpinsel der lebendigen Schilderungen und den Farbtupfern der Worte verfiel sich etwas vom Lichtzauber des französischen Impressionismus.

In den Sommerferien fuhr Herr Zadka immer nach Frankreich. Nach ein paar Wochen kam er zurück – braungebrannt, von Heiterkeit beflügelt, überglücklich. Er hatte mal wieder aufgetankt, hatte französische Luft geatmet – den milden Hauch der Landschaften und den frischen Wind im Klangrausch der Sprache. Jeden Tag hatte er sich eifrig Notizen gemacht und treffende Redewendungen aus der Umgangssprache aufgespießt – mit seinem dünnen, fein gespitzten Bleistift – Fetzen der Umgangssprache, im Alltag erlauscht – neue Klänge und Nuancen

in der unermesslichen Ausdrucksvielfalt dieser Sprache. Davon servierte er uns einige Kostproben im Unterricht – mit leuchtenden Augen.

Diese Sprache hat er wirklich geliebt!

Jahrzehnte später war ich in Paris – in jener großen Welt, die Herr Zadka uns immer als eine Traumstadt beschrieben hatte. Überall hörte ich den melodischen Singsang auf der Straße, das lachende Geplauder weitab von Paukunterricht und Klassenarbeiten. Es war die Sprache der Kinder und Verliebten – leicht, unbeschwert – kaum zu unterscheiden vom Gezwitz der Vögel.

Und dann betrat ich die große Kathedrale von Notre-Dame. Dort wurde gerade die katholische Messe zelebriert, und der Priester sang in französischer Sprache – eine junge Gestalt im lichtgrünen Gewand. Das eintönige Psalmodieren bekam einen melodischen Reiz, Orgelbegleitung – ganz leise, kaum hörbar. Und doch war dieser Klang wie ein hauchzarter Duft, der den hellen Tenor des Priesters umhüllte. Stimme, Orgel, Antwort der Gemeinde, der silberhelle Klang bei der Wandlung – alles durchhallte das gotische Gewölbe, schwebte durch das vielfarbige Licht der mystischen Dämmerung.

In diesem Moment habe ich sie begriffen – die Seele der französischen Sprache.

Wie genau weiß ich das noch, die Art, wie Herr Zadka am Ende des fünften Schuljahres die Zeugnisse austeilte! Es war ein Probejahr gewesen, und wer die Versetzung nicht geschafft hatte, musste die Schule verlassen. So saßen wir früh morgens in den roh gezimmerten Bänken im winzigen Klassenraum – herzklopfende Erwartung. Herr Zadka kam hereinstolziert – die Zeugnisse unterm

Arm – wir hielten die Luft an. „Alle, die hier sitzen, haben es geschafft! Keiner von euch ist hängen geblieben!“ Große Erleichterung!

Dann verteilte er der Reihe nach die Zeugnisse – und mit feierlicher Stimme las er jedem Schüler die Zensuren vor, sprach ruhig und sachlich über die gelegentliche Trägheit oder mangelnde Aufmerksamkeit des einen oder anderen und machte zu jedem eine individuelle Bemerkung, und die betraf nicht nur die Gesamtleistung, sondern auch den Charakter des Schülers, so dass man ein wenig schmunzeln musste.

Und bei einem Schüler, der oft verträumt dagesessen hatte, sagte er mit gütigen Ernst und im Ton väterlicher Milde, er könne ja gut verstehen, wie schön es sei, zu träumen und in verwunschene Welten zu entschweben – aber in der Schule käme es nun einmal darauf an, immer hellwach zu sein und aufzupassen, und das sei ja wohl erlernbar – und im nächsten Schuljahr würde es bestimmt besser werden.

Der Träumer nickte stumm.

Und mit einem Ruck streckte Herr Zadka die Hand aus und hielt ihm das Zeugnis entgegen. „Versetzt nach Klasse sechs!“

**Herr Preußner –
Magier der strengen Ordnung**

1. Trickreiche Welt der Zahlen

Der Mathematik-Unterricht bei Herrn Preußner war eine ganz andere Welt als der Unterricht bei Herrn Weidmann und Herrn Zadka, der auf dem Hören aufgebaut war. Hier ging es nicht um die Welt als Wort und Klang, sondern um die Welt als Zahl – um Ordnung und Klarheit, messerscharfe Logik, Perspektive. Nicht das Ohr wurde hier trainiert, sondern das Auge – die Genauigkeit des äußeren und inneren Sehens. Mit eiserner Konsequenz und großer Zielstrebigkeit führte Herr Preußner uns durch die Welt der mathematischen Rechenkünste: Grundrechnungsarten, Klammeraufgaben, Kettenbrüche, Dreisatz, Inhalts- und Oberflächenberechnung stereometrischer Figuren, Gleichungen mit mehreren Unbekannten, konkrete, allgemeine und imaginäre Zahlen, Gebrauch von Rechenschieber und Logarithmustabellen. Mit dem Lächeln eines Überraschungskünstlers zeigte er uns die vereinfachenden Rechenwege bei schwierigen Aufgaben. Ein Meister war er, der die scheinbar unüberwindlichen Probleme in wenige Grundelemente und kleine Denkschritte zerlegen konnte.

Oft waren wir verblüfft, wenn der Schleier des Komplizierten herabfiel, und wenn wir sahen, wie einfach die Lösung war – und wir wunderten uns über unsere eigene Blindheit. „Warum haben wir das nicht eher gesehen?“

In der Beantwortung von Fragen legte er größtes Gewicht auf mathematisch eindeutige Formulierungen und klare Begriffe. Jede geringste Zweideutigkeit wurde mit ironischem Lächeln ins Absurde geführt.

Zur Konstruktion geometrischer Figuren mussten wir zwei Texte schreiben: einen „Analysistext“ und einen „Konstruktionstext“. Der „Analysistext“ bewies beispielsweise die Konstruierbarkeit eines Dreiecks aus vorgegebenen Winkeln und Strecken. Der „Konstruktionstext“ beschrieb dann den Vorgang der Konstruktion selbst in einzelnen Schritten und in der zeitlichen Reihenfolge. Beide Texte verhielten sich zueinander wie Theorie und Praxis. Die endlose Übung mit diesen Texten war eine harte Schule, um logisch exaktes Denken und Formulieren zu lernen. Die Aufeinanderfolge beider Texte war kennzeichnend für den Arbeitsstil, in den wir eingeführt wurden: die methodische Konsequenz, mit der zunächst der erste Denkschritt erfolgte, dann darauf aufbauend der zweite Denkschritt. Langsam und gründlich ging Herr Preußner vor, wiederholte die Stufenleiter der Schritte noch einmal – und noch einmal – solange, bis es auch der Langsamste begriffen hatte.

Immer wieder hatte er uns gedrillt und gezwiebelt, unsere Gehirnwindungen wurden in die Bahnen des scharfen logischen Denkens hineingezwungen.

Mit methodischer Strenge brachte er uns wirklich so weit, dass wir schöpferisch wurden. Die spannendsten Stunden waren es immer, wenn ein neues Gebiet der Mathematik oder der Geometrie an die

Reihe kam. Dann sagte er: „So, das Mathematikbuch bleibt jetzt erst mal zu! Keiner darf jetzt einen Blick hineinwerfen!“ Und dann ging es los – mit ganz einfachen Fragen, die nach und nach immer schwieriger wurden, bis hin zur endgültigen Lösung eines verwickelten Problems – und am Ende standen wir da als große mathematische Erfinder, die von selbst auf die Lösung gekommen waren. Ja, dort stand es an der Tafel sichtbar vor Augen! Spannend wie bei einer Schnitzeljagd!

Als Pfadfinder wurden wir losgeschickt von Herrn Preußner und so lange durch den Dschungel der Fragen und Rätsel getrieben, bis wir endlich den Schatz gefunden hatten – die neue Zauberformel, die die Wildnis mit einem Schlag erhellen konnte. Durch eine raffinierte Fragetechnik brachte er uns auf den Weg, feuerte uns an mit immer neuen Denkanstößen und ließ uns tüfteln und brüten – so lange, bis plötzlich ein Schüler mit leuchtenden Augen den Arm hochriss: „Ha! Ich weiß!!“

„Ha – Ich weiß!“ – Das Heureka – jener große Moment, wo es aufblitzt im Gehirn des Wahrheitssuchenden damals in der Hohen Schule von Plato – das Erwachen und die Erinnerung an die Ideenwelt, die hoch über dem Sichtbaren schwebt und doch in der Seele eines jeden Menschen verborgen liegt. Und gerade Mathematik und Geometrie spielten eine große Rolle auf diesem Erkenntnisweg.

So, wie der alte Sokrates damals in Athen seine Gesprächspartner nicht durch Lehre, sondern durch endloses Fragen zu den tiefsten Einsichten geführt hatte, so konnte Herr Preußner uns dahin bringen, dass wir selber die Einsicht gewannen, die tief verborgen in uns ruhte. Wir entdeckten die innere Landkarte der mathematischen Welt, die verborgen in jedem von uns bereit lag. Herr Preußner schrieb alles an die Tafel, was wir sagten, führte es

konsequent weiter – auf demselben Tafelbrett, auf dem Herr Weidmann einmal das Wort „Philosophie“ geschrieben hatte. Nicht selten gerieten wir in eine Sackgasse und mussten wieder von vorn beginnen – und nach vielen Irrwegen und Umwegen kamen wir dennoch zum Ziel. Und dann sagte er mit dem Lächeln eines Geheimniskrämers: „So – nun schlägt mal das Mathematikbuch auf – das neue Kapitel! Na? Was steht da?“ Und zu unserem größten Erstaunen fanden wir haargenau die Formel, die wir gerade eben selbst gefunden hatten.

Da waren wir stolz!

Ja, Mathematik war eine Welt, in die man durch eigenes Denken immer tiefer eindringen konnte. Es war möglich, selbst etwas zu erfinden und schöpferisch zu arbeiten.

Ich erinnere mich an Momente im Unterricht von Herrn Preußner, wo ich etwas vor meinem Auge aufleuchten sah – auf einmal stand es vor mir – unbezweifelbar richtig im Blitzstrahl der logischen Evidenz. Ich meldete mich zu Wort, und Herr Preußner freute sich über meine neue Entdeckung.

Und was für ein großer Augenblick war es, als Herr Preußner zum ersten Mal eine liegende Acht auf die Tafel malte – das Zeichen für das mathematisch Unendliche! Merkwürdig erregt war ich von der Vorstellung, dass es ein einfaches Zeichen geben könnte für eine unbegrenzte Menge von Einheiten – etwas Ähnliches wie der „Zahlenstrahl“ in der Geometrie – eine glitzernde Straße, die ins Unendliche führte – in eine blauschimmernde Ferne. Höchster Gipfel des Menschengenies, das Unfassbare mit einem mathematischen Symbol zu umfassen! Eine festliche Idee! Irgendwie ahnte ich – wenn auch noch sehr ungenau, dass Mathematik und Religion zusammengehören.

Diese Erfahrung im Unterricht von Herrn Preußner begründete meine spätere Begeisterung für Naturphilosophie von Plato bis zu Carl Friedrich von Weizsäcker, der die Mathematik als eine „Strukturwissenschaft“ im weitesten Sinne ansah, als ein gestalthaftes Ordnungsdenken, das die Physik und damit auch alle anderen Naturwissenschaften begründet. Dazu kam auch die spätere Anziehungskraft von Geistern wie Nikolaus von Kues (Cusanus) und Leibniz: die Welt als inkarnierte Logik und der biblische Schöpfergott, der zugleich auch der genialste Mathematiker war, der die denkbar einfachste und beste Welt geschaffen hatte. Triumphierende Verschmelzung von Mathematik und Theologie.

Das war ein neuer Zugang zur Transzendenz – und der leuchtende Zahlenstrahl gefiel mir schon besser als ein Jenseits mit der endlosen Folge von Klassenzimmern und Prüfungen im Fegefeuer. Nach manchen Stunden von Herrn Preußner hatte ich das Gefühl, dass meine Gehirnwindungen gründlich durchgepflügt und aufgeräumt worden waren – eine rauschhafte Helligkeit war in diesem Empfinden.

2. Die Allmacht des logischen Denkens

Die Welt der Zahlen und geometrischen Formen war für Herrn Preußner kein isoliertes Fachgebiet. Jeder weitere Wissenszweig war nichts als eine Fortsetzung der Mathematik auf einer anderen Ebene. An erster Stelle war es die Pädagogik, die bei Herrn Preußner eine mathematische Form angenommen hatte. Probleme mit schwierigen Schülern waren auf dem einfachsten und kürzesten Weg lösbar wie eine simple Rechenaufgabe. Detektivischer Scharfsinn beim Aufspüren des Schuldigen – kurze, strenge Befehle – Fall erledigt!

Gleich von Anfang an mussten wir uns an die äußerste Genauigkeit gewöhnen – in allen Einzelheiten. Das merkten wir schon beim Vorzeigen der Hausaufgaben zu Beginn der Stunde. Wenn bei den Subtraktionsaufgaben die Zahlen nicht haargenau untereinander standen – ratsch, Strich durch! „Dreimal abschreiben!“ Und die einzelnen Rechenaufgaben mussten genau im gleichen Abstand voneinander auf der Schreibfläche stehen, in durchgehend

senkrechte und waagerechte Linien eingefügt wie auf einem Schachbrett oder wie Soldaten in einer Schlachtordnung. Und erst dann, wenn alles gestochen scharf und blitzsauber war, setzte er mit schwungvoller Hand seine Unterschrift hin wie ein Qualitätssiegel – ein flotter Kringel, in dem zwei Buchstaben seines Namens, ein P und ein R, in eins verflochten waren.

Die Bleistifte mussten vor dem Unterricht haarfein gespitzt werden, damit wir die geometrischen Zeichnungen mit größter Präzision ausführen konnten. Oft wurde er ungeduldig, wenn es zu lange dauerte mit den Antworten auf einfache Wiederholungsfragen: „Herrschaften, ich sage euch, lange sehe ich mir das nicht mehr mit an! Ja wartet nur – mit euch werde ich noch ganz gewaltig Schlitten fahren!“

Er wusste schon, wie man eine träge Klasse in Schwung bringt. Mit resoluter Energie steigerte er das Unterrichtstempo bis zur Höchstgeschwindigkeit – und endlich hatte er die gewünschte Atmosphäre im Unterricht, so dass wir uns alle in stürmischer Begeisterung meldeten – und jeder kämpfte darum, als Erster drangenommen zu werden. Dann war Herr Preußner in strahlender Laune. Das gefiel ihm.

Es war eine Übertragung der Gesetze physikalischer Beschleunigung auf die Schülerklasse – ganz einfach.

Schlechthin unmöglich war es, Herrn Preußner zu betrügen. Mit einem durchdringenden Scharfblick konnte er jede Lüge durchschauen – sofort. Wir hielten ihn für einen Hellseher. War es ein Grenzpunkt, wo die scharfe Logik in paranormale Wahrnehmung überging?

Und wenn er nicht wusste, wer von wem in der Klassenarbeit geschrieben hatte – auch das kam ans Licht – mühelos wie ein Kinderspiel! Wenn keiner es zugeben wollte, traktierte er beide

Schüler solange mit einem Labyrinth von Kreuz- und Querfragen, bis einer von beiden plötzlich anfang zu stottern, sich in Widersprüche verhedderte oder rot wurde – und schon war der Übeltäter gefasst.

Vollkommen aussichtslos war jeder Versuch, während einer Klassenarbeit zu mogeln. Das scharfblickende Auge von Herrn Preußner war allgegenwärtig, und jeder Spickzettel war die unentrinnbare Beute, die sein zielsicherer Blick erfasste – und schon war es zu spät. Mit kalter Ironie wurde der Dummkopf vor der ganzen Klasse bloßgestellt.

Bei der Rückgabe der Arbeiten schleuderte er die Hefte durch den Raum, sie durchschnitten die Luft in einer geometrischen, schnurgraden Linie, um zielsicher bei jedem Schüler zu landen. Jeder war sprungbereit, um das heranschwirrende Ergebnis seiner Mathematik-Arbeit aufzufangen. Im gleichen Moment, wo das Papiergeschoss auf einen Schüler zuflog, hörte er Name und Zensur. Schlag auf Schlag ging das im schneidigen Tempo: Name, Note, Wurf! Name, Note, Wurf!

Wenn eine Wiederholungsstunde angesagt war, wussten wir: Jetzt wird es ernst! Es war geraten, sich zu Hause hinzusetzen und für den nächsten Tag gründlich zu büffeln. Schon in den ersten drei bis vier Minuten des Repetierens merkte Herr Preußner, wer keine Ahnung hatte – und der kam mit Sicherheit dran und erlitt einen Reinfluss mit Pauken und Trompeten.

Unmöglich war es auch, in irgendeiner Form zu rebellieren. Auf jede Frechheit gab es prompt eine knappe Antwort, die jeden Rüpel sprachlos machte. Die Durchsetzungskraft von Herrn Preußner war legendär. Er besaß eine mathematische Form von Psychologie, die es ihm ermöglichte, auch den kältesten und gleichgültigsten Schüler zu entwaffnen. Auch die größten Lämmel und frechsten

Ganoven bekamen zitternde Knie und wurden lammfromm in seiner Gegenwart.

Er war eine Respektsperson. Selbstverständlich musste man einen ordentlichen „Diener“ machen, wenn man ihm zur Begrüßung die Hand gab – wie es sich gehörte. Und ebenso selbstverständlich war es, dass man ihn mit „Herr Oberstudienrat“ anredete. Wehe, wenn jemand das einen Moment mal vergessen hatte und einfach nur „Herr Preußner“ zu ihm gesagt hatte!

Nein, eine Rebellion gab es nicht. Niemals wäre uns das eingefallen – auch nicht in den kühnsten Träumen.

Der heutige Leser muss sich klarmachen: Es war immer noch eine Zeit, da der absolute Gehorsam die höchste Tugend war. Der autoritäre Stil war maßgeblich im pädagogischen Denken. Jene antiautoritäre Welle, die später über Deutschland hereinbrach, war damals noch in großer zeitlicher Ferne. Gehorchen – das war für uns normal.

Ich möchte den heutigen Leser höflich darum bitten, einen Verdacht fortzulassen – den Vergleich mit der Erziehung im Zeitalter jener Diktatur, die damals noch nicht weit zurücklag. Stattdessen sollte der Leser ein wenig wohlwollender urteilen und das Auge für die gute Seite der alten Pädagogik öffnen – auch dann, wenn es ihm zunächst schwer fallen mag. Bei aller Strenge war Herr Preußner doch gerecht. Keiner wurde bevorzugt oder benachteiligt. Lieblingsschüler gab es nicht – und auch keine schwarzen Schafe. Die Zensuren verteilte er mit objektiver Strenge. Jeder von uns fühlte sich korrekt beurteilt. Gerechtigkeit und mathematisches Denken waren gute Nachbarn.

Und dieselbe Gerechtigkeit, die er seinen Schülern gewährte, sollte auch das Urteil der Nachwelt über diesen Lehrer bestimmen.

Herr Preußner war nicht nur ein Meister der Zahlenwelt, sondern auch ein Fachmann im Reich der physikalischen Gesetze und chemischen Formeln. Auch hier wirkte er wie ein Überraschungskünstler im Vorführen seiner Experimente – zum Beispiel, wenn er eine kleine Prise Eisenpulver auf eine weiße Scheibe streute, einen Magnet darunter hielt und vorsichtig mit dem Finger auf die Scheibe tupfte – schon ordnete sich das staubgraue Pulver, und mit Verwunderung sahen wir ein schönes, regelmäßiges Muster aus anmutigen Wirbeln und Strömungslinien. Wie war das möglich? Es war, wie Herr Preußner uns erklärte, das „Magnetfeld“ – oder genauer: der Magnet mit seinen unsichtbaren Kraftlinien, die diese feinen Spuren in das Pulver gezeichnet hatten.

Das „Feld“ war eine geisterhafte Wirklichkeit, die man nicht sehen konnte und die plötzlich aus dem Hintergrund hervortrat, in die sichtbare Welt eingriff und vor unseren Augen ein Gestaltwunder vollbrachte – ein zufälliger Ausschnitt aus einer Welt verborgener Schönheiten.

Ebenso geheimnisvoll war es, wenn Herr Preußner im verdunkelten Physikraum mit scharfgeschliffenen Gläsern und Prismen hantierte, optische Versuche anstellte, um uns die geometrischen und physikalischen Eigenschaften des Lichtes zu zeigen. Mathematik und Physik, Zahlengeraden und Lichtstrahlen, Brechungswinkel im gläsernen Prisma, Farbenspektrum und Hohlspiegelbilder – eine leuchtende und buntschillernde Zauberwelt.

Oder Herr Preußner schrieb zu Anfang der Stunde die Formel eines chemischen Gases an die Tafel als Addition aus zwei anderen Formelzeichen. Und dann demonstrierte er uns die Verbindung irgendwelcher obskuren Substanzen. Diese Mischung hielt er ein paar Minuten lang über die spitze Flamme eines Bunsenbrenners –

und schon bald stieg ein dichter Schwall giftgrüner Wolken auf. Herr Preußner drehte hustend den Kopf weg, und wir alle mussten uns die Nase zuhalten – widerlich, dieser Gestank! Schnell Tür und Fenster aufgemacht! Und dichte Schwaden von grässlichem Gestank durchzogen die ganze Schulbaracke und den Pausenhof.

War es die Rache der Materie dafür, dass sie immer nur gemessen und berechnet wurde? Wollte sie gegen diese langweiligen Prozeduren rebellieren und zeigen, dass sie in Wirklichkeit etwas ganz anderes war – koboldhaft lebendig? Wollte sie uns einen Schabernack spielen, ordentlich stinken und mit einem Pestgeruch in die Nase stechen?

Immer wenn in der Schule so ein undefinierbarer Geruch war, wussten alle: Herr Preußner hat wieder einmal in seiner Hexenküche gewirtschaftet und im Chemieunterricht ein widerwärtiges Gasmisch gebräut.

So wurde die trockene Wissenschaft zum Erlebnis!

Im Biologieunterricht schickte uns Herr Preußner nach draußen in den großen Garten von Kaufmann Krausewitz, wo er eine üppige Fülle von Blumensorten gezüchtet hatte, zeigte uns eine Pflanze, deren Namen wir finden sollten. Er gab uns das „Bestimmungsbuch“ in die Hand, durch eine Reihe von Alternativfragen kamen wir zu immer engeren Merkmalskreisen und zuletzt fanden wir den Namen der gesuchten Pflanze und die entsprechende Abbildung. Bei jeder Ja-Nein-Frage wurde die Zahl der Möglichkeiten kleiner. Die Reihe der einzelnen Bestimmungsschritte war konsequent, ging immer weiter vom Allgemeinen zum Besonderen – so lange, bis nur noch eine einzige Möglichkeit in Frage kam: die individuelle Pflanze, die wir in der Hand hielten. So lernten wir nicht nur, Pflanzenmerkmale zu

unterscheiden, sondern wir erkannten auch, dass die Pflanzenwelt insgesamt ein logisches System war.

Ebenso gewannen wir auch einen Einblick in den Aufbau der Tierwelt mit Gruppen, Klassen, Familien und endlosen Unterarten – den „Stammbaum“, den Herr Preußner uns in vielen Stunden diktierte und den wir nach und nach auswendig lernen mussten. Das Diktieren und Mitschreiben war mühsam und zeitaufwendig, aber in dieser Methode war der Stoff einprägsamer als durch die fotokopierten Blätter, die die Schüler heute bekommen.

Die ganze Natur war eine strenge Ordnung aus mehreren Pyramiden übereinander – ein Bau, der in Jahrmillionen aus der Natur hervorgewachsen war – ein einziges riesenhaftes Kunstwerk, das sich mit folgerichtiger Konsequenz entwickelt hatte.

Und dann das Wichtigste – das, was aus dieser stetig wachsenden Entfaltung zuletzt hervorgegangen war: wir selbst als Lebewesen – Schüler im Unterricht des Privaten Gymnasiums in Jade, Angehörige einer Gattung, die erst seit wenigen hunderttausend Jahren aufgetaucht war und die Bühne des Lebens bevölkert hatte – die Menschheit.

In allen Einzelheiten lernten wir den menschlichen Körper kennen. Herr Preußner hatte gutes Kartenmaterial. Alles wurde anschaulich: die Funktionen der Atmung und Verdauung, der Blutkreislauf und das Nervensystem, sämtliche Muskeln und Knochen und die Arbeitsweise der Sinnesorgane – Sehen, Hören, Riechen, Fühlen, Kauen und Schmecken – die Struktur von Haut und Haarwurzeln – und vor allem das ganzheitliche Ineinander all dieser organischen Systeme.

Diese Schaubilder mussten wir abzeichnen und die Benennung der Teile darunter schreiben. So übten wir genaues Hinsehen beim Zeichnen.

Wir lernten alles, was es gibt am menschlichen Körper, nur eins nicht – etwas, das heute mit größter Selbstverständlichkeit in jedem Biologiebuch gezeigt wird und worüber sich kein Mensch mehr aufregen kann, das aber damals noch tabu war: die Sexualität des Menschen!

Seltsamerweise kamen wir auch gar nicht auf den Gedanken, unseren Lehrer danach zu fragen. Undenkbar war es für uns, das sexuelle Thema mit einem Erwachsenen offen zu besprechen. Das Thema war unberührbar. Es wurde totgeschwiegen oder – wenn es andeutungsweise mal erwähnt wurde – mit der Aura des Ungehörigen belastet. Das muss man wissen, um zu begreifen, mit welcher Wucht später durch die Medien die sexuelle Revolution über die Jugend hereinbrach.

In den ersten Jahren hatten wir auch Malunterricht bei Herrn Preußner. Er war nicht gerade ein gestaltender Künstler, aber dennoch haben wir etwas bei ihm gelernt: durch Mischungen einen bestimmten Farbton zu treffen und eine geometrische Perspektive zu zeichnen. Das Auge wurde geschult: Wir lernten zu sehen, wie jede Mischfarbe sich aus wenigen Grundfarben zusammensetzt. Die bunte Vielfalt der sichtbaren Dinge beruhte auf drei Farben: gelb, blau, rot. So einfach war die Welt!

Das strukturvereinfachende Sehen der Mathematik war auch in der Farbenwelt hilfreich. Und ebenso einfach war auch die räumliche Perspektive beim Zeichnen – eine Ordnung, in die sich alles hineinfügte: ein Zimmer mit Möbeln oder die vielfältige Landschaft mit Häusern und Bäumen, Straßen und Strommasten, Gärten und Wassergräben.

Verblüffend, wenn Herr Preußner hier und da helfend eingriff:

„Da muss noch ein bisschen Deckweiß rein und dann noch etwas Grün!“ – und auf Anhieb hatte er den Farbton des Herbstblattes

getroffen, mit Meisterhand. Oder wenn er die misslungene und verworrene Struktur einer Schülerzeichnung mit wenigen Strichen zurechtfriserte.

Beim freihändigen Zeichnen einer geraden Linie lehrte uns Herr Preußner, immer schon auf den Punkt zu sehen, den die zeichnende Hand anstrebte. So wuchs eine gerade Linie. Auge und Hand wurden der geometrischen Disziplin unterworfen.

Und immer wieder: genaues Hinsehen – feinste Beobachtung. Mit größter Sorgfalt alles nachzeichnen – die vielfach gezackte Umrisslinie eines Ahornblattes und das Geäder und die zarten Linien und kleinsten Verästelungen.

Den Musikunterricht bei Herrn Preußner habe ich bereits erwähnt – an jenem Tag, als ich zum ersten Mal meine neue Schule besuchte, mit energischem Schwung spielte er ein Lied auf dem Klavier, und alle fünfundvierzig Schüler aus den drei Klassen sangen kräftig mit. Hier gab es keinen Klangzauber und kein naturseelenhaftes Gewebe wie bei Herrn Weidmann. Hier ging es recht nüchtern und prosaisch zu, und der musikalische Rhythmus war eine Zeitgestalt, die mit mathematischer Exaktheit ausgeführt wurde.

Der Sportunterricht war an jenem Tag ausgefallen wegen des Regenwetters. Aber nicht immer taten mir die Wolken den Gefallen, sich im richtigen Augenblick zu regen – und schon bald sollte ich die Leibeserziehung bei Herrn Preußner kennen lernen. Besonders achtete er darauf, dass wir in Reih und Glied und im gleichen Schritt und Tritt in einheitlicher Marschkolonnen von der Schule zum Sportplatz gingen. Er hatte uns eingebläut, dass wir „nicht wie eine Hammelherde“ und „nicht wie ein Sauhaufen“ zu gehen hatten, sondern dass unser Gymnasium auch in der Öffentlichkeit des Dorfes einen „ordentlichen Eindruck“ machen sollte – ein „Bild von Disziplin und Geschlossenheit“, damit die

Schule auch nach außen hin ein Profil zeigte, das sich sehen lassen konnte.

Mit Hut, wehendem Mantel und mit scharfer Kommandostimme begleitete Herr Preußner seine Schülertruppe und lenkte den einheitlichen Rhythmus im Gleichschritt: „Links – links – links!“ Nicht nur unsere Gehirnwindungen wurden gedrillt, sondern auch der Bewegungsapparat des Körpers.

Bei den sportlichen Leistungen war Herr Preußner allgegenwärtig mit Messband und Stoppuhr. Weitsprung und Hochsprung, Schlagballweitwurf und Hundertmeterlauf, alles wurde von der Zahlenwelt bezwungen und protokolliert. Höchste Genauigkeit der Messungen war wichtig. Bewundernswert, wie er dastand mit Stoppuhr und brüllender Stimme: „Achtung – fertig – los!“ – und wie sich dann sein faltenstrenges Gesicht in scharfer Konzentration zusammensog – und in dem Zeitpunkt, da der Schüler keuchend durch das Ziel rannte, sauste die uhrenstoppende Hand auf die Zehntelsekunde genau herunter wie ein Blitz. Dann las er die gestoppte Zeit ab: „Elf Komma neun! Tolle Leistung!“

Beim Völkerball war er der Schiedsrichter und überwachte die Einhaltung der Spielregeln. Die langsamen Spieler wurden heftig angefeuert, damit sie schneller reagieren sollten. Schlimmster Tadel: „Ach, der träumt schon wieder!“

So hatte Herr Preußner eine durchgehende Linie in der Reihe seiner Unterrichtsfächer. Die Fülle der sichtbaren Welt, ganz gleich ob in Physik oder Biologie, in Kunst oder Sport, war systematisierbar in Gesetzen und Zahlen. Alle Fächer waren nur Sonderfälle einer einzigen umfassenden Disziplin, die als die Königin der Wissenschaft über der Welt thronte: Mathematik.

Neben der Vielfalt von Ordnungsräumen gab es noch eine ganz andere Wirklichkeit, die wesentlich flüchtiger war und keine statischen Eigenschaften hatte, die aber dem Zugriff des mathematischen Denkens ebenfalls nicht entfliehen konnte: die Zeit.

Was ist Zeit? Kein Problem! Eine messbare, schnurgerade Strecke mit einem genauen Anfangspunkt und einem Endpunkt als Ziel. Die Zeit, die für Herrn Weidmann eine lebendig fließende Folge von Geschichten und Melodien war, dieselbe Zeit wurde bei Herrn Preußner zu einer festgefrorenen geometrischen Gerade. Nicht nur beim Sport, wenn er die Leistung auf der Zeitstrecke der Rennbahn mit der Stoppuhr maß – auch im Unterricht war der zeitliche Ablauf genau bemessen: Pünktlich, korrekt gekämmt und im fabelhaft sitzenden Anzug mit scharfen Bügelfalten betrat er das Klassenzimmer zum Unterrichtsbeginn. Und genauso pünktlich schloss er: Eine Sekunde vor dem klingelnden Pausenzeichen hatte er schon hinter der Lösung der Aufgabe an der Tafel einen Punkt gemacht und den letzten Satz zu Ende gesprochen. Oft genug habe ich mich darüber gewundert, wie er das schaffen konnte, das tägliche Unterrichtspensum genau in den Rahmen von fünfundvierzig Minuten unterzubringen. Kein Geheimnis für Herrn Preußner. Er hatte ein mathematisches Verhältnis zur Zeit.

Nicht viel anders war es bei den Klassenarbeiten. Pünktlich fingen wir an und auf die Sekunde genau am Ende der Stunde mussten wir abgeben. Keinen Moment länger durften wir rechnen und schreiben.

Herr Preußner hatte eine höchst wirksame Methode, um uns zur konzentrierten Arbeit und zum rechtzeitigen Aufhören zu zwingen. Ab und zu warf er einen Blick auf die Uhr – das grausam gleichgültige Zeitmessgerät – und sagte mit aller Ruhe: „So, jetzt

noch zwanzig Minuten Zeit – dann müsst ihr abgeben!“ – und nach einer Weile dieselbe ruhige Stimme: „Zehn Minuten noch – dann ist Feierabend!“ Bei jeder nächstfolgenden Zeitansage wurde es noch stiller in der wachsenden Anspannung der geistigen Arbeit. Und der Countdown lief weiter und weiter – unerbittlich: „Jetzt noch fünf Minuten – zwei Minuten – eine halbe Minute noch! So – fertig – aufhören!“ Und wir alle legten gleichzeitig den Füller aus der Hand, und Herr Preußner sammelte die Arbeiten ein: „So – das war’s für heute.“

Die mathematische Zeit, die zielstrebig auf das Ende zugeht, war ein Zwang zur Beschleunigung des Denkens, zur Sammlung der Aufmerksamkeit und zur systematischen Abwehr von Nebengedanken und abschweifender Phantasie. Mein verträumtes Gehirn wurde dazu verurteilt, sich auf einer eisernen Schiene zu bewegen. Dennoch muss ich zugeben: Dafür war es ein gutes Training.

Der Unterricht und das ganze Leben der Schule waren rechnerisch und pädagogisch verfügbar, strategisch zu meistern. Alles war denkbar einfach. Probleme gab es nicht. Jedenfalls nicht für Herrn Preußner.

Die mathematische Verräumlichung der Zeit ist es wohl auch gewesen, die die zielstrebigste Planung und Entwicklung des Privaten Gymnasiums Jade begünstigte – den raschen Aufstieg. Denn Herr Preußner war der Direktor der Schule, nachdem Herr Weidmann – vielleicht aus gesundheitlichen Gründen oder wegen seines hohen Alters – den verantwortungsvollen Posten abgegeben hatte. Und Herr Preußner nahm die Zügel fest in die Hand. Seine mathematische und strategische Begabung half ihm bei vielen organisatorischen Problemen besonders in der Anfangszeit, und sein waches Auge machte ihn hellichtig, ließ ihn weit in die

Zukunft blicken. So hatte er – willensstark, zielsetzend und richtungweisend – unser Privates Gymnasium in Jade aus den einfachsten Anfängen heraus zu einer Schule entwickelt, die in immer ferneren Kreisen bekannt wurde – und die baulichen Erweiterungen und die Schülerzahl nahmen ständig zu.

Alle Räume waren auf dieselbe Weise strukturiert: Klassenzimmer, Gartenbeete und Sportplatz – und die planbare Zeit, die wie eine räumliche Perspektive war. Sein Wirken war eine mathematische Form von Erziehung, Denken und Handeln. Die Fluchtlinien der Landschaft, der Stammbaum der Pflanzen und Tiere als Hierarchie aus vielen Stufen, das Experiment als Raum der Messung und der Erkenntnis physikalischer und chemischer Gesetze – alles gehörte zum abstrakten Raum von Zahlen und geometrischen Figuren, zum Reich der logischen Strenge, das immer wieder in höchster Reinheit und Klarheit aufleuchtete.

Die Atmosphäre der Schule

1. Wanderungen und Fahrten

Die Herren Weidmann, Zadka und Preußner haben Akzente gesetzt, haben das Private Gymnasium geprägt, haben ihm eine Gestalt gegeben – ein Gesicht. Und jeder war auf seine Art ein pädagogisches Genie. Ja, ich zögere nicht, dieses Wort zu gebrauchen: Genie! Was diese Lehrer gekonnt haben!

Die pädagogische Strenge war es, die uns formte, der suggestive und einprägsame Unterricht, Gründlichkeit im fachlichen Detail und im systematischen Aufbau. Nie sind wir eingeschlafen. Langeweile gab es nicht. Immer sorgten unsere Lehrer für Tempo, Spannung und Abenteuer.

Der harte Stil war nicht nur zeitbedingt, er war auch notwendig im Blick auf die Situation der Schule. Viele Schüler kamen nach Jade, die auf anderen Gymnasien gescheitert waren. Hier bei uns bekamen sie noch einmal eine Chance. Sie waren nicht gescheitert, weil sie dumm waren. Es gab andere Probleme: Sie waren Nervenbündel, ruhelos und kribblig, litten unter Konzentrationsmangel und brauchten mehr Zuwendung. Diese Schüler aufzufangen, bedeutete für die Lehrer in Jade pädagogische Schwerarbeit. Das erklärt vor allem die eiserne Disziplin im Unterricht. Für die neuen Schüler war es gut, wenn sie sich gleich in einen festen Rahmen einordnen mussten.

Neben der Strenge war immer ein großer Spielraum für die individuelle Betreuung der Schüler. Wer im Sprachunterricht etwas nicht verstanden hatte, durfte nachmittags zu Herrn Zadka kommen, und er nahm sich die Zeit und übte noch einmal mit einem Einzelnen oder mit mehreren in einer Gruppe.

Und wer besonders Lust zum Musizieren hatte, war nachmittags bei Herrn Weidmann gern gesehen, auch er nahm sich die Zeit für uns, und allmählich entstand eine kleine Musik-AG. So wurden immer wieder schlummernde Talente geweckt.

Neben diesem hohen pädagogischen Ethos war es noch etwas anderes, was die drei Lehrer miteinander verband – etwas, das keiner vermuten würde, der an das verschiedene Wesen dieser Lehrer denkt: der Gegensatz zwischen der Welt als Wort und Klang und der Welt als Logik und Zahl mit dem scharfen Verstand, dem nüchternen Realismus und dem sachlichen Unterrichtsstil.

Alle drei waren verzaubert von der Musik Richard Wagners.

Bei Herrn Weidmann war es noch verständlich. Als Musiklehrer hatte er uns ein künstlerisches Bild von Richard Wagner vermittelt, das frei war von jeder Nazi-Ideologie. So konnte ich damals ganz

unbefangen dieser schöpferischen Klangwelt begegnen. Dafür bin ich dankbar.

Bei Herrn Zadka hing es wohl damit zusammen, dass er ein offenes Ohr für feine Nuancen im Sprachklang hatte, und so war er auch für den großen Reichtum der Musik aufgeschlossen.

Aber was konnte einen so strengen, traumfeindlichen Mathematiker wie Herr Preußner an der Musik Wagners begeistern?

Ich weiß es nicht. War es vielleicht eine Art mathematischer Traumkunst, das raffinierte Kalkül, mit dem Wagner die rauschhaften Klangmassen berechnet hatte? Oder war es das tönende Chaos, das wie eine Naturkatastrophe vorüberbrauste und das doch in das einfache und überschaubare System einer Partitur gebannt werden konnte? Oder war es die Bewunderung des Dirigenten, der mit der Magie des Taktstockes eine sagenhafte Disziplin ausübt und die Spieler im Orchester zu ungeheurer Präzision zusammenzwingt, damit sie das Klangwunder hervorbringen können? War die Musik Wagners für ihn ein Urphänomen der Macht? Dieses Pathos, das den Zuhörer überwältigt und jede Kritik zum Verstummen bringt?

Wohl von allem etwas. So zeigte sich im Spiegel der drei ganz verschiedenen Menschen auch etwas von der Vielseitigkeit Wagners: das Mathematische und Strategische, die exakte Planung und Berechnung der machtvollen Wirkung in Musik, Bühnenbild und Beleuchtung, die pädagogisch-suggestive Art, wie Wagner seine musikalische Botschaft verkündet. Aber auch die Musikverwandlung der Sprache, das Waldweben und das mythische Geraune, das immer wieder zum Erzählen anregt, zum Sinnen und Träumen. Es waren Lehrer, die staunen konnten. Und das übertrug sich auf den Unterricht: Schüler begeistern, den Sinn

erwecken für das Wunder der Dinge, Augen und Ohren öffnen. Ergriffenheit.

Mancher Leser wird es kaum begreifen, dass bei so viel Drill und Disziplin des Unterrichts dennoch ein familiäres Klima an der Schule möglich war. Strenge und Nestwärme – wie kann man das verbinden? Berufsgeheimnis dieser Lehrer!

Sicher waren es auch die vielen Abwechslungen, die den gleichmäßigen Schulalltag auflockerten. Besonders Herr Weidmann war ein Meister der plötzlichen Überraschung. Früh morgens kurz vor acht Uhr saßen wir mit unseren Schulsachen in Lernstimmung im Klassenraum – da kam Herr Weidmann mit einem verschmitzten Lächeln herein: „Na, was guckt ihr mich so an? Raus mit euch! Heute ist schönes Wetter. Wir machen eine Wanderung nach Waldeck! Kein Unterricht heute!“

Mit Jubelgeschrei stürzten wir aus dem Klassenzimmer, und es ging los. Waldeck, das war der Tierpark in Jaderberg, ein besonderer Anziehungspunkt für Kinder. Der Fußmarsch von einer Stunde war kein Problem. Herr Weidmann verkürzte uns die Zeit und erzählte lustige Anekdoten, die er wieder massenweise aus dem Ärmel schüttelte. Und einige Schüler waren Profis im Witze erzählen. So liefen wir fröhlich und aufgekratzt durch den leuchtenden Frühling. Bei Waldeck gab es einige Raubtierkäfige und Spielgeräte: Wippe, Karussell und Schwebebahn. Und die kleinen, flinken Rhesusäffchen! Was für eine Sensation war es für uns, als einer von diesen wendigen Burschen einem Lehrer, der sich etwas zu weit vorbeugt hatte, die Brille – ratsch – aus dem Gesicht wegschnappte!

Zwischendurch konnten wir uns hinsetzen und Limonade trinken. Über dem weiten Platz mit Gartenstühlen und weiß gedeckten

Tischen schallte die krächzende Stimme von einem Papagei oder der jubelnde Triller von einem Kaffeehausgeiger.

Oder Herr Weidmann kam ins Klassenzimmer und sagte: „Raus mit euch! Letzte Stunde vor den Ferien! Wir gehen auf die Wiese, und ich erzähle euch etwas!“

Und dann lagen wir – damals, als wir insgesamt nur fünfundvierzig Schüler waren – auf der Wiese im Garten von Kaufmann Krausewitz zwischen wehenden Gräsern und Schmetterlingen – und Herr Weidmann entführte uns mit seiner Erzählkunst in die Zauberwelt der Freischützoper – wir waren ganz Ohr, und unsere Traumbilder der inneren Vorstellung schwebten dahin über das flimmernde Wiesengrün.

Einmal wurden wir alle zusammengerufen im großen Klassenzimmer dort oben im Kaufhaus Krausewitz – noch ahnten wir nicht, was auf uns zukam, und voller Erwartung und Spannung lauschten wir auf die Stimme von Herrn Weidmann, als er uns ankündigte, diesmal habe er drei Überraschungen für uns. „Erstens: Wir fahren ins Theater nach Oldenburg. Wilhelm Tell!“ Stürmischer Jubel!

„Zweite Überraschung: Die Woche darauf fahren wir nach Wangerooge, vierzehn Tage, mit der ganzen Schule!“ Brausender Beifall! „Und jetzt kommt das Dritte: Gleich nach der Zeit auf Wangerooge beginnen die Sommerferien!“ Der Freudentaumel kannte keine Grenzen!

Auf Wangerooge waren wir in einem großen Schullandheim zusammen mit anderen Jugendgruppen untergebracht. Auf der Hinfahrt wurden wir von einem heftigen Sturm überrascht: Windstärke neun! Hohe Wellenberge wälzten sich schäumend heran, das Schiff schwankte auf und ab, und man musste sich schnell irgendwo anklammern, um nicht den Halt zu verlieren.

Noch sehe ich die drei Lehrgestalten, Weidmann, Zadka und Preußner, fest stehend auf dem Deck, das auf und nieder ging, mit Hut und wehendem Mantel, von heftigen Windstößen und schäumender Gischt umflattert – im Hintergrund ein sturmzerrissener Wolkenhimmel.

Auf Wangerooge hatten wir dann gutes Wetter. So konnten wir wandern und die Insel erleben: das harte Gras zwischen den Dünen und die seltsame Vegetation mit verkrüppelten, kieferähnlichen Gewächsen; den feinen Sand, der immer mit dünnen Schleiern über das Watt dahinflog; Muscheln in bizarren Formen, die wir überall finden konnten; das Geschrei der Möwen in der Luft – und vor allem das unendliche, blauflutende Meer, das mit seinen schäumenden Wogen langsam und bedächtig heranrollte.

Diese Beziehung zur freien Natur, zu Wind und Wetter, war uns schon vertraut aus dem Sportunterricht von Herrn Preußner und gehörte mit zur Atmosphäre der Schule. Auf einer großen Bauernwiese mit Kühen und Stacheldraht spielten wir Schlagball und Völkerball, später waren wir auf einem großen Platz hinter dem Gebäude der Volksschule. Manchmal haben wir auch im Jade-Fluss gebadet.

Unter der Anleitung von Herrn Preußner fuhren einige Schüler mit dem Rad in ein kleines Wäldchen, hoben junge Bäume aus und pflanzten sie reihenweise in die Erde, und unser neuer Sportplatz bekam eine schöne Abgrenzung und Umrahmung.

Und dann die kurze Wanderung von der Schule zum Kinosaal im Kaufhaus Meierdirks – zehn Minuten zu Fuß. Dort spielte der „Verkehrskasper“, der immer in einen Unfall hineinverwickelt wurde und uns dann auf drollige Art die Verkehrsregeln eintrichterte. Oder es gab einen lustigen Spielfilm: „Die Sklavenkarawane“ nach Karl May. Oder auch einen ernsteren Film:

„Der Schimmelreiter“ nach Theodor Storm – urige Bauerntypen, kerniges Dorfmilieu im neunzehnten Jahrhundert, viel Deich und Meer – und zuletzt die anschwellende Flut, naturnah und echt gefilmt, wie in einer stürmischen Nacht die rollenden Wasserberge hereinbrechen und alles fortreißen, Häuser und Viehställe, Tiere und Menschen. Oder ein Kinderfilm mit „Bambi“, dem kleinen Reh – und der Märchenwald schwebte vorüber mit weichen Dämmerfarben und stimmungsarten Bildern.

Ein Kinoerlebnis war damals noch viel eindrucksvoller als heute. Es gab noch kein Fernsehen und keine Reizüberflutung durch die Medien. Jeder Film war ein großes Wachtraum-Erlebnis – atemberaubend. Noch tagelang konnten wir davon erzählen, so verzaubert waren wir. Und wochenlang gingen die vielen Bilder in meiner Phantasie herum.

Manchmal kam Herr Preußner ins Klassenzimmer und machte uns auf einen sehenswerten Film aufmerksam, der am Nachmittag gegeben wurde: „Das doppelte Lottchen“, „Das fliegende Klassenzimmer“ oder „Pünktchen und Anton“.

Und am nächsten Schultag gab es in den Pausen jede Menge Erzählstoff. „Weißt du noch? Hast du das gesehen?“ Die Verfilmung der klassischen Jugendbücher von Erich Kästner – das war schon ein Erlebnis, das sich keiner entgehen ließ.

Später, als die Schulbaracke fertig war und als wir nicht mehr neben dem Viehstall oder im Tanzsaal oder in der Veranda sitzen mussten, sondern in schönen, praktischen Klassenzimmern, sahen wir Spiel- und Lehrfilme im großen Pausenraum. Er bot genug Platz für über hundert Zuschauer, hier war eine anheimelnde und gemütliche Atmosphäre. Dicht an dicht gedrängt saßen wir auf den Stühlen und waren voll schaulustiger Neugier.

Die Schule nahm auch regen Anteil an den wichtigen Ereignissen des Dorfes. Unvergesslich steht mir jener Sommerabend vor Augen, als Herr Dr. Thormölen, Pferdezüchter und Reiter von Jade, von den Olympischen Spielen in Helsinki heimkehrte – mit einer Goldmedaille! Es war 1952 – und das ganze Dorf war auf den Beinen, um den großen Helden festlich zu empfangen. Über der Straße hingen Girlanden mit Willkommensgrüßen, die Dorfkapelle spielte und wir Schulkinder standen am Straßenrand, bewarfen den Sieger mit Blumen und begrüßten ihn mit Hallo und Jubelgeschrei. Schon immer hatte es in Jade eine Tradition der Pferdezucht und Reitkunst gegeben. In der „Chronik der Gemeinde Jade“ (1957) berichtet Herr Gravemeier ausführlich von der Geschichte der einheimischen Pferdezucht. Die erste Kunde über große Pferdebestände in Jade erreicht uns – wie Herr Gravemeier erzählt – bereits aus dem siebzehnten Jahrhundert. Durch zuverlässige Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert wissen wir: Schon damals haben die Landwirte ihren Ruf als berühmte Pferdezüchter in ihren Familien begründet und große Erfolge erzielt in der Veredelung wertvoller Vätertiere – und für besonders gelungene Prachtpferde aus Jade wurden immer wieder Preise verliehen. Den Züchtern aus Jade gebührt ein „Ehrenplatz in der Geschichte der Landwirtschaft des Oldenburger Landes“, schreibt Herr Gravemeier mit großem Heimatstolz. Und er beschließt sein Ruhmeskapitel mit dem Satz: „Dass auch der Olympiasieger Dr. Thormölen sein Elternhaus in der Gemeinde Jade hat, soll keineswegs zur Abrundung unserer Betrachtungen dienen, sondern die hervorragende Stellung der Pferdezucht der Gemeinde Jade dokumentieren, deren Ruf weit über die Grenzen des Oldenburger Landes hinausragt.“

So war damals die Jubelstimmung der Bürger von Jade nur allzu begreiflich. Eine Sternstunde in der Geschichte des Dorfes war es,

ein Höhepunkt, den auch die Lehrer und Schüler des Privaten Gymnasiums miterleben wollten. Nach dem Festmarsch mit einer langen Reiterprozession versammelte sich das fröhliche Volk auf einer Wiese – mit dem Blick auf den großen Wagen, der mit Kränzen festlich geschmückt war – und dort oben thronte die ganze Prominenz des Dorfes, in der Mitte saß der gefeierte Sieger, Dr. Thormölen, der mit vielen Reden geehrt wurde.

Und dann kam Herr Weidmann und meldete sich zu Wort. Er hatte kein Konzept in der Hand, las nichts ab, er war ein Meister in der Improvisation der mündlichen Rede und schleuderte seine Worte in die Menschenmenge hinein – große Worte. Sofort ergriff er die Herzen der Zuhörer im Sturm, ganz gleich ob jung oder alt – die Herzen aller Schüler, Lehrer und aller Dorfbewohner. Er traf genau den richtigen Ton für die Stimmung des Tages, und alle waren mitgerissen.

Eine schwungvolle Rede, die die Weite seines Geschichtsbewusstseins zum Ausdruck brachte – sein Vaterlandsgefühl, das nicht nur Musik und Sprache umfing, sondern auch unsere Sportbegeisterung und den Stolz der Bürger in Jade mit einbeziehen konnte.

Immer war es Herr Weidmann, der die Wanderungen und Fahrten der Schule organisiert hatte. So erinnere ich mich noch an den Besuch im Übersee-Museum in Bremen unter seiner Leitung. Stundenlang konnten wir in den weiträumigen Hallen umherschweifen. Was es da alles zu sehen gab! Primitive Waffen, die ersten Äxte und Pfeilspitzen, Keramik und bunte Ketten der Naturvölker, Gewebe und Kleider von Moorleichen, Federschmuck der Indianer, Kanus, alte Inschriften und Hieroglyphen, Wohnungseinrichtungen in Schilfhütten, Menschengestalten bei der

Feuerbohrung, Totempfähle und grellbunte Masken – völkerkundliches Material, von Bremer Kaufleuten und Weltumseglern aus allen Himmelsrichtungen herbeigeschleppt, aus Ägypten, aus China, Japan und den Südseeinseln. Die ganze Welt war unter riesigen Kuppeln versammelt – ein Rendezvous von Jahrhunderten und Jahrtausenden.

Die Museumshallen lagen direkt hintereinander, jede Halle eine Arche Noah für sich, mit fremden Welten befrachtet – und alle diese Regionen bildeten eine endlose Perspektive – Schwindelgefühl in Raum und Zeit, Fluchtlinien, die immer größere Fernen ahnen ließen – Fernen im Abgrund der Zeit – dämmergraue Tiefe, in der die ersten Spuren des homo sapiens und die Räume der Geschichte allmählich auftauchten.

Hier – in diesen heiligen Hallen der Menschheitserinnerung – fanden wir die anschauliche Ergänzung zum langen Atem im Erzählstrom von Herrn Weidmann. Hier war es sichtbar und fühlbar – das „Es war einmal“ der versunkenen Kulturen. Hier wurde unsere Neugier geweckt, und mit eigenen Augen und Händen konnten wir alles sehen und berühren – die bunte Fülle und Phantastik, die „Geschichte“ heißt.

Hier wirkte noch die stumme Sprache seltsamer Gegenstände – schweigende Zeugen vom Leben der untergegangenen Völker, von zahllosen Menschen, die Jahrtausende vor uns gelebt hatten. Kostbarkeiten aus aller Herren Länder, aus so vielen Fernen zusammengetragen und überschaubar geordnet vom Fleiß der Gelehrten.

Hier war jene sonderbare Stimmung, die man wohl erst im Alter richtig spüren und in Worten fassen kann – archäologische Wehmut, Macht der Vergänglichkeit, musealer Staub und Totenstille, Gruselschauer der Zeit – gesehen mit dem wissenden

Blick vom Prediger Salomo im Alten Testament: „Alles ist eitel“ – empfunden mit der symbolgeladenen Schwermut des Oswald Spengler in dem kulturphilosophischen Werk „Der Untergang des Abendlandes“ – jener große Seher, der weiträumig schweifend alle zeitlichen Tiefen versammelt und deutet.

2. Märchenglanz und traumatische Wirklichkeit – Staatstheater Oldenburg

Ein stimmungsvoller Höhepunkt war immer die Theaterfahrt nach Oldenburg – ebenfalls eine Anregung von Herrn Weidmann. Mit dem Busunternehmen Brook wurden wir von der Schule aus zum Musentempel befördert und nach der Aufführung wohlbehalten wieder nach Hause gebracht. Mein erstes großes Theatererlebnis war „Wilhelm Tell“ von Schiller. Als kleiner Elfjähriger war ich überwältigt vom Prunk im Zuschauerraum. Ganz unten saßen wir Schüler in rot gepolsterten Sesseln im „Sperrsitze“ – Herr Weidmann hatte uns gute Plätze besorgt – und blickten empor zur Schwindel erregenden Höhe des Theaterhimmels, zum Glitzerfest

des funkelnden Kronleuchters dort oben, und zu den rosigen Göttinnen und mythischen Geschöpfen, die in lachenden Farben und schwebender Heiterkeit auf Wolken thronten.

Dann ging das Licht aus – langsam und allmählich verglühend in den blumenförmigen Kelchen der gläsernen Lampen –, und die barocke Pracht versank in tiefe Finsternis. Langsam erhob sich der dunkelrote Vorhang aus Samt und gab den Blick frei auf eine Alpenlandschaft mit Gewitterhimmel und zuckenden Blitzen – täuschend echt. Gebannt starrten wir auf die Bühne, wo sich jetzt das Wunder abspielte, das alles übertraf, was wir bisher als Theater erlebt hatten.

Der Höhepunkt der Spannung war die Apfelschuss-Szene. Der Landvogt war ein besonders guter Schauspieler – ein Furcht erregender Tyrann, grausam und verbissen. Und dann der große Augenblick, wo der Meisterschuss gelingt und der Junge seinem Vater unverletzt in die Arme stürzt.

Und immer wieder die stimmungsvolle Beleuchtung. Geheimnisvoll, wenn am Ende der Szene das Licht allmählich verlosch, und das Bühnenbild mit der malerischen Gruppierung von Personen wie ein Traumbild entschwand.

Und dann die Fahrt zum Weihnachtsmärchen – alle Jahre wieder. Das erste Bühnenstück dieser Art hieß „Sternmädchens Erdenreise“.

Der erste Akt spielte im Himmel mit leuchtend gelben Wolken und Glitzersternen. Ein schusseliger Petrus, der dauernd seine Brille suchte, die er auf der Nase hatte, lief hastig umher – und zwischen lauter urkomischen Begebenheiten kam eine graziöse Balletteinlage: eine große Kiste wurde auf die Bühne geschoben, mehrere lebensgroße Puppen stiegen heraus, niedliche Gestalten – ihre steife Bewegung löste sich auf im Tanz, lächelnd und mit

zierlichen Schritten drehten sie sich umeinander – und im Orchester erklang ein Menuett von Boccherini.

Diese Märchenstücke hatten regelmäßig einen weihnachtlichen Schluss, wo der gutmütige Nikolaus wie ein „deus ex machina“ auftauchte, den dramatischen Knoten der Handlung löste und die schlimme Geschichte zum Guten wendete. Die Streitenden reichten einander die Friedenshand, und Dornröschen und der Prinz oder Schneewittchen und die sieben Zwerge oder das tapfere Schneiderlein und König und Königin feierten zusammen Weihnachten als das Fest der Liebe.

Unsichtbare Scheinwerfer tauchten das Bühnenbild in ein gemäldeartiges Traumlicht, so dass die Märchenbilder in immer schöneren Farben aufglühten. Die Dunkelheit des Waldes, der silberne Strahl eines Springbrunnens im Regenbogenlicht, die zierliche Architektur im Saal eines Märchenschlosses, die moosgrünen Felsformen einer Zwergenhöhle – alles wurde lebendig in der farbigen Beleuchtung. Und besonders wirkungsvoll war die Verwandlung des Wolkenhimmels im Bühnenbild – Abend- und Morgenstimmung!

Wir träumten mit wachen Augen, wenn die Nacht mit ihren grauen Schleiern herniedersank oder wenn der Mond oder die Sonne aufging oder wenn aus silbergrauen Wolken ein Glitzerschnee herabfiel – und was für ein Lichtzauber, wenn auf einmal das Jenseits hereinbrach in die Erdenwelt, wenn in der Ferne ein dunkles Wolkenmeer aufblühte, und eine Märchenfee oder eine Sonnengöttin mit ihrem Sternengewand zur Verkündigung der großen Worte am Ende der Geschichte die Arme ausbreitete.

Und die Ballettkunst! Welches Entzücken, wenn die Waldelfen kamen oder flackernde Irrlichter oder blumenhafte Mädchen, wenn

sie tanzten, sich im Wirbel drehten und mit traumhafter Leichtigkeit durch die märchenhaften Kulissen schwebten!

Das Orchester spielte dazu Stücke aus der Nussknacker-Suite von Peter Tschaikowsky und ähnliches. Immer, wenn ich diese Musikstücke noch einmal höre und wiedererkenne, werde ich vom Zauber der Erinnerung ergriffen, ich fühle mich zurückversetzt in jene Stimmung des Weihnachtsmärchens im Oldenburger Staatstheater. Und an die Schulzeit in Jade.

Und einmal – am Ende einer Märchenvorführung – sangen die Darsteller ein Weihnachtslied, und das Kinderpublikum wurde aufgefordert, mitzusingen. Es war das Lied: „Oh, du fröhliche!“ Da erklang es von allen Seiten, von unten vom Sperrsitz aus und von allen Rängen bis ganz hoch oben, Hunderte von Kinderstimmen, lauter kleine, mutige Sänger – alle zugleich einstimmend in die festliche Musik des Orchesters. Ich sehe noch die bunte, fröhliche Kinderschar, die die barocke Pracht des dunklen Zuschauerraumes bevölkerte – ein Raum, festlich erhellt vom milden Weihnachtslicht, das von der Bühne strahlte.

Nie wieder habe ich Kinder so singen gehört!

Und wenn Herr Weidmann im Musikunterricht seine Operngeschichten erzählte, saß ich in meiner Phantasie immer mitten im barocken Theater in Oldenburg, der dunkelrote Vorhang ging auf und die Bühnenbilder wuchsen aus der Dunkelheit hervor in malerischer Beleuchtung.

Auf der Rückfahrt vom Theater machte Herr Brook noch einen kleinen Umweg durch die Stadt, um uns die Weihnachtsbeleuchtung der großen Kaufhäuser zu zeigen. Was heute für die Kinder vollständig normal ist, war damals in der Nachkriegszeit ein aufregendes Erlebnis. Es war in einer Zeit, als die optische Technik mit den vielfarbigen Reklamelichtern erst im

Anfangsstadium und wenig verbreitet war. Mit weiten Augen und atemlosen Staunen drückten wir unsere Nasen an die Busfensterscheiben, wenn im tief verschneiten Winterabend das bunte Geflimmer der Weihnachtsreklame erschien und langsam vorüberglitt.

Der letzte und krönende Abschluss dieser Theaterfahrten war für mich der Besuch der Wagneroper „Der Fliegende Holländer“. Durch den Musikunterricht von Herr Weidmann waren wir optimal vorbereitet. Die Handlung kannten wir in- und auswendig, und die wichtigsten Leitmotive waren uns vertraut. Von einer Musikstunde zur nächsten stieg meine Erwartung. Das erste Mal war es, dass wir diese Musik „live“ hören sollten, die Herr Weidmann uns so oft zu schildern versucht hatte. Schon gleich am Anfang der Ouvertüre hörten wir das sturmgepeitschte Meer, dann verschwand der Höllenlärm wie ein nächtlicher Zauberspuk – Schweigen – und aus dem Orchestergraben kam das innige Erlösungsmotiv – hell erblühend. Alles, was wir aus dem Musikunterricht bei Herrn Weidmann kannten, wurde Gegenwart, volle Theaterwirklichkeit: die eruptive Gewalt des Klanges, die schmelzende Süße in den Holzbläsern, wenn die Hoffnung auf Liebeserfüllung wächst, der Geisterchor der Verdammten, der aus der Ferne von dem Schiff mit dem blutig roten Segel herüberweht – und dann, wie zu den Erlösungsklingen im Finale aus dem Dunkel ein Sonnenball hervorbricht, gleißend hell – gerade eben hatte Senta sich von dem hohen Felsen in die Fluten heruntergestürzt als Opfer – und alle Gestalten im Vordergrund sehen das wachsende Licht am Meereshorizont – tief ergriffen vom Mysterium der Erlösung.

Diese Theaterbesuche, die unter der Schirmherrschaft und fachmännischen Betreuung von Herrn Weidmann stattfanden,

waren für mich der Anfang, der erste Anstoß zu einer Theaterleidenschaft – und vor allem: Ich wurde süchtig nach Opern.

Zum Glück gab es außerhalb der Schule ein Theater-Abonnement, da konnte man einmal im Monat eine Oper, eine Operette oder ein Schauspiel sehen. Pünktlich erschien der Theaterbus vor dem Kaufhaus Krausewitz, und jedes Mal war er voll besetzt: Erwachsene aus Jade und Schüler des Privaten Gymnasiums – ein Liebhaberkreis der erlesenen Künste. Wir fühlten uns schon als halbe Erwachsene, Mitglieder einer Elite von Musikexperten, edel gekleidet als junge Damen und Herren.

Und wer selten fehlte, war natürlich Herr Weidmann. Ein anerkennendes Lächeln flog über seine Lippen, wenn er ein bekanntes Gesicht aus der Schule erblickte – und in der kurzen Wartezeit, bis der Bus eintraf, so zwischen Tür und Angel, kramte Herr Weidmann einiges heraus aus der Schatzkiste seines Opernwissens, um uns auf den großen Abend vorzubereiten.

So lernte ich Opern in verschiedenen Stilrichtungen kennen: die graziöse Anmut von Mozartmusik und der zierliche Bewegungsstil der Sänger – die Dramatik und die heftigen Kontraste bei Verdi – die blutige Schauerromantik des italienischen Verismus: „Cavalleria rusticana“ von Mascagni und der „Bajazzo“ von Leoncavallo. Was für eine Ungereimtheit, wie hier primitive Skandalgeschichten aus Eifersucht, Mord und Totschlag mit einer Fülle herrlicher Musik überschüttet wurden! Was hatten sich die Komponisten eigentlich dabei gedacht? Nur eins hatten sie im Sinn, und das mit größter Leidenschaft – das einzige, das sie zeigen wollten: die Wahrheit!

Schon der italienische Name „Verismus“ deutet es an. Und die Wahrheit ist oft blutig und grausam. Nicht wirklichkeitsferne

Mythen, wie bei Wagner, sondern das Schockierende, das täglich überall geschieht – überall auf den Straßen, in der Hafenkneipe, hinter verschlossenen Türen in einer Elendswohnung – nichts anderes als das wollten sie zeigen. Nein – nicht zeigen, sondern herausschreien, herausbrüllen – und jedes drastische Mittel der Musik war ihnen recht. Orchester und Bühne in Oldenburg brachten den neuen Realismus zur vollen Wirkung.

Die leidenschaftliche Glut der Sänger und ihre schauspielerische Ausdruckskraft, die bis ins Dämonische gesteigert war, der mitreißende Schwung der Musik und immer wieder das Bühnenbild, das wie ein Historien Gemälde wirkte – in jedem Moment eine ausgewogene Komposition in der Figurenverteilung im Raum, in Gewändern, Licht und Kulisse – alles war stimmig und ergab den geschlossenen Eindruck einer großen Oper.

Auch in späterer Zeit im Erwachsenenalter zog es mich immer wieder hin zum Staatstheater in Oldenburg – und jedes Mal sah ich wieder mit den geblendeten Augen jenes elfjährigen Schülers die mythologischen Geschöpfe hoch oben im Deckengemälde – heiter spielend – jugendliche Schönheiten auf schwebenden Wolken – winkende Göttinnen der Erinnerung, die aus großer Zeitenferne herüberlächelten: Es war einmal!

Das leichte Schweben dort oben gehörte zur paradiesischen Sorglosigkeit des Vogelmenschen Papageno – eines naiven Geschöpfes in der „Zauberflöte“ von Mozart – und zu den silberartigen Streicherklängen am Beginn des „Lohengrin“ – Klänge, die einen überirdischen Lichtraum eröffnen – flutend in einem mystischen Blau – jene höhere Lichtwelt aus den Erlösungsklängen Wagners. Und die Musik und der Theaterhimmel erweckten in mir die innere Vorstellung, wie der heilige Gral in den Händen himmlischer Gestalten aus jenseitigen Wolken zur Erde

getragen wird – langsam tiefer und tiefer schwebend – hinab zur Menschenwelt, dort, wo er eine neue Heimat findet im innersten Raum der Burg, im sakralen Heiligtum der Gralsritter.

Und die mythischen Wesen im Deckengemälde schienen unmerklich zu kreisen in den leuchtenden Sphären der Musik. Der ganze barocke Zuschauerraum begann sich langsam zu drehen.

Und oft, beim Verlassen der Trauhöhle, wenn ich die breiten Stufen des Musentempels herunterstieg und der feuchte Nachtwind meine Stirn kühlte, musste ich denken: Dort hinten auf dem weitläufigen Parkplatz irgendwo zwischen den Laternenlichtern und dem schattendunklen Laub der alten Bäume wartet ein Schülerbus mit dem lustigen Stimmengewirr der Schüler auf mich – startbereit in Richtung Jade zum Kaufhaus Krausewitz.

Neben den Opern haben wir damals auch Schauspiele in Oldenburg gesehen. Das eindrucksvollste Stück, das ich in meiner ganzen Schulzeit gesehen hatte, war das „Tagebuch der Anne Frank“. Jüngste Vergangenheit war es, die hier heraufbeschworen wurde – das dunkelste Kapitel des Dritten Reiches, von dem kaum jemand zu sprechen wagte. Kurzes Vorspiel: Auf einem dämmrigen Dachboden findet jemand zwischen altem Gerümpel und verstaubten Dingen ein kleines vollgeschriebenes Poesiealbum und entziffert den Namen der Verfasserin: „Tagebuch der Anne Frank“ – blättert erstaunt in den Notizen. Kaum ein Wort wird dabei gesprochen. Nur langsame Bewegungen – schleppend langsam. Von Anfang an wird es spürbar – die unheimlich lastende Stille im ganzen Drama.

Und dann geriet man in den Sog des Tagebuches – auf der Bühne konnte man verfolgen, wie eine jüdische Familie in einem winzigen Versteck zusammengepfercht leben musste – ohne freien Ausgang, schlimmer als im Gefängnis – monatelang, jahrelang.

In der bedrückenden Enge bilden sich Reibungsflächen zwischen den Menschen, Streit bricht aus, extrem heftig. Menschen brüllen sich an, die einander nicht mehr ertragen können – und ganz plötzlich bleiben alle stehen, schreckerstarr, halten die Luft an, ängstlich lauschend: ferne Kriegsgeräusche, unheimliche Schritte irgendwo – nervenzerreißende Stille.

Da kommt der Hausbesitzer herein: „Noch einmal gut gegangen!“ Befreites Aufatmen. Umarmungen.

Und dazwischen ein Angsttraum der Anne Frank auf stark verdunkelter Bühne. Das Mädchen wirft sich immer wieder herum auf dem Ruhelager – schwer atmend – im Hintergrund die Geräusche aus dem Traum: Stiefelschritte, die die knarrende Treppe heraufkommen, trommelnde Fäuste, verschlossene Türen, die mit roher Gewalt aufgebrochen werden mit Brechstangen, krachendes Holz, das auseinandersplittert, peitschende Kommandorufe, Stimmengewirr von Leuten, die zusammengetrieben werden, scharfes Hundegebell, klirrende Fensterscheiben, Sirenengeheul, Bombeneinschläge, Explosionen. Und dazwischen das Schluchzen einer namenlosen Angst – Stimme der Anne Frank, die sich ruhelos umherwälzt im qualvollen Traum. Der Zuschauer ahnt: Sie träumt von der Gestapo. Die Familie wird abgeholt und in ein Vernichtungslager abtransportiert.

Die grauenhafte Atmosphäre der ständig drohenden Verfolgung wurde spürbar – hautnah. Angst, die immer da ist, unterschwellig. Angst, die niemals aufhört. Ergänzung zur ehrlichen Vergangenheitsbewältigung von Herrn Weidmann.

3. Schülerbibliothek – Im Sog der Bücher

Je mehr ich ins Erzählen komme und schreibe, desto stärker wird mir bewusst, wie viel ich meiner Schule zu verdanken habe – dem Privaten Gymnasium in Jade – wie meine Neigungen und Interessen wuchsen und wo ich meine geistigen Wurzeln wiederfinde.

Zu den großen Anregungen in meinen ersten Lebensjahren gehörte sicher auch die Schulbibliothek, die Herr Weidmann für uns aufgebaut hatte. Etwa alle vierzehn Tage machten wir eine Stunde lang „Bibliothek“ im Unterricht – das heißt: Jeder brachte sein Buch mit, das er gelesen hatte, und konnte sich ein neues ausleihen.

Und wer wollte, durfte erzählen, wie spannend sein Buch war – und dann sagte ein anderer: „Hört sich ja gut an. Muss ich unbedingt auch lesen!“

Wir haben die Bücher verschlungen: „Andersens Märchen“, „Hauffs Märchen“, „Sagen des klassischen Altertums“ – Bücher mit phantastischen Illustrationen, allein diese Bilder konnten schon neugierig machen und zum Lesen reizen. Dann „Die Höhlenkinder“ von A. Th. Sonnleitner, ein Buch, das uns an den Beginn der Menschheitsgeschichte zurück versetzte: Zwei Höhlenkinder, die in der Steinzeit leben, müssen sich durchschlagen in der rauen Umwelt und immerzu etwas Neues erfinden – Werkzeuge, Pfeil und Bogen, warme Kleider, Baumaterial für eine Behausung – die Entwicklung der technischen Phantasie. Sachliche Beschreibungen, eingebettet in die Schilderung der Natur: Morgennebel, Frühlingserwachen, Mondaufgang. Gewitter und brausende Schneelawinen.

Geschichten von Kindern, die im Wald aufwachsen und mit Vogelstimmen, Tieren und Pflanzen vertraut werden; Tiergeschichten, darunter „Die Biene Maja“ von Waldemar Bonsels; Kinder, die auf abenteuerlichem Weg nach Australien oder Madagaskar verschlagen werden und dort in die Geheimnisse der Naturvölker eindringen; mittelalterliche Sagenstoffe: „Rosa von Tannenburg“ und „Genovefa“ von Christoph von Schmid.

Alle diese Bücher boten genug Stoff für unseren Wissensdrang und den Erlebnishunger – Hunger nach dramatischen Bildfolgen, die man nur in der eigenen Phantasie genießt. Lesen – die Hauptbeschäftigung neben den Schulaufgaben. Bücher waren geheimnisvolle Türen zu neuen Zauberwelten und unbekanntem Reichen. Jedes neue Buch war ein neuer Riesenkontinent mit fremdartigen Pflanzen, Tieren und Völkern. Das war etwas: sich in

ein Buch vergraben, sich hineinstürzen in das Abenteuer des inneren Sehens und Träumens – stundenlang! Seitdem Herr Weidmann die Schulbibliothek für uns geschaffen hatte, war jene Leidenschaft in mir erwacht, die mich ein Leben lang nicht wieder losgelassen hat – Lesewut! Nicht nur spannende Geschichten waren es, die mich fesselten, sondern auch das unermessliche Reich des menschlichen Wissens, das sich nach und nach öffnete – vor allem in den Büchern, die für junge Leser verständlich geschrieben waren. Eine grenzenlose Neugier hatte mich gepackt.

Ein Autor war es, dessen Bücher mich immer wieder mächtig anzogen: Bruno H. Bürgel. Die erste Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller durfte ich schon in Klasse fünf machen. Herr Weidmann las mit uns die Geschichte von „Doktor Ulebuhle“ im Lesebuch, ein kauziger Astronom, der mit einer Rakete zum Mond fährt und einen neugierigen Jungen mitnimmt. Viele Einzelheiten über den Mond und aus dem Wissensgebiet der Astronomie und über Raketentechnik wurden dabei anschaulich gemacht. Staunend erlebt der Junge die fremdartige Landschaft auf dem Mond, die schroffen Gebirge, grell beleuchtet vom Sonnenlicht – und darüber der tiefschwarze Himmel mit Sternen und Planeten – alles gestochen scharf sichtbar. Im Augenblick der höchsten Gefahr, mitten in der lebensbedrohlichen Bruchlandung auf der Erde – erwacht er – und alles war nur ein Traum.

Diese Geschichte war damals noch reine Spekulation. Wir waren überzeugt: Eine Mondlandung ist technisch unmöglich. Undenkbar, dass eines Menschen Fuß jemals die Oberfläche dieses Himmelskörpers betreten würde – ein Hirngespinnst. Das war damals die unbestrittene Meinung der Wissenschaftler. Die Mondlandung der Amerikaner lag noch in weiter Ferne. Und doch waren es nur wenige Jahrzehnte, die diesen ungeheuren Schritt ins

Weltall ermöglichen. Nur die Dichter waren damals schon weit in der Zukunft – weiter als alle Wissenschaftler und Techniker – weil sie einen weiten Traumhorizont hatten. Merkwürdig: Nur das Phantastische hat eine Chance, wahr zu werden.

Nach dieser Lesebuchgeschichte griff ich zur volkstümlich geschriebenen Sternkunde von Bruno H. Bürgel. Diese Mischung aus exakter Wissenschaft und Naturlyrik – mustergültig für Autoren, die junge Leser für eine fernliegende Wissenschaft begeistern wollen. Dieser Autor, Dichter und Wissenschaftler in einer Person, war für mich die Synthese von Weidmann und Preußner. Eine Mischung von Bericht und spannender Erzählung, Präzision und Traumwelt, reiner Messung und ehrfürchtigem Staunen – wie mich das gefangen nehmen konnte!

Später las ich eine Beschreibung des Urknalls, so wie der große Physiker Pascual Jordan es in allgemein verständlicher Form dargestellt hatte – damals die Weltentstehungstheorie jüngsten Datums – faszinierend. Das stand im „Neuen Universum“, dem Jahrbuch für Jugendliche, das immer das Aktuellste aus Forschung und Technik brachte – gut fassbar für einen Jugendlichen und mit einer Fülle von brillanten Bildern. Zu jedem Weihnachtsfest lag die neuste Nummer dieses Jahrbuches auf dem Gabentisch.

Bücher waren immer die schönsten Geschenke. Zu jedem Geburtstag und jedem Weihnachtsfest gab es Bücher – und ein so reich beladener Tisch war immer der Beginn neuer einsamer Lesefeste.

Die meisten Bücher bekam ich damals zur Konfirmation – wohl dreizehn insgesamt. Darunter befanden sich Novellen von Theodor Storm, C. F. Meyer und A. Stifter. Das Reich der großen Erzähler des neunzehnten Jahrhunderts tat sich vor mir auf. Und ein dicker Wälzer war dabei – weit über tausend Seiten: „Die Ahnen“ von

Gustav Freytag – ein weiter Bilderbogen, der sich über zwei Jahrtausende europäischer Geschichte wölbt, prallbunt und gesättigt mit vielen historischen Einzelheiten. Das Buch als Zeitmaschine.

Zu allem Überfluss gab es ganz in der Nähe der Schule noch die Bücherei von Uhlmannsiek. Auf niedrigen und hohen Regalen war dort der Lesestoff angehäuft – enge Räume, Geruch nach altem, modrigem Papier – ein Duft, der mich an welkendes Laub im Spätherbst erinnerte. Bücher, Bücher und nochmal Bücher – eine unvorstellbare Fülle von Geschichten, unermesslicher Reichtum. Zum Teil anspruchsvolle Literatur, Romane von Dostojewski, ein philosophisches Jahrbuch der Keyserling-Gesellschaft, eins von den Zauberworten von Herrn Weidmann war hier greifbar geworden: „Philosophie“. Daneben fünfundsechzig Bände von Karl May – unvorstellbar, dass ein einziger Mensch so viel erleben und schreiben kann! Dann Liebesromane und billiger Schund: Groschenhefte und Geschichten von Revolverhelden und Messerwerfern – Hefte, auf die wir damals besonders scharf waren, gerade deswegen, weil sie zur verbotenen Lektüre gehörten. Eine Ausleihe pro Heft und Woche kostete zwanzig Pfennig, und das konnten wir uns leisten von unserem Taschengeld. Dort in diesen Heften fanden wir, was man später „action“ (äktchen) nannte. Handlung, Handlung, Handlung! Schlag auf Schlag – Schüsse aus dem Hinterhalt, blitzschnelle Reaktionen, Kämpfe und Verfolgungsjagden ohne Ende. Rasantes Erzähltempo im harten Rhythmus der einfachen Sprache.

Und dann die „Lesemappen“, die Frau Uhlmannsiek uns wöchentlich zur Ausleihe ins Haus brachte – ein großer Stapel von Illustrierten mit brisanten Themen und sensationellen Berichten: das Neuste aus Mode und Film, Starkult und Prominenten-Tratsch,

Sporthelden, die für die nächste Olympiade trainierten, musikalische Wunderkinder, Intimitäten aus Königsfamilien, wissenschaftliche Expeditionen, Versuche mit Atombomben und anderen Geheimwaffen, Geschichten von waghalsigen Bergsteigern, erste Science-Fiction-Filme. Godzilla, ein feuerspeiendes Dinosaurierwesen, das aus dem Meer auftaucht und eine moderne Großstadt zertrampelt, und Wolkenkratzer brennen ab wie Streichholzschachteln, Feuerwehr und Militäreinsatz sind machtlos. Schaurige Bilder von einäugigen Riesen, von Zyklopen aus einem Abenteuerfilm mit Odysseus: erste Anfänge der Unterhaltungsindustrie zur Befriedigung für ein gruselsüchtiges Publikum; spurloses Verschwinden von Schiffen im Bermuda-Dreieck; erste Gerüchte von Schnee- und Marsmenschen, von UFOs, die plötzlich aus dem Nichts am Nachthimmel auftauchen – ein Phänomen, das die Wissenschaftler nachhaltig in Atem hielt, zu den wildesten Spekulationen verführte und auch noch in späteren Jahrzehnten immer wieder den Büchermarkt belebte.

Werden wir beobachtet von außerirdischen Intelligenzen? Gibt es höhere Wesen, die auf verborgene Weise das Schicksal der Menschheit lenken? Sind es Monstergestalten, die aus ferner Zukunft kommen und uns einen Besuch abstatten? Oder nur seltene Formen von Kugelblitzen, die man bisher noch gar nicht erforscht hat?

Ungeklärte Rätsel!

Diese Lesemappen – Stoffe ohne Ende – lebendiger Spiegel der Nachkriegszeit. Großes Aufatmen: Das Leben geht weiter! Die Ahnung, dass jetzt nach dem großen Zusammenbruch der Start einer brandneuen Epoche begann, aufregend, buntschillernd und verheißungsvoll. Ein neuer Zeitstil, in dem das Nüchterne und das Phantastische überhaupt keinen Gegensatz bilden.

Aus der Vielfalt der Lesestoffe formten sich die Heldengeschichten unserer Jugendzeit. Wir hatten unsere Idole, so wie heute die Jugendlichen ihre Popstars. Damals waren es „Kalle Blomquist“, ein pffiffiges Kerlchen, das den bösen Erwachsenen immer auf die Schliche kommt; „Jan und Kuddel“, gerissene Lausbuben, die immer etwas aushecken und die Welt auf den Kopf stellen, zum großen Entsetzen von Oma Piepenbrink; Prinz Eisenherz, ein Ritter von Artus’ Tafelrunde, der gegen die Hunnen kämpft und mit seinem Wunderschwert auch im wildesten Kampfgetümmel immer der unbesiegbare Held bleibt; Tarzan, der mit seinem Messer gegen Riesen kämpft in einer sagenhaften Umwelt, einer Mischung aus Urwaldparadies und Science-Fiction; Billy Jenkins, der Scharfschütze, der mit unfehlbarer Meisterschaft stets ins Schwarze trifft, der Virtuose der Waffe.

Und aus allem herausragend Karl May: genaue Landschaftsschilderungen, die wie ein Breitwandkino vor dem Auge des Lesers vorüberziehen, einfühlsame Darstellung der Indianerseele – seine Leidensfähigkeit, die bewundernswerte Selbstbeherrschung, große Schmerzen zu ertragen ohne einen Klagelaut, seine Verwurzelung mit der Erde als der Mutter allen Lebens, die Naturbeseelung und die dunkle, heldenhafte Glut, mit der er seinen Heimatboden gegen die grausamen Europäer verteidigt; und das Ideal der Versöhnung zwischen der roten und weißen Rasse, das Karl May mit großem schriftstellerischen Pathos verkündet. Und immer wieder herrliche Originale zum Kaputtlachen, lange Dialoge, frisch und temperamentvoll erzählt. Das Bewundernswerteste: die hohe Meisterschaft in der Kunst, eine atemberaubende Spannung über Hunderte von Seiten wach zu halten. Es war gar nicht möglich, das Buch wegzulegen, wenn man

einmal drin war im reißenden Strom der Geschichte. Man konnte lesen, lesen und lesen – ganze Nächte sich um die Ohren schlagen.

Zu den Comic-Figuren gehörte auch Nick Knatterton, der die finsternen Ganoven locker überlistet mit seinem trickreichen Scharfsinn. Er war der Meisterdetektiv mit Witz und Scharfsinn, mit Geheimwaffen und unbegrenzter Kombinationskraft. Alles war eckig an ihm: Kinn- und Nasenprofil, Pfeife, Mütze, Pistole, das Karomuster seiner Kleidung, seine flinken Bewegungen und die eckig gemalten Geistesblitze, wenn er wieder eine geniale Kombination gefunden hatte – die zackige Art, logisch zu denken und zu handeln. Inzwischen ist er im Wilhelm-Busch-Museum in Hannover verewigt als unvergessliches Original. In seinem blitzschnellen Tempo hatte er uns immer wieder fasziniert. Neben Prinz Eisenherz, Karl May und Winnetou, neben Tarzan, Max Schmeling und anderen Boxmeistern und Fußballkönigen gehörte auch diese Comic-Figur in das bizarre Panoptikum unserer heimlichen Phantasiewelt.

Geschichten in Überfülle, Erzählstoff genug auf dem Weg zur Schule, in der großen Pause, in der Zeichenstunde, wo wir die meiste Zeit ohne Aufsicht uns selbst überlassen waren. Und einer wusste immer noch mehr als der andere. In jeder Klasse gab es einige Schüler mit einem phänomenalen Gedächtnis, die stundenlang erzählen konnten, lebendig und in reißendem Tempo, und die genossen ein hohes Ansehen bei uns. Auch wer gut Gedichte aufsagen konnte, Balladen mit dramatischer Betonung, wurde respektvoll bewundert. Die Kunst des mündlichen Erzählens gehörte damals einfach mit zum täglichen Leben. Es gab viele Menschen, die vortrefflich erzählen konnten – Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Lesen und Erzählen, das war immer der lebendige Inhalt unserer Freizeit.

Selige Zeit damals, als ich mich heimlich verdrückte, kaum waren die Schulaufgaben fertig, mit einem Buch unterm Arm, einen verborgenen, träumerischen Winkel aufsuchte, um mich in endlose Romane und wissenschaftliche Abenteuer zu vertiefen: irgendwo im hohen Gras versteckt unter den rauschenden Wipfeln der Bäume, auf dem Dach der Veranda oder im hohen Geäst eines Baumes, vom Wind gewiegt. Am gemütlichsten war es abends im Bett, in der Totenstille der Nacht, wenn der Mond hinter verschossenen Gardinen langsam höher stieg und ein gedämpftes, düsterbleiches Licht in meine Lesehöhle warf – stimmungsvolle Kulisse für ein endloses Erzähllabyrinth, Geisterstunde der inneren Bilder.

Selige Zeit, wenn der Wind im welken Laub raschelte – Mitternachtsgeflüster von Hexenstimmen – wenn es draußen am Fenster leise knackte, so als ob jemand vorüberschlich, oder wenn die Bäume des Gartens zu rauschen begannen wie ein unendlicher Fernchor! Wenn dieser nächtliche Hörhorizont mich umgab mit seinem Weltgeraune, nur halb bewusst wahrgenommen, dann war ich ganz versunken in den traumschwangeren Buchstabenreihen, in den Wortgewächsen meiner Phantasie.

Schon damals kam jene unentrinnbare Macht über mich, die mich ein Leben lang beherrschen sollte – Lesewut. Wie eine Sucht war es, der ewige Drang nach immer neuen Büchern – mit einer wachsenden Fülle von Lieblingsautoren und Interessensgebieten. Das einzige, was die Lesewut von einer süchtig machenden Droge unterscheidet, ist, dass man nicht frühzeitig altert, sondern dass die ständige Neugier noch bis ins hohe Alter geistig jung hält.

Und was für Leseecken gab es im Laufe meines Lebens! Sich in Büchern vergraben in chaotischen Studentenbuden, mitten in der Anarchie von Zeitungen, Heften, Bildern, Tagebuchfetzen und

Examensarbeiten – im Menschengewühl in einem Riesenbahnhof oder zwischen hustenden Patienten im Wartezimmer eines Arztes – in der meditativen Stille eines großen, ehrwürdigen Raumes einer mächtigen Bibliothek – in alten Büchergebirgen herumwühlen im Hobbymarkt und geistige Schätze finden – studieren am Schreibtisch zwischen den hohen, vollgestopften Bücherwänden meines heutigen Arbeitszimmers – alle diese Leseorte stehen in einer stimmungsmäßigen Verbindung mit jener Traumzeit in Jade, da ich auf dem windbewegten Ast eines Baumes im Garten lag – ganz allein mit Robinson auf der Insel – oder im Bett zu später Stunde im trauten Zwielflicht von Mondschein und Leselampe.

Wie kam das – diese Leidenschaft?

Woher die fesselnde Kraft des Buches?

Es mag wohl mit jener Tatsache zusammenhängen, die sich ein heutiger Jugendlicher kaum noch vorstellen kann: Wir hatten damals noch kein Fernsehen, keinen Walkman, keinen Computer – nichts. Nur Bücher zum Lesen. Unsere Phantasie war noch nicht überfüttert mit der Bilderflut aus der Flimmerkiste, noch nicht lahmgelegt durch vorgeprägte Bilder aus tausend Sendungen, noch nicht erstickt durch die schwarze Schlammflut von Horrorbildern in Videos und Computerspielen. Beim Lesen muss man die eigene Phantasie anstrengen, man muss sich alles genau vorstellen, was der Autor erzählt. Man kann sich in der selbstgeschaffenen Bilderwelt frei bewegen. Die Welt des Buches ist ganz räumlich, dreidimensional, und der Leser ist mitten drin. Der Leser ist das, was Nietzsche einmal vom Träumer gesagt hat: Er ist Erfinder, Regisseur und Zuschauer zugleich – alles in einer Person.

Eine Kindheit und Jugendzeit ohne Medien war eine unfassbare Gunst des Schicksals – ein wunderbares Geschenk.

Wir hatten noch ein reiches Innenleben, waren ruhiger als die Schüler der heutigen Zeit und konnten wesentlich länger und intensiver zuhören. Und auch die Lehrer hatten es einfacher. Sie hatten noch nicht jenen starken Konkurrenten neben sich, gegen den man heute vergeblich ankämpft und der wohl manchen Pädagogen zur Verzweiflung bringt: das Fernsehprogramm!

Diese Tatsache erklärt es auch, warum der Unterricht von Herrn Weidmann, Herrn Zadka und Herrn Preußner so spannend sein konnte und derart tiefe Eindrücke hinterließ. Unsere Seele war offener und empfänglicher, bildungsfähiger – sie konnte noch tiefer geprägt werden von starken formenden Händen. Wir waren nicht besser als die heutige Jugend. Aber wir hatten es besser. Glückliche Zeit – damals, als es anfang, mein lebenslanges Abenteuer mit Bücherwelten – damals mit der Schulbibliothek von Herrn Weidmann!

4. Aus dem Brunnen der Lebensweisheit

Viele Jahre später, als wir Schüler noch einmal zusammenkamen, waren wir uns einig, dass Herr Weidmann eigentlich d e r Lehrer für uns gewesen war. Wir saßen im großen Festzelt, und das Private Gymnasium Jade feierte gerade sein fünfzigjähriges Bestehen. Wir konnten uns auch an viele Einzelheiten von Herrn

Zadka und Herrn Preußner erinnern – aber die Gestalt von Herrn Weidmann stand uns noch am deutlichsten vor Augen.

Woher kommt es, dass ein halbes Jahrhundert später die Schüler immer noch sagen können „Er war d e r Lehrer für uns!“? War das nur die universale Reichweite seiner Erzählkunst, die uns beeindruckt hatte? Sicher – auch das. Und gewiss auch der Besuch des Theaters in Oldenburg und die Einrichtung der Schulbibliothek, die den geistigen Lesehunger und das Interesse an der Literatur geweckt hatte. Die Welt der Bücher, das war eine Fortsetzung der Erzählkunst dieses großen Lehrers.

Doch es war noch etwas anderes, was tiefe Spuren in uns allen hinterlassen hatte. Er hatte uns geprägt durch seine Persönlichkeit – und dazu gehörte seine innere Überzeugung, bestimmte Werte und Lebensweisheiten, die er weitergeben konnte – Orientierungen für das ganze Leben.

Er war es, der am meisten die Atmosphäre unserer Schule bestimmt hatte.

Zu Beginn der Lateinstunde faltete Herr Weidmann für einen kurzen Augenblick die Hände: „Cum deo! – Setzen!“ Und dann begann der normale Unterricht mit Konjugieren, Deklinieren, Vokabeln abfragen, Übersetzungsübungen. Das kürzeste Gebet, das ich je vernommen habe: „Cum deo – mit Gott!“ Und doch war es notwendig und hatte seinen festen Platz im Unterricht. „Cum deo“ – das gehörte zu seinem Lehreralltag, passte zum Wesen seiner Frömmigkeit – knapp und ehrlich.

Herr Weidmann prägte uns ein, dass alle Menschen die gleiche Achtung verdienen. Studierte Leute stehen nicht höher als Menschen, die eine schwere körperliche Arbeit leisten: „Wenn ich einen Kanalarbeiter sehe, der unseren Dreck beseitigt, dann ziehe ich vor ihm den Hut!“

Um uns politische Begriffe zu erklären, versetzte er unsere Schulklasse auf eine Robinsoninsel mit der Aufgabe, uns selbst zu regieren. Mit Mehrheitsbeschluss sollten wir einen Vorsitzenden wählen, und zum Nutzen der ganzen Gruppe bekam jeder von uns eine Aufgabe, die seiner Neigung entsprach. Dieses Demokratie-Spiel im winzigen Modell wurde so lebendig erzählt, dass wir eine ganze Stunde lang zu lachen hatten. Wir bekamen einen Einblick in die vernünftigen Spielregeln einer Gruppe und in die notwendige Entstehung von Gesetz, Staat und Demokratie. Wir hatten eine eigene Verfassung entworfen, die für das Zusammenleben auf der Insel gültig sein sollte. Das war schülerbezogener Unterricht. Wir selbst waren die Erfinder von demokratischen Spielregeln, die die Menschheitsgeschichte vorwärts gebracht hatten. Wir durften uns als die fortschrittlichen Helden fühlen, denen es gelungen war, alle Probleme zu lösen und eine mustergültige Ordnung aufzustellen.

So wurde der Unterricht bei Herrn Weidmann fruchtbar als Wertorientierung und Lebenshilfe. In kurzen, einfachen Sprüchen ging uns ein Licht auf.

„Was ist sozial? Einer für alle – alle für einen! Der Ohne-mich-Standpunkt ist zu verachten!“

„Veni, vidi, vici“ (ich kam, ich sah, ich siegte) – ein Sturmwort aus der römischen Geschichte – kennzeichnend für den Mut Cäsars, für die entschlossene Tatkraft und den schnellen Sieg.

„Als Kind sagt der Mensch: Zwei und zwei sind vier! In der Jugend sagt er: Zwei und zwei sind fünf. Als Erwachsener: Zwei und zwei sind sechs! – Und sehr viel später, als alter Mensch am Ende seines Lebens, sagt er wieder: Es stimmt doch, zwei und zwei sind vier!“
In formelhafter Kürze der Lebensweg im Auf und Ab von Irrtum und Wahrheit.

„Erste Generation: Tod. Zweite Generation: Not. Dritte Generation: Brot!“ Bezeichnend für die mühsame Knochenarbeit in der Kolonisation im Moorgebiet. Lange dauert es, bis der Mensch in sumpfiger Gegend Fuß fassen kann. Erst die Enkel profitieren vom Fleiß der Großväter.

Zwei Frösche landen im Milchtopf. Der eine Frosch sagt: „Hier kommen wir nicht mehr raus!“ Er hört auf zu strampeln, ertrinkt. Der zweite Frosch kämpft weiter – strampelt und strampelt – und siehe da: Die Milch wird Butter! Der Frosch bekommt festen Boden und hüpf ins Freie. Eine Lehre: Vorteil des Optimisten gegenüber dem Pessimisten – wegweisend für unser späteres Leben.

In solchen Kernsprüchen, Anekdoten und Fabeln leuchtete der frische Unternehmungsgeist der Gründer unserer Schule – und alles das gab unserem Leben eine feste, konstruktive Richtung.

Oft schilderte uns Herr Weidmann die Geschichte von Männern und Frauen, die ihr ganzes Leben für eine große Idee hingegeben hatten: furchtlose Einzelkämpfer mit Phantasie, glühendem Idealismus und starker Willenskraft. So durften wir dabei sein, wie Schliemann den Traum seines Lebens verwirklichte und zum großen Erstaunen aller Fach-Archäologen tatsächlich das sagenumwobene Troja fand und ausgrub – und goldglänzende Wunder kamen zum Vorschein. Wir hörten von der Entstehung des Roten Kreuzes und dem legendären Aufstieg des Zoos Hagenbeck in Hamburg aus ganz bescheidenen Anfängen. Wir waren unterwegs mit todesmutigen Bergsteigern und Polarforschern, einsam kämpfend in Nacht und Eis. Und dann die Pionierarbeit von Elsa Brandström, dem „Engel der Gefangenen“ in Sibirien, und das Werk von Albert Schweitzer, dem Urwald-Doktor. Was für Helden – einprägsame Charaktergestalten! So konnte im einen oder

anderen von uns wohl der heimliche Wunsch erwachen, im späteren Leben selbst einmal etwas Großes zu vollbringen.

Ein denkwürdiger Augenblick war es, als Herr Weidmann das Wort „Philosophie“ an die Tafel schrieb. Was wusste ich damals schon von dem Reichtum und der Tiefe, die dieses Wort einmal für mich umfassen sollte! Wir nahmen es schlicht zur Kenntnis: „Philosophie“ – vielleicht auch ein wenig gleichgültig, weil es uns nicht so direkt berührte und über den Horizont des Schülerdaseins weit hinausging.

So war der Unterricht von Henn Weidmann manchmal wie ein winziges Samenkorn, das lange Zeit im Erdreich schlummert, um eines Tages zu erwachen und zu keimen, bis es reiche Früchte trägt. Oder wie ein verborgener Ton in der Ouvertüre zu einer Oper – ein Ton, den man erst noch gar nicht richtig wahrnimmt und der später wiederkehrt und zum Leitmotiv wird, welches das ganze Werk durchzieht. Allmählich blüht es auf, entfaltet sich mit großer Wachstumskraft und wird zu einem Wunder der Musik, das man nicht mehr vergisst.

Selbständiges Phantasieren und praktisches Denken wurde in Gang gesetzt, und diese Fähigkeit konnte sich später weiterentwickeln in der Wahl des Lesestoffes und der geistigen Interessensgebiete.

5. Geteilte Heimat: Deutschland – Klangstrom aus Mystik und Volkslied

„Cum deo – setzen“ – diese knappe und schlichte Art, das war auch seine Liebe zur Klarheit der lateinischen Sprache – eine Klangwelt, in der er genauso mit seiner Seele lebte wie in allen Mythen,

Gedichten und Volksliedern. Latein, die Muttersprache der katholischen Kirche, Klang seiner religiösen Heimat.

Und doch hat er seinen katholischen Glauben nie in den Vordergrund gestellt. Die Geschichte der Reformationszeit konnte er genauso sachlich objektiv und lebendig uns vor Augen malen wie alle anderen Epochen der Vergangenheit. Es war ihm da nicht anzumerken, dass er katholisch war. Aber der Geist seiner Frömmigkeit, die innerste Substanz seines Glaubens war es wohl, die stets im Hintergrund wirkte – besonders dann, wenn es ganz still im Klassenzimmer wurde – wenn er etwas erzählte, was ihn mit Ehrfurcht erfüllte. Herr Weidmann kam aus einer fernen Gegend Deutschlands, deren Bedeutung wohl nicht so bekannt geworden ist wie die Ausstrahlung von anderen geistigen Zentren Deutschlands – aus einer Ecke, die mehr im Dämmer der Geschichte liegt – fast schon im Schatten des Vergessens: Schlesien.

Jahrhundertlang war es die Welt der großen Mystiker und Kirchenliederdichter, die im Verborgenen wirkten. Jahrhundertlang floss hier ein Wortstrom, der wie dunkle Musik erklang. In Schlesien hörte man zuerst jenen zarten Ton tiefster Innerlichkeit, angestimmt von Angelus Silesius im „Cherubinischen Wandersmann“, dem bekanntesten Buch der deutschen Mystik – ein Ton, der unterirdisch weiterklang bis zur Romantik. Der Ton kam von innen, aus dem Paradies der Seele, die zu Gott heimstrebt – vor allen feindlichen Mächten behütet wie der Heilige Gral. Die „Mittagsstille der Seele“, die „Ruhe auf dem Weltgrund“ und das „Urlicht über der Tiefe des Wassers“ – von dort war der Weg nicht mehr weit zur Parsifal-Stimmung, die Herr Weidmann uns in seinen Erzählungen verlebendigen konnte. Und von der mystischen Erfahrung der „ewigen Weihnacht“ findet das

innere Hören zur Innigkeit des deutschen Weihnachtsliedes, das Herr Weidmann uns nahe zu bringen versuchte. Und Jakob Böhme – ebenfalls aus Schlesien! Der Erzvater aller deutschen Mystik war es – Schuhmacher in Görlitz, der in jenem Dämmerlicht der Schusterkugel die Erleuchtung als Prozess der ewigen Geburt in Gott erlebte – und dann die Geburt aller Gestalten, Wesenheiten und Kräfte.

Dieser seltsame Mann, der immer noch wie ein Urriese dasteht – hervorgewachsen aus der Tiefe der schlesischen Seele – er war es, der jene rätselhaften Bücher schrieb, träumend von Allwissenschaft – im Ahnungslicht aus der Schusterkugel und zugleich aus dem Inneren geboren – eine umfassende Gottes-, Engel-, Seelen- und Naturlehre. Alle Prozesse der Welt sind ein Gewebe von Engeln, Geistern und Seelen.

Auch Schleiermacher, geboren in Breslau, gehört zu Schlesien – der einzige evangelische Theologe, der es wagen konnte, romantische Gefühlstiefe und kosmische Frömmigkeit in das theologisch-wissenschaftliche Denken einzubringen und dessen Schriften wie glühende Meteore in die nüchterne Begriffswelt der lutherischen Orthodoxie einschlugen – in die trockene Wüste des Protestantismus. Ein Theologe, der lange verdrängt und vergessen war, doch heute wieder überraschend aktuell wird in der gegenwärtigen theologischen Diskussion – in der Auseinandersetzung mit moderner Naturphilosophie und im Gespräch mit den östlichen Religionen.

Schlesien – eine abgelegene und dämmerhafte Ecke, in der sich vieles zusammenbraute, aber mit ungeahnten Wirkungen auf die deutsche Geistesgeschichte.

Auch das Kirchenlied fand in Schlesien einen fruchtbaren Boden – eine endlose Kette von Namen, die hier gar nicht alle genannt

werden können – große Sprachschöpfer, die den mächtigen und mitreißenden Wortstrom von Luther und Paul Gerhardt fortsetzen konnten – herrliche Frühlings- und Morgenlieder, oder Lieder, die aus der Tiefe der Leiderfahrung geboren sind – ein Strom aus Schlesien, der heute immer noch in den Gottesdiensten der Kirchen lebendig ist, zum Beispiel in den unvergänglichen Liedern „Morgenglanz der Ewigkeit“ – „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!“ – „Großer Gott, wir loben dich“. Wie in der Mystik ist auch hier die Sprache zur Musik geworden!

Schlesien – Land der großen Dichter. Martin Opitz war es, der mit seiner Herleitung der Poesie „aus einem Antrieb der Natur“ später auf Lindhorst und Herder wirkte und dessen „Buch von der deutschen Poeterey“ (1624) die Entstehung von schlesischen Dichterschulen anregte. Andreas Gryphius aus Schlesien war der repräsentative Dichter des Barock, der mitten im Dreißigjährigen Krieg den Dualismus von Vergänglichkeit und Ewigkeit schilderte und starke Bilder schuf („Gott selbst blitzt auf dich zu“).

Auch die Romantik hat schlesische Wurzeln. Eichendorff ist hier geboren, die bekannteste und volkstümlichste Gestalt jenes Zeitalters – ein hörender Dichter, der im Waldesrauschen und im Geraune der Naturstimmen eine geheimnisvolle Botschaft ahnte. In vielen Gedichten korrespondiert mit dem „Rauschen“ (des Waldes, des Wassers) das „Lauschen“ des andächtigen Menschen.

Die Gemeinsamkeit aller großen Geister aus Schlesien fällt sofort auf: Ehrfurcht und tiefste Innigkeit – ein Sinn für das Dramatische und ein sensibles Ohr für die Verbindung von Wort und Klang. Das war die große geistige Welt, aus der Herr Weidmann kam. Ein geistesgeschichtlicher Rückblick auf die Vergangenheit Schlesiens kann den tieferen Hintergrund dieses Musik- und Deutschlehrers aufzeigen.

Der Sprachgeist Schlesiens war in diesem großen Erzählkünstler noch einmal in Fleisch und Blut übergegangen – vor allem in sein ausdrucksstarkes Gesicht. Der mächtige Schädel, dessen Form mich an eine weiträumige Bühne erinnerte – und die weitgeschwungenen Linien seiner großen Ohren, die zu diesem Schädel passten – Ohren, die sensibel waren, weit genug geöffnet, um die innere Verwandtschaft der Stimmen zu erlauschen: Stimmen der Volkslieder und Kirchenlieder, Gemurmel der Dichtersprache in Sagen und Mythen, Gemunkel der Märchen und Träume, Stimmen der Natur aus der heimatlichen Landschaft und im Klanggewebe der Orchestermusik – Ohren, groß genug, um die geheimnisvolle Tiefe der Welt auszuloten.

Wenn ich mir die Fotos von Herrn Weidmann anschau, fällt mir auf, wie sein Gesicht im Laufe der Jahre sich verwandelt hat. Aufnahmen um 1950 zeigen das Profil eines Lehrers, der noch ein wenig jünger aussieht – aber mit harten Linien, von Leid und Bitterkeit gezeichnet, von Enttäuschung und von den seelischen Wunden des Krieges. Die Fotos um 1956 haben ein wesentlich älteres Gesicht festgehalten – ein Gesicht, das schon sehr gelöst wirkt – und was da hervorleuchtet, ist das warme Gold der Altersweisheit und des Humors. Diese Lichtbilder erzählen eine innere Geschichte. Der Ausdruck wandelt sich allmählich – ein wechselvolles Innenleben – doch die Grundstruktur des Kopfes bleibt. Immer hat sein Gesicht etwas von Schlesien bewahrt.

Wie bitter muss es für ihn gewesen sein, dass er durch den „Eisernen Vorhang“ von seiner Heimat abgeschnitten war – für immer. Und doch konnte er – der unglückliche Heimatlose – uns Schüler mit seiner Erzählkunst beglücken und uns eine geistige Heimat schenken im Klangstrom der deutschen Sprache.

Der Name Schlesien war noch in einem anderen Wort eingebettet: Es war ein noch größeres Wort, das für ihn einen feierlichen Klang hatte, obwohl dieses Wort in der jüngsten Vergangenheit in den tiefsten Dreck gezogen worden war – ein Wort, das kurz nach dem Krieg kaum noch jemand auszusprechen wagte – ein Wort, dessen ursprünglichen Glanz er zu bewahren versuchte – und wenn er es aussprach, merkte man, dass seine innerste Seele mitschwang.

Es war das Wort „Deutschland“.

War das der Grund, weshalb er uns so viele Geschichten erzählte? Der Grund, warum er uns für das Theater zu begeistern versuchte und uns durch die Schülerbibliothek Jugendliteratur nahe brachte? War das alles der Inbegriff von Deutschland, wie er es in seinem Herzen trug?

Dieser Klangstrom aus Opern, Volksliedern und Gedichten, die Überlieferung des kulturellen Reichtums aus Deutschland an die Nachwelt über den Abgrund der jüngst vergangenen Katastrophe hinweg?

Die Rettung und Bewahrung eines großen geistigen Erbes aus Schimpf und Schande für die nachfolgende Generation – für uns?

Im Erdkunde-Unterricht zeigte Herr Weidmann auf die große Karte von Deutschland – sein Finger glitt am früheren Umriss von 1937 entlang, und dann verglich er die geographische Gesamtform Deutschlands mit der Gestalt einer Frau, die auf dem Boden kniet und eine Pflanze in die Erde setzt. „Hier ist der Rücken der Frau, das Knie liegt ungefähr hier beim Böhmerwald, und hier der vorgestreckte pflanzende Arm ist Schlesien, und der Kopf der Frau ist ganz hier oben bei den masurischen Seenplatten.“ Es stimmte! Die Frau war gut erkennbar. Und diese Form war für ihn nicht nur ein Zufall, sondern ein Symbol für das Wesen des deutschen Menschen: „Der Deutsche ist fleißig. Unbesiegbar, weil er so

fleißig ist. Aus jedem Chaos und jeder Trümmerwelt kann er sich wieder emporarbeiten. Immer wieder ist er am Bauen und Pflanzen. Der Deutsche ist einfach nicht unterzukriegen – auch jetzt nicht!“

So war der Unterricht von Herrn Weidmann – symbolisch verdichtet – bildhaft und einprägsam.

Im Geschichtsunterricht hörten wir von Herrn Weidmann, dass Deutschland an beiden Weltkriegen schuld war: „In den Ersten Weltkrieg sind wir hineingetaumelt. In den Zweiten Weltkrieg wurden wir g e t a u m e l t!“

„Einmal im Leben kann man eine riesengroße Dummheit machen – eine katastrophale Dummheit. Aber kurz danach – wenige Jahre später — genau dieselbe Dummheit noch einmal machen – das ist ...“

Herr Weidmann brachte diesen Satz nicht zu Ende, schüttelte den Kopf, sah uns an mit einem Ausdruck ratloser Trauer.

So wurde er lebenslang zu einem Vorbild dafür, wie man mit Fehlern umgeht, die man früher einmal begangen hat – restlos ehrlich und ohne Verdrängung.

Herr Weidmann war der älteste von den drei Lehrern in Jade – der reifste. Von allen hatte er den größten Abstand zur Vergangenheit gewonnen. Er hatte sie gründlich reflektiert und versucht, sie aufrichtig zu bewältigen.

Im fliegenden Klassenzimmer – Zeitreise mit einer Schülerin der Gegenwart

Ich gehe jetzt wieder zurück in die Gegenwart des älter gewordenen Mannes, der dieses Buch schreibt – bewege mich auf

der Brücke über den Strom der Zeit zurück zur Uferseite des Jetzt und Heute – und von hier aus werfe ich noch einmal einen Blick auf das nebelferne Ufer der Vergangenheit – jene Zeit, wo das Klangwunder von Musik und Sprache einmal begonnen hatte – auf die Zeit der Weihnachtsmärchen und der einsamen Lesefeste.

Oft muss ich an die jungen Menschen denken, die heute das Private Gymnasium in Jade besuchen – inzwischen hat es seinen Standort gewechselt und befindet sich in Jaderberg – und in meiner Phantasie bewege ich mich im Pausenhof, bin mitten in einem Strom von lachenden Gesichtern und komme zufällig ins Gespräch mit einer Schülerin: „Was? Sie sind auch schon hier auf dieser Schule gewesen? Vor so vielen Jahren? Ehrlich?“ Skeptisch betrachtet sie die Gestalt des alten Mannes, der vor ihr steht. Ich fange an zu erzählen – von den Lehrertypen, von Musik, von Theaterleidenschaft und Lesewut – alles ohne Fernsehen. Mit einem amüsierten Lächeln hört die Schülerin mir zu – und wie ich sage „ohne Fernsehen“, da starrt sie mich an, halb spöttisch, halb staunend:

„Wie bitte? Was? Eine Jugendzeit ohne Fernsehen, ohne Computer? Meine Güte, wie schrecklich! Das muss ja ätzend gewesen sein!“ Ich versuche, ihr zu widersprechen und behaupte, dass es dennoch eine schöne Zeit war – mit Erzählkunst und spannenden Büchern – eine selige Zeit. Aber sie ist wohl nicht ganz überzeugt.

Da sage ich einfach: „Darf ich dich einladen zu einer Phantasiereise? Nur ein kurzer Trip in die Vergangenheit – ja?“

Natürlich hat sie nichts dagegen. Ich nehme sie bei der Hand und entführe sie in das Jahr 1950. Mit der Zeitmaschine geht es rückwärts, und auf einmal sitzt die Schülerin von heute neben mir auf der Schulbank in jenem Klassenzimmer neben dem Kuhstall –

die Tür geht auf, Herr Weidmann kommt gerade herein und zieht uns in den Bann seiner Erzählkunst. Oder Herr Preußner erscheint, und mit seiner sokratischen Fragemethode schickt er uns los auf die spannende Schnitzeljagd nach neuen mathematischen Entdeckungen.

Am Ende der Stunde schaut mich die Schülerin an mit ihren sprühenden Augen: „Toll, so war es also! Echt cool, den Anfang der eigenen Schule zu erleben – hautnah! Und dieses primitive Klassenzimmer hier – irgendwie so nostalgisch! Nicht schlecht – aber ...“

Sie zögert eine Weile, als ob sie Hemmungen hat, es mir zu sagen, was sie denkt. Irgendetwas scheint ihr nicht zu gefallen.

Ich frage: „Aber?“ Ihr kleines Näschen kräuselt sich ironisch: „Sagen Sie mal, habt ihr denn damals nie eine Fete gemacht?“

„Doch, haben wir – natürlich. Das Sportfest mit Herrn Preußner war immer sehr beliebt. Stets bescherte es uns ein strahlendes Wetter – aufregende Wettkämpfe beim Völkerball, und wer die meisten Punkte hatte im Hochsprung, Weitsprung und im Hundertmeterlauf, bekam eine Siegerehrung mit Urkunde, Beifall und Jubelgeschrei.“

Und dann erzähle ich von einem Erlebnis im letzten Jahr meiner Schulzeit im Privaten Gymnasium: Tanzstunde im „Schützenhof“ in Jaderberg. Ich versuche zu schildern, wie es damals war. „Unsere Tanzlehrerin, Frau Brockdorf, gab sich viel Mühe, uns ein genaues Gleichmaß der Tanzbewegung beizubringen. ‚Achtung!‘ rief sie – und dann schlug sie zwei Holzstäbchen gegeneinander und bläute uns den Tango-Rhythmus ein, heftig deklamierend: ‚Tan-go-schritt – eins – zwei – Tan-go-schritt – eins – zwei!‘ Ein alter Herr saß am Klavier, griff in die Tasten und begann mit der Tanzmusik, dicke Zigarre im Mund, die längst erloschen war. Frau

Brockdorf wurde ungeduldig: „Nun spielen Sie doch mal ein bisschen flotter!“ Und er: „Nein, das ist doch jetzt ein langsamer Walzer!“ Er musste das Notenblatt wechseln – und zum blechernen Klang des alten Klaviers drehten wir uns im Kreis, steife und schüchterne Pärchen – emsig bemüht, den genauen Rhythmus einzuhalten und der Partnerin nicht auf den Fuß zu treten.“

Meine ZuhörerIn sieht mich ein wenig skeptisch an „Schüchtern, ja? – Wieso schüchtern?“

„Ja – schüchtern! Das war damals so. Die Tanzstunde war die einzige Tuchfühlung mit dem anderen Geschlecht. Wir hatten kaum eine andere Möglichkeit, uns zu treffen. Sexualkunde gab es nicht – in der Schule nicht und zu Hause schon gar nicht. Ja, manche hatten wohl noch eine recht verschwommene Vorstellung vom Kinderkriegen. Wir glaubten zwar nicht mehr an den Klapperstorch – aber vielleicht, so dachten manche heimlich, kämen die Kinder ja vom Küssen.“

Jetzt ist sie sprachlos: „Nein – wirklich? Kann ich nicht glauben!“

„Doch – es war so. Und dann lernten wir Anstand und höfliches Benehmen – und vor allem: eine elegante äußere Form!

Mit Schlips und Anzug, die Haare gekämmt und gestriegelt und mit blitzblank geputzten Schuhen gingen wir als die ‚Herren‘ auf unsere ‚Damen‘ zu, die alle in langen Gewändern in einer Stuhldreihe saßen, und machten eine Verneigung: ‚Darf ich bitten?‘

Einmal war ich der letzte beim Auffordern, nur zwei Damen waren noch übrig, die anderen hatten bereits einen Tanzpartner gefunden. Intuitiv konnte ich wohl spüren, dass die beiden mich nicht mochten.

Ganz verlegen verneigte ich mich vor der ersten: ‚Darf ich bitten?‘

Die tippte mit dem Finger auf die zweite: ‚Nein – bitte die auffordern!‘ Und die zweite zeigte wieder mit dem Finger auf die

erste: „Nein, bitte die auffordern!“ Ratlos und unentschlossen stand ich davor, bis die Tanzlehrerin dazwischen funkte – aber da war sie wirklich böse: „Na so etwas! Hat man da noch Worte! Kein Benimm! So was gibt’s hier nicht! Wehe, wenn ich das noch einmal sehe!“

Endlich war es soweit – Abtanzball! Und wir konnten uns öffentlich sehen lassen mit dem, was wir gelernt hatten. Vor vielen geladenen Gästen durften wir unsere kleinen Kunststücke zeigen. Zunächst musste jeder von den ‚Herren‘ seiner erwählten ‚Dame‘ einen großen Blumenstrauß überreichen – und dann wurde der Abend mit einer festlichen Polonaise eröffnet. Ja, es gab damals schon die ersten Schallplatten mit Tanzmusik. In den nachfolgenden ‚Pflichttänzen‘ mussten wir dem schaulustigen Publikum zeigen, was uns schon geläufig geworden war: Tango, Foxtrott, Marschwalzer, Korbwalzer, Wiener Walzer und dazwischen kunstvolle Solonummern. Und dann: freie Partnerwahl!

Alle Gäste wurden aufgerufen mitzumachen, Eltern und Lehrer tummelten sich mit der Jugend auf der kleinen Tanzfläche – ein buntes, vergnügtes Gewimmel. Mit energischer Fröhlichkeit animierte Frau Brockdorf die Herrenwelt, die noch sitzenden Damen nicht allein zu lassen – oder sie verkündete: ‚Damenwahl!‘ Und die ganz Alten, die nicht mehr tanzen wollten, blieben sitzen und bewunderten das Temperament der Jugend – die vielen Pärchen, die an ihnen vorüberschwebten.

In den Pausen zwischen den Tänzen saßen wir an langen, weiß gedeckten Tischen, eifrig plaudernd und genießend: Es gab feinen Kuchen und eine wunderbare Erdbeerbowle – berauschend süß im Geschmack.“

Meine Begleiterin der Zeitreise schüttelt die langen dunklen Haare aus der Stirn mit einem verwirrten Lachen: „Süß! Na, wohl 'ne ganz nette Party! Gab es denn nur Tango oder noch etwas anderes?“

„Ja,“ sagte ich, „schon – langsamer Walzer, schneller Walzer, Foxtrott.“

„Da wäre ich eingepennt! Seid ihr denn gar nicht mal richtig ausgeflippt? Mit Techno und Energie pur? So was gab es wohl nicht, nein? Hat euer Musiklehrer und Wagnerspezi damals wirklich nur Volkslieder mit euch gesungen? Gab es denn nur Opernfreaks?“

Meine Gesprächspartnerin sprudelt ihre neugierigen Fragen nur so heraus.

„Doch, Unterhaltungsmusik gab es damals schon!“, sage ich. „Das waren damals die Schlager: kurzer, einfacher Text und eine Melodie, die zum Mitsingen und Mitträllern hinreißen konnte. Die Schlager waren ganz simpel, aber auch volkstümlich und gemüthhaft. Ja, vielleicht kann man sagen, sie waren wohl noch der letzte Rest des Volksliedes, bevor die amerikanischen Musikwellen über uns hereinbrachen.“

„Und was waren das für Texte?“

Ich zähle alles auf, was mir so spontan einfällt: „Man müsste noch mal zwanzig sein, und so verliebt wie damals! – Wer kann das bezahlen, wer hat so viel Geld? – Am dreißigsten Mai ist der Weltuntergang, wir leben nicht mehr lang. – Anneliese, ach Anneliese, warum bist du böse auf mich? – Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise! – Geben Sie dem Mann am Klavier noch ein Bier, noch ein Bier! – Im weißen Rössel am Wolfgangsee. – Weiße Rosen aus Athen sagen dir auf Wiedersehn. – Seemann, lass das Träumen!“

Meine ZuhörerIn schüttelt sich vor Lachen: „Waaas? So was habt ihr gesungen damals? Ehrlich? Diese alten Klamotten? Aber klingt irgendwie so nostalgisch. Muss trotzdem schön gewesen sein! Ach ja – war da nicht – Moment, wie hieß der noch – Hans Albers, der damals gesungen hat? Hat mir meine Großmutter neulich erzählt. Aber ab und zu mal ’ne megageile Party mit Schmackes – so was gab’s wohl nicht – nein?“

Ich merke, wie mir langsam die Luft ausgeht – aber ich mache noch einen letzten Versuch, ihr klarzumachen, wie es früher einmal war: „Doch, Tanzbälle gab es schon – im Kaufhaus Meierdirks, damals oben im großen Kinosaal zum Erntedankfest, wenn die Erntekrone mit bunten wehenden Bändern aus der Kirche in den Tanzsaal gebracht wurde – und dann ging es los. Oder eine Volkstanzgruppe führte einen Reigen auf mit alten hübschen Trachten zum Heimatdichter-Abend. Aber ich glaube, viel mehr war es nicht. Das war schon so ziemlich alles.“

„Wie bitte – Heimatdichter-Abend?“

„Ja – die plattdeutsche Sprache wurde sehr gepflegt – damals noch. Es waren Dichter, die in der Nähe von Jade oder sonst wo in der norddeutschen Gegend aufgewachsen waren. Das hörte sich immer so drollig an, wenn sie im echten plattdeutschen Tonfall so kleine, lustige Döntjes vortrugen – ganz urig. Ja, und dann kam die Volkstanzgruppe hereinmarschiert – mit lustig flatternden Bändern und Ziehharmonika-Musik.“

Die Schülerin aus dem heutigen Gymnasium Jaderberg wird nachdenklich: „Na ja, irgendwie muss ich ja zugeben, wenn es damals so viele Erzählkünstlerfreaks gab – und so viele Dichtertfans und Lokalpatriotismus – immerhin, ihr wart oft zusammen, ihr hattet wohl viel Gemeinschaft.“

Aber dann schüttelt sie wieder lachend ihre langen Haarsträhnen aus dem Gesicht: „Nee also, eine Jugend so ganz ohne Fernsehen, ohne Computer und Walkman, ohne heiße Feten – nee, da würde ich eingehen wie ein Primelpott – undenkbar!“

Ein Ziegegemecker nebenan unterbricht unser Gespräch. Immer noch sitzen wir nebeneinander in jenem Klassenzimmer im Jahr 1950. Die Schülerin bekommt einen leichten Schreck und schaut nervös auf die winzige Armbanduhr.

„Oh verflixt, ich muss weg! Jetzt wird es aber Zeit! Trotzdem vielen Dank für den kurzen Trip in die Vergangenheit. War echt cool, muss ich schon sagen. Na – trotz allem, die ersten Lehrer im Privaten Gymnasium Jade müssen wohl megageile Typen gewesen sein – immer hyperaktiv und ein Herz für Schüler – nicht schlecht!“

Mit einem energischen Ruck steht sie auf: „Können Sie mich wieder in meine eigene Zeit zurückbugsieren? Geht das?“

Und im nächsten Augenblick sind wir wieder auf dem Schulhof des Gymnasiums Jaderberg in der großen Pause mitten im emsigen Gequassel von Hunderten von Schülern. Meine Gesprächspartnerin und Zeitreisekollegin verabschiedet sich mit einem charmanten Lächeln, schwingt sich in ihr kleines Schülerauto – ihr neuster Flitzer – und saust eilig davon zur Vorbereitung der nächsten Fete für Schüler.

Ich gebe mich geschlagen. Ja, ich frage mich, ob meine Darstellungskraft wohl ausreicht, um jungen Leserinnen und Lesern ein Bild der Vergangenheit zu vermitteln. Die Atmosphäre der Nachkriegszeit und das Lebensgefühl der heutigen Jugend – kann man sich einen größeren Gegensatz vorstellen? Ist der Abstand nicht zu groß, um eine Brücke zu bauen, die das Einst mit dem Heute verbindet? Einen Weg zwischen den Ufern der Zeit?

Ich sehe – alle meine Geschichten verwehen im Wind der Jahre
und im Sturm der jungen Generation.
Es war einmal!

Tönende Welten

1. Die Rede vom „Sprachereignis“ in der Theologie –

Lauschende Ohren der Kinder

Wie die Zeit so dahingeht und die Bilder vorüberziehen und immer ferner rücken! Und doch – viele unsichtbare Fäden gibt es, die die Jugendzeit mit den späteren Epochen meines Lebens verknüpfen – ein feines Gewebe zwischen meiner Schulzeit und der Welt meines Berufes. Auch die Praxis meiner Tätigkeit als Gemeindepfarrer stand unter dem Stern des Gymnasiums in Jade.

Im Theologiestudium musste ich zunächst die alten Sprachen der Antike lernen: Griechisch, Latein und Hebräisch – ein langer, dorniger Weg. Doch ich habe diese Durststrecke nicht bereut. Was für geistige Welten sind mir da aufgegangen in der Bibel durch die Genauigkeit der begrifflich hochdifferenzierten Sprachen der Antike! Was für ein Brunnen der Weisheit, aus dem ich immer wieder schöpfen konnte in jeder Predigt und Bibelstunde – und in jeder Diskussion mit hellwachen, kritischen Oberschülern! Ganz andere Tiefen und Weiten in der Welt der alten Bücher!

Ein Thema war es, das mich im Theologiestudium immer wieder beflügelte: Schöpfungsglaube und moderne Naturwissenschaft! Hier war der Scharfsinn von Herrn Preußner lebendig!

Die Erzählkunst von Herrn Weidmann war stets mein leuchtendes Ideal, das ich im Religionsunterricht, im Kindergottesdienst und im Konfirmandenunterricht zu verwirklichen suchte. In den ersten Jahren meiner Amtszeit wurde es zu meiner Lieblingsbeschäftigung, gute kirchengeschichtliche Romane zu sammeln – gut, das heißt: lebendige Zeitgemälde, farbig gestaltet mit vielen historischen Einzelheiten, reich an Handlung, voller Spannung, und der spürbare Atem der Zeit mit brennenden theologischen Fragen. Diese Dichtungen versuchte ich in schülergerechte Erzählungen umzusetzen. Viel Arbeit!

Oft fragten mich die Kinder zu Beginn der Stunde, wenn ich zur Klasse hereinkam: „Erzählst du uns heute wieder weiter?“ Und ich wusste, die Mühe war nicht umsonst. Ebenso versuchte ich biblische Geschichten zum Leben zu erwecken: mit Charakterisierung der Einzelgestalten, mit vielen Details aus der Zeit und Umwelt Jesu, mit dramatischen Dialogen – und dann der erregende Moment, wo ein Mensch plötzlich eine innere Wendung macht, und wo ihm etwas aufleuchtet von der Gegenwart Gottes mitten im Leben.

Ein wunderbares Geschenk war es für mich, wenn ich zum Beispiel an einem „Kinderkirchentag“ rund sechzig kleine Zuhörer hatte, die vor mir auf dem Boden hockten, voller Neugier: Wie geht’s weiter? Kinder – die dankbarsten Zuhörer – atemlos lauschend – Sternstunden meines Berufes!

Schon seit Jahrzehnten gibt es ein neues Schlagwort in der evangelischen Kirche: „narrative Theologie“ (narrare = erzählen) – Rückbesinnung auf die mündliche Erzählung als die älteste Form der religiösen Überlieferung. Da können Theologen viel lernen vom Handwerk moderner Schriftsteller – aber mehr noch von der Erzählkunst der alten Rabbiner. Ihre Geschichten, von Martin Buber gesammelt, berichten immer von Situationen des täglichen Lebens, die jeder kennt, und von Fragen, die viele Menschen umtreiben. Diese Fragen werden dann in der Form einer beispielhaften Geschichte beantwortet – nicht mit einem abstrakten Lehrsatz. Solche Erzählungen sind immer kurz und bündig, elementar und von großer Überzeugungskraft.

Nicht die Lehre, sondern die tatsächliche individuelle Begebenheit ist das, was beim Zuhörer einschlägt und den neuen Denkanstoß gibt. Das ist ein farbiges Gegengewicht zu den abstrakten lehrhaften Aussagen der Theologie. Es war das, was die Professoren

meinten, wenn sie vom „Sprachereignis“ ausgegangen waren.

Neben den religiösen Geschichten habe ich mich auch in einer ganz anderen Sparte der Erzählkunst bewegt – eine Richtung, die wohl auf den ersten Blick ganz fern liegen mag von Pfarramt und Kirche: Gruselgeschichten!

Immerfort habe ich sie gesammelt, teils aus mündlicher Überlieferung, teils aus Büchern, neue Ausgaben von unheimlichen Geschichten, die mir der Buchhändler empfahl, oder alte Schwarten, die mir irgendwo im Flohmarkt in die Hände fielen.

Ein stimmungsvoller Höhepunkt war es, wenn ich in den Freizeiten mit Kindern und Jugendlichen im Evangelischen Jugendheim Blockhaus Ahlhorn spät abends noch meine Gruselgeschichten loswerden konnte! Nicht selten mit malerischer Kulisse: am stillen Seeufer im Feuerschein der Fackeln, über uns das Sternengeflimmer der Sommernacht – und in der Ferne das dunkle Schweigen der Wälder. Die dichte Finsternis füllte sich an mit Hexen und Riesenspinnen, mit Vampiren und Fledermausgespenstern, mit verfallenen Ruinen und reisenden Särgen.

Die Spannung bei den Zuhörern war für mich stets ein gutes Zeichen, eine tröstliche Gewissheit: Die Kinder und Jugendlichen sind doch noch nicht so vom Fernsehkonsum verbildet, wie man manchmal glauben möchte. Die innere Phantasie ist nicht ganz verschüttet im krausen Bildersalat der heutigen Unterhaltungsindustrie. Immer noch ist es möglich, die innere Vorstellungskraft von Kindern zu wecken, anzureizen, zum Leben zu bringen – mit dem einfachsten und uralten Mittel: dem gesprochenen Wort. Der gestaltenreiche Dunstkreis mündlichen Erzählens kann immer wieder entstehen, auch heute noch.

„Heute Abend erzählst du uns aber wieder eine Gruselgeschichte!“

Woran mag es liegen, dass Kinder und Jugendliche so versessen sind auf überraschende Phantome in der nächtlichen Dunkelheit? Angstbewältigung in spielerischer Form? Die Freude daran, Furcht erregende Erscheinungen durch Humor zu besiegen? Die Übung, immer „cool“ zu bleiben, auch in der Gefahr – und nichts kann mich „schocken“? Sehnsucht nach einer Wirklichkeit, die ganz anders ist als die technisch rationale Zivilisation, in der sie aufwachsen? Oder vielleicht die dunkle Erinnerung an ein mythenfernes Zeitalter – ein Zurücktauchen in die Vergangenheit auf dem Weg des kollektiven Unbewussten?

Eine anregende Beschäftigung war für mich immer die Erforschung von Kurzgeschichten und Romanen, die erzähltechnische Analyse. Einem Dichter über die Schulter blicken! Was man da alles lernen kann aus den Meisterwerken großer Erzähler in der Weltliteratur!

Dieses fortwährende Interesse ist schon frühzeitig in mir geweckt worden: damals in meiner Schulzeit in Jade. In den Bemühungen um spannendes Erzählen ging ich in den Fußstapfen meines alten Lehrers Herrn Weidmann. Seine Erzählkunst war wie ein erhabener Berggipfel, der aus dunklen Wolken hervorleuchtete, im Märchenschimmer von Schnee und Eis – in unerreichbarer Ferne. Niemals würde ich es schaffen, diesen steilen Gipfel zu ersteigen. Der Weg dorthin war mühsam – eine lange, schöpferische Arbeit.

2. Märchengeraune und Geisterstimmen der Lyrik – Rundfunksendungen

Wie kommt es, dass mich das ferne Ufer der Vergangenheit immer wieder so mächtig anzieht und der Erzählstrom nicht enden will? Woher die verlockende Macht der Bilder und Töne, die doch längst verblüht und verklungen sind? Woher der tiefe Sog der Erinnerung? Ist es nur die Schule mit den Lehrern und dem spannenden Unterricht?

Mit diesen Fragen dringe ich tiefer ein in die Atmosphäre der Schulzeit damals – in den Wurzelgrund meines Lebens: die Stimmung der fünfziger Jahre im Dorf mit dem weiten Horizont der norddeutschen Landschaft, mit dem Erlebnis des Hörens und Lauschens auf einen vielfältigen Klang – mit dem Geheimnis der Stille und der Dämmerung.

Traumzeit. Zeit zum Erzählen und Lesen – zum Sinnen und Träumen. Zeit ohne Fernsehen und Computer. Das einzige technische Medium, das damals schon in die dörflichen Wohnstuben eindrang, war der Rundfunk.

Radio und Fernsehen begründen zwei verschiedene Erlebnisformen. Es ist ein Unterschied, ob man mit dem lauschenden Ohr am Radio festgebannt sitzt, so als würde man am liebsten in diese magische Klanghöhle hineinkriechen, oder ob man mit einer sachlich kühlen Distanz dem Fernsehen gegenüber sitzt als neutraler Zuschauer. Das lauschende Hören am Rundfunkgerät – das überträgt sich auch auf das Zuhören im Gespräch und auf Unterrichtsmethoden, auf den pädagogischen Stil der Schule.

So sind wir damals in einer Welt des geschriebenen und gesprochenen Wortes aufgewachsen – im Klanghorizont des Hörens. Und wie tief uns das geprägt hat in Schule und Freizeit, das wird mir erst heute allmählich bewusst in der ganz anderen Umgebung im Fernseh- und Computerzeitalter.

Das Radio war damals ein Medium, das mit dem aufmerksamen Hinhören auch die Entfaltung der eigenen Phantasie anregte, ganz besonders in Märchen im Kinderfunk: Die Stimme der Fee war mit einem Klanggespinnst umgeben, der Chor der Elfen sang auf der Mondscheinwiese oder ein Gewirr von Geisterstimmen kam aus der Ferne. Ein Hören war es, das zum Träumen anregte.

Und dann die Schulfunksendungen, die in hörspielartigen Kurzgeschichten einen vielseitigen Wissensstoff vermittelten – ein Lernen, das ganz auf dem Hören gegründet war.

Besonders aufregend waren die Sportreportagen, wo der Berichterstatter im rasenden Tempo und blitzschnellen Worten die Vorgänge auf dem Fußballfeld schildern konnte – gleichlaufend zum Tempo des Spiels. Auch das war eine Form mündlicher Erzählkunst. Mit größter Spannung konnten Fußballfans die Dramatik des Spieles miterleben, so als wären sie unmittelbare Zuschauer. Und was für ein Taumel der Begeisterung, als Deutschland Fußballweltmeister geworden war!

Auch musikalische Sendungen waren reich vertreten: Schlagerparaden, Jazz, Operetten, Volkslieder und Orchesterwerke, die durch die ständige Wiederholung immer bekannter und beliebter wurden. Furtwängler lebte noch, jener große Dirigent, der unter der Magie seines Stabes immer wieder den schöpferischen Atem der Musik spürbar machte, und in der Direktübertragung von Konzerten und Sommerfestspielen konnte der Funke auch auf den Hörer überspringen.

Das Radio, das früher einmal unter dem Namen „Volksempfänger“ eine steile Karriere begann, hatte damals in der Nachkriegszeit noch viele Jahre vor sich, wo es sich ungestört entfalten konnte mit seinen kreativen Möglichkeiten in der Welt des Hörens – wo es sich im Volk ausbreiten konnte als auditive Landschaft der

Unterhaltung und Bildung – eine lange und ruhige Zeit, bevor das kalte Flimmerlicht des Fernsehers in die Privatwohnungen hereindrang, die Menschen in den Bann schlug und unmerklich veränderte.

Neben den Märchenklängen, Klassik und Unterhaltungsmusik wurden damals noch ganz andere Klangwelten für die Musik erschlossen: Die Zwölftonmusik drang weiter vor ins Bewusstsein der Öffentlichkeit, die ersten Klangabenteuer der elektronischen Musik hatten begonnen. Orchestermusik wurde mit seltsamen Geräuschen verbunden, Funkopern wurden komponiert und gesendet. Diese Klänge hatten etwas Schwebendes – waren unfassbar, völlig außerhalb des gewohnten Dur-Moll-Systems – und mit Klangfarben, die es nirgendwo gab in den bekannten Musikinstrumenten oder in der Natur – sonderbare Töne wie aus dem unendlichen Weltall oder wie aus einem geisterhaften Jenseits. Immer neue Welten des Hörens gab es auch in der Sprache, im tönenden Dichterwort. Im Aufschrei des Entsetzens vieler Antikriegsromane und in der Lyrik bekam die deutsche Sprache eine Tiefe des Ausdrucks, die es vorher nicht gegeben hatte, grell-realistisch, knapp und hart in den Romanen – traumhaft surreal in der Lyrik.

Einen Anfang davon habe ich schon als Schüler wahrgenommen. Der Rundfunk war ein geeignetes Medium für Lyrik und meditative Texte. Sonntags um elf Uhr gab es damals eine Sendung „Die stille Stunde“ mit neuen Gedichten. Oft saß ich davor und lauschte den seltsamen raunenden Stimmen im Radio – Sprachzauber, rätseldunkle, kaum verstehbare Worte und Wortklänge.

Radio mit Märchenmusik, Opern, Lyrik – eine Zeit, wo man noch hören und phantasieren konnte, in stiller Sammlung und lauschender Offenheit der hörenden Seele. Traumzeit.

3. Jazz-Rausch

Neben Kinderfunk und Schulfunk, Klassik und Schlager gab es damals noch einen ganz anderen Hörbereich – weit abgelegen von allem, was damals mit Bildung und Schule zu tun hatte – eine Klangwelt, die im traditionellen Musikunterricht gar nicht vorkam, die aber auf meine Altersgenossen eine starke Faszination auszuüben begann, eine Musik: aufreizend, grellbunt und chaotisch – und manche waren regelrecht süchtig danach wie nach einer Droge.

Dieser musikalische Rausch war der Jazz!

Es war eine Absage an die formstrenge Musik der Klassik, ein Ausbruch aus der Zwangsjacke der bürgerlichen Ordnung und Bildung – ein Aufschrei.

Und woher kam diese Musik?

Aus Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten und des rasenden Tempos – eine Musik, die überall wie ein Blitz einschlug, wo Menschen unterdrückt wurden. Die eigentlichen Wurzeln dieser Musik aber lagen ganz woanders – in einem fernen Land – geheimnisvoller Kontinent, dschungelhaft, exotisch, Furcht erregend und doch voll unmittelbarer Berührung mit den Quellen des Lebens: Afrika!

Diese schwarzen Sänger! Louis Armstrong – schon allein der Klang dieses Namens elektrisierte die Jugend – weckte Sehnsucht, fieberhafte Unruhe, leuchtende Augen. Dieser Schwarze sang aus tiefster Seele und mit dem ganzen Körper, nicht „schön“ im herkömmlichen Sinn, aber rau und inbrünstig. Ein Klang aus dem Dschungel der Seele. Urschrei.

Unvergesslich war das Lied, das aus den Gottesdiensten der Schwarzen kam: „Nobody knows the trouble I’ve seen – nobody knows but Jesus.“

Ein wilder Schauer ergriff die Menge der jungen Zuhörer bei diesem Protestsong. Eine Musik, die aus dem Tanzlokal in Harlem strömte und dann auch im Gottesdienst erklang, dieselbe Tanzmusik, derselbe leibseelisch ganze Mensch – derselbe Gott.

Die raue, wilde Tonerzeugung der Schwarzen mit explodierenden Rhythmen konnte damals viele Jugendliche in Ekstase versetzen, in einen rauschhaften Zustand. Im Medium des amerikanischen Temperaments gewann die Musik einen Ausdruck von Jugendfrische, Ursprünglichkeit, Lebenskraft und physischer Genussfreudigkeit. Noch immer habe ich das typische Bild eines sechzehnjährigen Jugendlichen vor Augen: vor einer Schallplatte hockend, Kopfhörer an den Ohren, nickend im Rhythmus der Musik, seltsam entrückt, tränenfeuchte Augen.

Und das Wichtigste: Der Jazz war das Ventil einer Gefühlswelt, die damals tabu war, weder im Biologie-Unterricht noch sonst wo zur Sprache kam und in Gesprächen mit Erwachsenen schon gar nicht: des Bereichs des sexuellen Erlebens.

Neben den aufreizenden Rhythmen gab es auch langsame Traumklänge, die wie eine Abkühlung wirkten. So konnte der Jazz auch zum Ausdruck für ein verschwommenes Lebensgefühl der Jugend werden – schwankend zwischen Leidenschaft und Kälte, Ferne und Heimat, Trauer und Langeweile – mit „Understatement“ als Stilmittel. Eine seelische und geistige Ortlosigkeit – kennzeichnend für die allgemeine Tabula-rasa-Situation und Richtungslosigkeit der jungen Menschen nach dem Nationalsozialismus. Keine Werte, keine neuen Vorbilder. So stand die Jugend „zu später Stunde ungenau in dieser Welt“, wie damals der Jugendforscher H. H. Muchow gesagt hatte – eine Beschreibung und Deutung der Jazzmusik vor dem jugendpsychologischen Hintergrund der Zeit.

Schwankungen im Gefühlsbereich – und doch ein grenzenloser Erlebnishunger, Abenteuerdrang, Trieb zur Freiheit und Entgrenzung, sinnliche Freude an schroffen und schrägen Klängen. Aber auch das Gegenteil: die Suche nach Grenzen, nach Gestalt und Identität.

Diese Jugend brauchte eine Pädagogik, in der Güte und Strenge miteinander verbunden waren, eine Schule, in der es Humor und menschliche Wärme gab, aber auch eine Richtung, die zeigte, wo es lang ging. Und der Unterrichtsstil im Privaten Gymnasium in Jade kam diesem Ideal sehr entgegen. Hier war ein genauer Ort für die „Ungenauigkeit“ der Jugend. Hier gab es Pädagogen, die „zu später Stunde“ einen neuen Anfang wagten – Originale, festumrissene Gestalten. Der junge Mensch braucht zur Identitätsfindung auch den Zusammenstoß mit starken Persönlichkeiten – Lehrer mit Ecken und Kanten. Er braucht Autorität – gewiss nicht im Sinne der Diktatur, wohl aber im Sinne von Inhalt und Echtheit.

In dieser Hinsicht war Herr Weidmann zweifellos die große Autorität der Schule. So war das Private Gymnasium ein pädagogisches Geschenk mitten in der zerklüfteten Seelenlandschaft der Jugend damals – geprägte Familie, lebendig wachsende Gemeinschaft, festgefügte Gestalt mitten im Vakuum der Zeit.

Der junge Musikhörer, der ein halbes Jahrhundert später aufgewachsen ist, wird die Jazzmusik sicher nicht so aufregend empfinden wie wir damals – und jene Schülerin aus der Gegenwart, mit der ich vorhin ein Phantasiegespräch führte, würde wohl eins von ihren Lieblingswörtern gebrauchen: „cool“ oder „nostalgisch“. Im Gefühl des großen zeitlichen Abstands wird der Hörer von

heute diese Klangwelt schon als ein wenig altmodisch empfinden – eine ferne Welt – längst versunken und vergessen.

Die hypnotisierende Kraft der Rhythmen im Jazz kann er wohl nicht mehr so stark erleben, dass es ihn aufwühlt. Zu viele und vor allem wesentlich härtere Musikstile sind seitdem entstanden: Beat, Rock, Techno und viele andere Klangwelten, die in kurzen zeitlichen Abständen kamen und gingen – Schlag auf Schlag, eine heftige Überraschung nach der nächsten.

Jazzmusik war nur ein Anfang – seitdem erleben wir das gespenstische Vorüberdauern der Musikstile. Es wird immer chaotischer und härter, immer heftiger!

Was für ein Gegensatz damals! Der Musikunterricht von Herrn Weidmann und daneben die ganz andere Welt der Jazzmusik – Waldwehen und schrille Trompete – beides zusammen ergab erst die volle Breite und die kontrastreiche Palette von Klangwelten, die damals die Gefühle des Hörers ausdehnten. Was für ein Reichtum lag darin, eine Vielfalt, eine ungeheure Spannweite!

Im letzten Jahr meiner Schulzeit in Jade wurden zwei Musikwerke aufgeführt, die die unterschiedlichen Facetten des Jazz verdeutlichen konnten – aufreizende Unterhaltung und religiöse Inbrunst: das Musical „Kiss me, Kate!“ (Cole Porter), damals im Oldenburger Staatstheater gespielt – und das religiöse Musical „Halleluja Billy!“, dargeboten von einer jungen Theatergruppe in Oldenburg (Libretto von Ernst Lange, Songs von Helmut Barbe).

Obwohl ich damals der Jazzmusik innerlich fern stand – ich war noch zu sehr gefangen im Bannkreis der Musikwelt von Herrn Weidmann und konnte einfach nicht mitschwingen in diesen ohrenzerreißenden Klängen – muss ich doch gestehen: Der „Halleluja Billy“ hatte es mir angetan!

Das Stück spielte in einem Untergrundmilieu in New York, wo lauter verkommene, drogensüchtige Typen herumgammeln und es nachts von ekelhaften Ratten wimmelt. Ein mutiger, junger Pastor versucht, dort das Evangelium zu predigen – die befreiende Botschaft von Jesus Christus. Eine kleine Schar von Pionieren steht ihm treu zur Seite, bekämpft die Drogensucht und die Kriminalität, kümmert sich nicht um das Spottgelächter der Vielen.

Die protestartige Jazzmusik passte zum Milieu des Stückes, zur Handlung und zum Thema: War Jesus damals nicht auch ein Revolutionär, der im Namen der Liebe Gottes gegen eine erstarrte Gesetzesreligion protestierte? Gegen soziales Elend, gegen Gefühlskälte und Gleichgültigkeit? Jazz – Medium für die aufrüttelnde Stimme des Nazareners, für den unüberhörbaren Ruf zur Entscheidung.

Die Musik des „Halleluja Billy“ habe ich später noch einmal gehört – in einer Wochenend-Tagung für Oberschüler im Blockhaus Ahlhorn zum Thema „Glauben und Denken“.

Wir hörten das Musical von einem Tonband. Deutlich erinnere ich mich an die lauschende Stille von sechzig Jugendlichen – zwei Stunden lang! Der Klang der Jazzmusik war damals das musikalische Sprachrohr, um der Jugend den historischen Jesus nahezubringen.

Dieser Zusammenhang ist mir erst sehr viel später aufgegangen, es war ein Jahr vor dem Fall der Berliner Mauer. Ich war in der Martin-Luther-Kirche in Görlitz. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt, überall Jugendliche und junge Erwachsene. Eine Pop-Gruppe aus dem Westen spielte religiöse Lieder – harte Rhythmen und dröhnende Bässe – überlaut! Im Mittelpunkt der Musik stand die Gestalt Jesu Christi mit seinen Krankenheilungen und Gleichnisreden, mit Kreuz und Auferstehung. Eine brodelnde

Atmosphäre in der Kirche, Begeisterung! Ich spürte: Das ist echt! So hart, so kompromisslos war Jesus damals – und erst recht heute – so anstößig! Es hatte mich genauso gepackt wie alle anderen Zuhörer ringsumher.

Am Schluss des Abends war auf einmal eine große Stille. Und dann fassten sich alle an den Händen, und wir sangen das Lied „We shall overcome some day!“. Mit starken Wogen des Gefühls ging der Rhythmus des Liedes durch die Menge der Jugend – Wogen, die schon bald höher und höher schlagen sollten – bis zum unblutigen Volksaufstand in der DDR und zur Wiedervereinigung Deutschlands.

Keiner von den mutigen Sängern und begeisterten Zuhörern konnte damals ahnen, dass dies schon in einem Jahr Wirklichkeit werden sollte! Das Wunder der Wendezeit stand dicht bevor.

„We shall overcome!“ Da musste ich doch an meinen Geschichtslehrer denken – an Herrn Weidmann – die Wehmut, die in seiner Stimme schwang, wenn er sagte: „Deutschland wird wohl nie wieder vereinigt werden. Nein, das ist eine Illusion, die man sich macht. Eine Generation später – dann hat keiner mehr eine Sehnsucht danach. Man hat sich dran gewöhnt!“

Und doch – die Sehnsucht war geblieben – die Sehnsucht nach Freiheit und Einheit. Dreißig Jahre später: Durchschlagskraft der Musik mit dem Pathos der Freiheit, Wucht der Botschaft Jesu, hell entflammte Jugend!

Die Gesänge der Schwarzen in Afrika und Amerika, der „Halleluja Billy“ und jenes Popkonzert in der Kirche in Görlitz – eine unterschwellige Geschichte des Protestes, des Aufbegehrens und der Leidenschaft für Gerechtigkeit – mit dem Trost: Gott ist auf der Seite der Schwachen – immer!

Ganz sicher: In der Musik des Jazz wurzelt eine tiefe Spiritualität und ein mächtiger Freiheitsdrang – eine Sprengkraft der Seele – und die Riesenkolosse der Diktaturen sinken in den Staub.

Das religiöse Musical war der erste Anstoß – von hier aus ging die Entwicklung weiter zum Sacro-Pop, zu den schwungvollen religiösen Liedern mit einfachen Texten, die auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag und in der modernen Religionspädagogik Verbreitung fanden, immer zahlreicher wurden – jahrzehntelang. Ein frischer Wind, der aus diesen Liedern wehte – und eine Bereicherung der Kirchenmusik neben dem traditionellen Choral.

Der jüdische Musikphilosoph Adorno hat einmal behauptet, dass die musikalischen Extreme sich im Unendlichen berühren – in einer Dialektik, die nur in der Erlebnisweise des Hörens aufgeht. Trifft das auch zu für die Spannweite der musikalischen Klangwelt in meiner Jugendzeit? Wo berühren sich Wagnermusik und Jazz im Unendlichen?

Im Drang zur weiträumig schweifenden Bewegung. Im schöpferischen Werden und im Ereignischarakter des Klanges, unter dem Taktstock von Furtwängler oder in der freien Improvisation eines Saxophonisten. In der sinnlichen Glut der Klangfarben. In der eruptiven Gewalt des Ausdrucks und in der rauschhaften Vertiefung der Gefühlswelt. Auch die Romantik war ja eine Zeit des Protestes. Man rebellierte gegen die Verstandeskälte und gegen die Eingrenzung der Wirklichkeit in starren Kategorien. So äußerte sich dieselbe Gefühlswelt in zwei Stilarten, die grundverschieden sind.

Jazz – wildromantische Form des Protestes und der Sehnsucht.

4. Atemwind und Orgelklang

Welche Weite im seelischen und geistigen Hörhorizont der Kindheit und Jugendzeit! Und diese Fülle wäre nicht vollkommen, nicht ganz abgerundet ohne einen Ton, der, leitmotivisch wiederkehrend, all die Jahre meiner Schulzeit durchdrang – eine Klangflut, die aus dem dämmerigen Raum der Kirche kam – tiefdröhnend: der Klang der Orgel in der Trinitatis-Kirche zu Jade – ein ehrwürdiges Instrument, das auf eine lange Geschichte der Kirchenmusik zurückwies (erbaut von Johann Dietrich Busch, 1692 restauriert von Arp Schnitger) – für Musikfachleute eine Perle innerhalb der ostfriesischen Orgellandschaft. Ein Reichtum von Klangfarben: zart blühende Flötenklänge, Töne, die an Klarinette, Oboe oder Fagott erinnern oder an grelle Piccoloflöten, kräftige Trompetenstimmen. Und was für ein Erlebnis, wenn alle Stimmen zugleich erklangen: die herbe Wucht einer majestätischen Klangfülle! Besonders das Posaunenregister dröhnte mit niederschmetternder Gewalt – und das Holz der alten Kirchenbänke begann zu vibrieren.

Hier konnte man wirklich Bach spielen!

Dieser unverwechselbare Orgelklang durchtönte die Jahre meiner Kindheit und Jugendzeit. Wie oft hörte ich die alten, vertrauten Weihnachtslieder oder den Osterjubel zum Fest der Auferstehung –

oder die Morgen- und Frühlingslieder im Gottesdienst, wenn draußen alles blühte im leuchtenden Mai. Hier konnte die schlesische Innigkeit des Kirchenliedes Klang gewinnen und sich vertiefen.

Unvergesslich waren die leisen Klänge zur Feier des Abendmahles und der festlich brausende Jubel, als wir Konfirmanden – damals schon kleine Erwachsene in den dunklen Anzügen – in geschlossener Reihe die Kirche betraten zur Feier der Einsegnung. Der Mittelgang war mit Buchsbaumzweigen bestreut. Mit heiterem Ernst sah mich der blonde Christuskopf an, von der Höhe des Altarbildes blickte er auf uns alle herunter, kniende Jugendliche, und die zarten Klänge der Orgel verschmolzen mit den fließenden Farben, die die Gestalt des Verkündigungsendels und des Auferstandenen verklärten.

Das stärkste Register der Orgel war die Posaune – tief erschütternd, urgewaltig! Ein Klang, der mit einer frühen Kindheitserinnerung zusammenhing. Ein Laienspiel war es, das mein Vater, Pastor Andreas, damals Pastor in Jade, mit den Jugendlichen in der Kirche einübte und das am Erntedankfest aufgeführt werden sollte: „Der undankbare Bauer“ (Aurel von Jüchen, 1939).

Das Stück zeigt einen alten, verknöcherten Geizkragen, der von morgens früh bis abends spät am Tisch hockt – emsig vertieft in einsamer Tätigkeit: Geld zählen. Störende Menschen weist er hart ab: Familienmitglieder mit ihren Anliegen, Bettler. Zuletzt pocht es unheimlich an die Tür: Eine Mädchengestalt steht da im langen schwarzen Kleid – schweigend.

Erschrocken blickt der alte Mann auf die seltsame Erscheinung. Langsam begreift er: Mein Todesengel. Das Leben ist abgelaufen. Mein Geld ist nichts.

Orgelklang – mitten im ratlosen Schweigen: Schrille Akkorde, langsam chromatisch abwärtsleitend – untermalt vom Ostinato der Posaunenstimme – tönendes Sinnbild des vernichtenden Urteils.

Und ständig war es derselbe Ton der Posaune: In schauriger Monotonie wiederholte er den dunklen Klang dieses einen Wortes: „Tod – Tod – Tod!“

Seitdem hatte der Tod zwei Seiten für mich: Einmal war es der schöne Ernst eines dunkel gekleideten Mädchens, das leise anklopft, still meine Hand ergreift – und gerne folge ich ihm auf dem weiten Weg in die unbekannte Welt. Die erschreckende Seite: Der Tod als mächtig rufende Stimme – von oben her – grausam plötzlich, majestätisch und furchtbar.

Immer, wenn ich eine Bibelstelle höre, die von einer Posaune spricht – die Posaunen von Jericho oder die Posaune des Jüngsten Tages, welche durch die Gräber dringt und zur Auferstehung ruft – dann erwacht in mir jener mächtige Posaunenschall der Kirchenorgel in Jade, wie sie sich in mein hörendes Gedächtnis eingepägt hat.

Beim Verlassen des Kirchenraumes nach dem Gottesdienst fiel mein Blick auf die Bilderreihe unter der Jader Kirchenorgel. Dort war König David mit der Harfe dargestellt – jener König, der den unerschöpflichen Musik- und Wortstrom seiner religiösen Erfahrung in den Psalmen des Alten Testaments erklingen lässt – Urbild des musikalischen Genius, umgeben von der ganzen Schöpfung als Lichtkleid Gottes und von tönenden Engeln. Der harmonische Zusammenklang irdischer und himmlischer Musik gehörte zum Weltbild des Mittelalters, das viele Künstler zu großen malerischen Visionen inspiriert hat – und davon lebt der

Orgelklang. Die Klangfülle ist so grenzenlos, dass sie Himmel und Erde zu umfassen scheint, dringt mächtig in die Tiefen der Seele und öffnet sie zu einem transzendierenden Hören.

So ist die Orgel im symbolischen Sinne die „Königin“ der Musikinstrumente. In ihr vollendet sich die musikalische Seele von König David.

Und wenn ich als Kind zur Orgelempore aufblickte, war es so, als ob die biblischen Gestalten auf den Bildern sich leise bewegten in der Musik.

Herr Weidmann hatte mich damals für den verborgenen musikalischen Klang der Naturgeräusche empfänglich gemacht. Und so erinnerte mich das wilde Rauschen des Sturmes im Garten oft an die Klangfülle der Jader Kirchenorgel. Darin lag ein Schauer von Erhabenheit in der Kirche und in der Natur. Die Kirche war erfüllt von der Natur als Schöpfung Gottes – und die Natur war eine Kirche.

Diese Verbindung von Orgel und Sturmbräusen war kein Zufall in meiner subjektiven Klangphantasie, sondern entsprach objektiv dem Wesen der Orgel selbst. Immer dann, wenn die Sonntagspredigt sich dem Ende näherte, hörte man ein langsam wachsendes Rauschen und Brausen, das von oben her kam. Der Organist hatte den Orgelmotor eingeschaltet, und es dauerte eine Weile, bis der Orgelwind stark genug war, so dass man gleich nach dem Amen der Predigt mit vollem Einsatz beginnen konnte.

Die Orgel ist ein atmendes Wesen. Im „Windwerk“ (Gebläse) wird die Luft durch Pumpen und Schöpfbälge oder Ventilatoren verdichtet und durch ein Verteilersystem den Pfeifen zugeleitet. Das Windsystem der Orgel hat eine winzige Verzögerung des Tons

zur Folge, es klingt jedoch natürlich.

Durch die Windversorgung der Pfeifen entsteht eine „ungleich schwebende Stimmung“, wie die Fachleute sagen, und das verleiht der Orgel einen lebendigen Klang, den man durch keine Elektronik ersetzen kann. Diese „ungleich schwebende Stimmung“ ist mit dem Atem des Menschen verwandt. Hinzu kommt, dass die Orgelpfeifen immer verschieden erwärmt werden durch den Orgelwind und die Temperatur des Kirchenraumes. Dadurch sind die Pfeifen nicht alle genau gleich gestimmt, und so ergeben sich minimale Abweichungen, die aber den Gesamtklang der Orgel nicht stören. Gerade die Abweichungen machen den Orgelklang so natürlich wie die menschliche Singstimme, die ja auch nicht in mechanischer Vollkommenheit erklingt, sondern in unmerklichen Abweichungen.

Der lebendige Atem ist das Wesentliche der Orgel. Ohne den Wind würde der Ton ersterben. Immer hat die Klangflut etwas Strömendes und Atmendes. Das erinnert an ein Psalmwort: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.“ (Psalm 150,6)

Von daher ist die starke Wirkung der Orgelmusik auf die menschliche Seele zu erklären. Der kunstvoll geführte Atem belebt die unermessliche Klangfülle der Orgel, so dass sie, die „Königin der Musikinstrumente“, wie nichts sonst imstande ist, „die Gemüter der Menschen zu bewegen kräftig“, wie die Theologische Fakultät zu Wittenberg 1597 feststellte, die ihren liturgischen Gebrauch im Gottesdienst empfahl.

Für Martin Luther war die Musik im Gottesdienst wichtig, um die Klangsinnlichkeit des mündlich gesprochenen Wortes noch zu verstärken – die „viva vox“ des Evangeliums. Glauben begann für ihn mit dem lebendigen Hören. Seine ganze Theologie des Wortes

war auf dem Urphänomen von Klang und Ohr aufgebaut.

Wenn ich an einem stürmischen Tag früh morgens zur Schule ging, dann hörte ich dort oben in der Luft ein gewaltiges Brausen in den hohen Wipfeln der uralten Baumriesen am Rande des Pfarrgartens und auf dem Friedhof – langsam an- und abschwellend, wie ein unendlicher Atemstrom, der immer wieder in neuen, heftigen Wogen über mich hinwegfuhr, immer mächtiger tobend und wütend und allmählich wieder zurückflutend – Melodie ohne Ende – Gesang, allerschütternd und ewig, mit nichts anderem zu vergleichen als mit dem lebendigen Klangstrom der volltönenden Orgel. Und die Musik des Sturmes konnte die Seele aufwühlen wie der erhebende Orgelklang in der Kirche. Das wilde Rauschen in den Wipfeln der Bäume, war das nicht der Atem der Natur? War nicht alles beseelt und von Sturmgeistern erfüllt? Oder war es der Atem des Schöpfers am Beginn der Welt – der lebendige Atem Gottes, der alle Dinge zum Leben erweckt? Ein Urgeräusch, viel ursprünglicher und mächtiger noch als jede menschliche Nachahmung.

In der Orgel wird das frei umherwehende Brausen des Windes gestaltet. Die Orgel ist die Welt des Gestalten schaffenden Windes, eines Wehens von weither – ein Wehen, in dem schon die Klangfülle der Sprache und die Lebensfülle sichtbarer und hörbarer Gestalten verborgen ist – das Brausen des Heiligen Geistes am Pfingsttag, welcher das Haus der Apostel erfüllte, die Menschenmenge ergriff – ein Brausen, das sich in die Sprache der Völker aufteilte und das Hörwunder der allgemeinen Verständigung ermöglichte – im Atem des Staunens, der in jeder Sprache weht.

Musik- und Sprachphilosophen haben versucht, den Klang des schöpferischen Atems zu deuten – Menschen, die etwas aussprechen, was ich damals auf dem Schulweg nur unklar empfunden hatte und noch nicht in Worte fassen konnte.

Oswald Spengler (Der Untergang des Abendlandes, S. 509f.) geht vom hörenden Menschen aus: „Die Geschichte des Orgelbaus, eines der tiefstinnigsten und rührendsten Kapitel unserer Musikgeschichte, ist die Geschichte der Sehnsucht nach dem Walde, nach der Sprache dieses eigentlichen Tempels der abendländischen Gottesverehrung. Wenn man in einem hohen Walde mächtiger Stämme steht und den Sturm über sich wühlen hört, begreift man plötzlich den Sinn des Gedankens von der Kraft, welche die Masse bewegt.

So entsteht aus dem Urgefühl des nachdenklich gewordenen Daseins eine immer bestimmtere Vorstellung des Göttlichen rings in der Außenwelt ...“

Der Musikwissenschaftler C. Dahlhaus nennt es das „genetische Hören“: das Erlebnis einer Musik, die noch nicht da ist, sondern erst entsteht, wie der Atem, aus dem Nichts heraus wachsend – eine Erfindung der Romantik. Bei Wagner und Bruckner kann man erleben, wie aus einem dunklen, mystischen Streichertremolo ein musikalisches Urmotiv langsam erwacht – ein Gestaltkeim, der sich allmählich entfaltet. Der Hörer kann erleben, wie das Motiv aus der schöpferischen Phantasie des Komponisten hervorwächst.

Genau dieses genetische Prinzip, die Klangentstehung, ist schon in der Orgel lebendig: in den Pfeifen, die etwas verspätet ansprechen, durch das Windsystem – aus Atem erzeugt – ein Klang, der lebendig wachsend e n t s t e h t! Der spontane Ereignis-Charakter

der Musik wird hörbar, das immer neu G e s c h e h e n d e von Ton und Klang. Die Romantiker haben das Geheimnis des entstehenden Atems auf das Orchester übertragen.

Der Sprachdenker Johann Georg Hamann (18. Jahrhundert) geht aus von einem unbestimmten Hauch als einem Urphänomen, dessen Wirken die Welt bildet und bewegt. Hamann erfasst es im Buchstaben H, das „stumme, das unhörbare, das vermeintlich unausgesprochene H wird zum Zeichen und Zeugen des schöpferischen Atems, des göttlichen Hauches, von dem das Leben der Welt ausgeht“ (J. Nadler, Hamann, der Zeuge des Corpus mysticum, S. 214). Der Hauch Gottes – noch unhörbar für menschliche Ohren – an der Grenze des Schweigens, nur nachträglich fassbar im konkreten Buchstaben H. „Das stumme H ist ein Hauch des unsichtbaren und darum unbekanntes Gottes. Der Hauch ist das Leben.“

In der Tradition der hebräischen Deutung der Weltschöpfung aus dem Wort (Gen. 1) wird die Welt erfahren als Sprache – in visueller Erscheinungsform, als Anrede; es besteht daher kein prinzipieller Unterschied zwischen der Offenbarung in der sichtbaren Schöpfung und der Offenbarung in heiligen Texten, zu denen gewiss auch die Orgel-Partituren jenes „5. Evangelisten“ (wie Albert Schweitzer ihn nennt) gehören: Johann Sebastian Bach. Anhauch des Schöpfers – überall tätig: als belebender Wind über einer Wasserfläche, als „Arbeitswind“ in der tönenden Orgel von Jade, als Sturm über der norddeutschen Tiefebene wie auch in Hamanns Lauschen auf den Buchstaben H.

Geist und Atem sind im Hebräischen ein Wort: „Der Geist Gottes (A t e m, Wind Gottes) schwebte über dem Wasser“ (Gen. 1,2).

Dieses Urerlebnis des tönenden Atems im Sturmesbrausen war ein großes Geschenk der Landschaft der norddeutschen Tiefebene, wo die Naturgewalt des Sturmes sich in grenzenloser Freiheit austoben konnte – auch der leise tönende Atem, spürbar im Hauch der Stille, die manchmal wie ein Tauwind über die Wiesen und Weidenflächen ging – und ein Geschenk der norddeutschen Orgelbaukunst, die in dem herrlichen Instrument in der Kirche zu Jade ein Meisterwerk hinterlassen hatte.

So werden sie noch einmal lebendig, die verklungenen Jahre meiner Schulzeit in Jade. So tönt es herüber aus der Ferne der Zeit – Gewebe der Stimmen und Melodien; Furtwängler und Louis Armstrong, Sternstunden der Klassik und dirty play; Einsamkeit in Faustens Monolog zwischen Staub und Gebein und Auferstehungsjubel. Zwölftonmusik und „Halleluja Billy“; Klangstrom aus Schlesien, Volkslied und Naturgeisterstimmen im Hauch des Windes, Wellengemurmel der Jade und Lerchentriller hoch oben im lichtblauen Himmel des Frühlings; Stimmen der Lehrer in der Schulbaracke und Stimmen der Sprecher im Rundfunk, verwehene Klänge im Märchen in der Sendung für Kinder und Schlagerparade; dröhnende Stiefelschritte im Angsttraum von Anne Frank, Gestammel der Pythia über der dampfenden Spalte der Unterwelt und esoterische Lyrik; Osterglocken, Posaunenstimme der Orgel und rauschende Fluten des Orchesters; Flüsterstimmen und Sturmgänge des Herbstes über dem norddeutschen Land.

Traumzeit

1. Wiesen, Wind und Wolken

Nicht nur das Fernsehen, sondern auch viele andere Dinge, die heute zu den Gewohnheiten des täglichen Lebens gehören, gab es damals nicht. Die moderne Technik war noch nicht in die dörfliche Umwelt eingedrungen. Das Leben spielte sich in aller Ruhe ab. Selten drang das Motorgeräusch eines vorüberfahrenden Autos in die dörfliche Stille. Viel öfter kam ein Gespann mit Pferd und Wagen vorüber. Nur wenige hatten ein Auto, die meisten fuhren mit dem Fahrrad.

Auch die Wegeverhältnisse waren nicht zu vergleichen mit dem modernen Straßenbau. Die holperigen Pflastersteine auf den Straßen ließen keine hohe Geschwindigkeit zu. Motorisierte Fahrzeuge kamen nur langsam vorwärts. Und die weiten Feldwege verwandelten sich bei dem häufigen Regenwetter oft in einen tiefen Schlamm.

Es gab keinen Supermarkt – nur kleine Kaufläden. Ich erinnere mich noch an die gemütliche Enge im Kaufhaus Krausewitz, wo

man alles Notwendige finden konnte: Nahrungsmittel, Spielsachen, Süßigkeiten, Schreibwaren für Schüler und die notwendigsten Utensilien für das tägliche Leben – alles war im winzigen Raum neben- und übereinander gestapelt. Der Laden war ein vertrauter Ort, wo jeder jeden kannte, Treffpunkt, wo man sich mit „Hallo moin! – Na, wo gehst du hin?“ begrüßte und scherzhaft miteinander sprach. Hier hörte man immer das Neueste aus dem Dorf.

Herr Krausewitz war bei den Kindern beliebt als Meister im „Flunkern“ – Geschichten, wo man nie genau wissen konnte: Stimmt das – stimmt das nicht? Wie oft hatte er uns einen Bären aufgebunden und dann eine Handvoll Bonbons zugesteckt!

Im Wohnhaus hatten wir noch kein fließendes Wasser. Eine große Pumpe stand in der Küchenecke, ein uraltes Ding, damit konnte man das Wasser aus einer tiefen Zisterne heraufpumpen – Moorwasser, das im Sommer eine gelbliche Trübung hatte, im Winter war es gefroren.

Wir kannten noch keine Zentralheizung. Im Herbst wurde von einem Lieferanten mit Pferdegespann ein Gebirge von Torf vor der Haustür abgeladen, und wir Kinder hatten einen halben Tag damit zu tun, die riesigen Torfmengen mit Körben in den Holzstall zu schleppen, als Heizungsvorrat für die kalte Jahreszeit. Jeden Wintermorgen mussten wir die Asche von gestern heraustragen, in eine Gartenecke schütten und das Feuer im Ofen neu anzünden – Urtätigkeit der Menschen seit undenkbar langer Zeit.

Die Ofenwärme schuf damals ein ganz anderes Wohngefühl als die Zentralheizung heute. Mit dem lauten Knistern und Knacken der Flammen verbreitete sich eine wohlige Wärme in der Stube. Am liebsten steckten wir Tannenzweige in den Ofen – ein wildes Geprassel! Nicht lange – und der Ofen strahlte eine „Bullenhitze“ aus, die uns bergend umfing – ein Dunstkreis von heimeliger

Atmosphäre. Die Familie war friedlich versammelt zum Lesen, Stricken, Malen, zum gemütlichen Plaudern und Erzählen, zum Kartenspiel oder zum Vorlesen. Dazu eine behaglich schnurrende Katze, die sich auf dem Sofa zusammengerollt hatte, ein Tier zum Streicheln – oder ein schlafender Hund, der in seiner Ecke träumte. Vom Kachelofen kam der süße Duft von Bratäpfeln, während der Winter Eisblumen an die Fensterscheiben malte – silberzarte Formen, glitzernde Märchenpflanzen, die langsam zerflossen im Schimmer der Morgensonne und in der zunehmenden Ofenwärme. Ein Urgefühl von Haus und Herd war noch lebendig – ein Bewusstsein von Wohnung und Heimat.

Von daher hatte ich auch gar nicht das Gefühl, dass die ersten Schulräume des Privaten Gymnasiums in Jade „primitiv“ waren. Der ausgeräumte Viehstall, die Holzveranda und oben der Tanzsaal mit der alten Theke – sie waren etwas Normales und passten in das Gesamtbild der Nachkriegszeit. Mit Pumpenwasser, Holzdielenboden, mit Ofenwärme und Bratäpfeln, mit Katzen, Hühnern und Ziegen als vertrauten Lebewesen – mit diesem Umfeld war die Schulzeit im Gymnasium Jade wohl der letzte Ausklang einer bergenden Wohnkultur, die eine ewig lange Zeit gedauert hatte – ein Wohn- und Lebensstil, der erst mit dem Einzug der modernen Technik in die Häuser des Dorfes unmerklich zu Ende ging.

Zum inneren Reichtum meiner Jugendzeit gehörte die lebhafteste Phantasie, die nicht nur beim Lesen und Hören von Geschichten erwachte, sondern viele Bereiche des täglichen Lebens durchdrang – Blätterformen, Wolkenbilder, Gesichter von Häusern und das Erlebnis der norddeutschen Landschaft.

Es gab auch Schüler, die nicht so viel Zeit zum Lesen und Träumen hatten wie ich. Sie wohnten auf einem Bauernhof und mussten

tagsüber harte körperliche Arbeit leisten. Erst am Abend, wenn sie müde waren, konnten sie mit den Hausaufgaben für die Schule beginnen. Dazu kam dann noch ein langer Radweg zur Schule, bis zu acht Kilometer. Nur mit Bewunderung kann ich heute daran denken, wie sie es dennoch geschafft hatten, dass sie am Jahresende immer ein gutes Zeugnis bekamen.

Keineswegs war es selbstverständlich, dass jeder Schüler ein eigenes Fahrrad besaß. Eine Schülerin erzählte mir später, dass sie ein ganzes Jahr lang fünf Kilometer zu Fuß zur Schule gehen musste, auf einsamer Landstraße – manchmal mit einem knurrenden Magen – bis ein Dorfbewohner ihr ein Rad gab, ein altes, klappriges Ding – und doch war es ein Himmels Geschenk.

Viel Armut gab es noch in der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg – besonders bei den Familien, die durch den Flüchtlingsstrom aus ostdeutschen Gebieten am Ende des Zweiten Weltkrieges nach Jade gekommen waren. Und doch wurden wir alle reich beschenkt durch die tiefen Eindrücke der Landschaft und die Erlebnisfülle der Schule. Diese endlose Ausdehnung der Weiden- und Wiesenflächen eröffnete eine räumliche Tiefe des inneren und äußeren Sehens (im Gegensatz zum eindimensionalen Blick beim Fernsehen später) – eine Weite, die auch den Unterricht des Privaten Gymnasiums in Jade bestimmte – in den Zeichenstunden bei Herrn Preußner, wo die Landschaft in den Linien der geometrischen Perspektive aufging, oder in der Erzählkunst von Herrn Weidmann, die viele Unterrichtsfächer mit einem weiten Himmelsgewölbe überspannte.

Das Erlebnis der flachen Ebene war besonders eindrucksvoll im Gewitter. Von der Jade-Brücke oder von unserem Küchenfenster aus hatte man einen freien Blick auf den Horizont und das gewaltige

Naturschauspiel: schwere Schwüle eines Spätnachmittags im August, große Wolkenmassen, die sich über den schweigenden Wiesenflächen auftürmen, bleigrau und gewitterschwanger – dumpfes Grollen, das aus der Ferne drohend herüberklingt. Da – ein Windstoß – in dichten Blätterkronen rauscht es wie ein Seufzen beim Erwachen aus schweren Träumen. Endlich Regen! Erlösende Wohltat, herrliche Kühle. Es rieselt und rinnt durch das dämmernde Grün der Pflanzenwelt – Flüsterchöre der Regentropfen in den Bäumen des Gartens ringsumher – silberzarte Musik.

Und jetzt: Ein greller Blitz zerreißt das dunkle Wolkengebirge! Schon knallt es herunter mit schmetternder Wucht, ein harter Schlag – Getöse, ein kilometerweites Gewölbe, das einstürzt mit tausend Echostimmen, langsam verhallend. Ein heftiger Sturm rüttelt an den Ästen, uralte Baumriesen beugen sich unter den heranstürmenden Luftmassen. Und wieder ein Blitz! Scharfes Geknatter – und dann ein Schlag, kurz und heftig krachend – und dann ferne dumpfe Stöße, schwaches Gerumpel – schimpfende Riesenstimmen hinter dem Horizont – oder die Stimme eines Urwelt-Drachen, der sich murrend zurückzieht im Wolkenversteck. Und manchmal kam das Gewitter zur Nacht. Mächtige Blitze – blendende Lichtflut, die vom Himmel stürzte. Im Bruchteil einer Sekunde traten die Umrisse der Baumriesen und Wolkenarme hervor – und schon war alles wieder fort – verschluckt vom Abgrund im Dunkeln. Schauriger Kontrast: Blitz und schwarzes Nichts – ohne Übergang. Grelle Visionen versinken im Schoß der Nacht.

Im Physikunterricht bei Herrn Preußner hatten wir gelernt, dass im Gewitter positiv und negativ geladene Wolken aufeinanderstoßen. Der Blitz war nichts anderes als eine elektrische Entladung, der

Funke, der mit Notwendigkeit zünden musste, zum Ausgleich der Spannung. Und der Donner war nicht mehr als das Zusammenschlagen der Luftmassen nach dem spaltenden Blitz – ganz einfach!

Diese Sachlichkeit von Herrn Preußner war eine Entzauberung des Gewitters. Das große Naturschauspiel war nichts Aufregendes, nur ein Sonderfall jener messbaren kausalmechanischen Abläufe im Physikzimmer.

Doch dieses Wissen war nicht nur eine Entzauberung, es war auch beruhigend und konnte jene Gewitterangst auflösen, die als ein Rest der frühen Kindheit immer noch lebendig war. Gut zu wissen, dass auch im Chaos der Natur eine feste Ordnung waltete.

Eine ganz andere Wahrnehmung von Blitz und Donner entstand im Musikunterricht von Herrn Weidmann – in der Achtsamkeit auf die Nähe der Naturgeräusche zur Musik. Die Dramatik der Donnerschläge, war das nicht der Gewitterzauber im „Rheingold“? Doch, es war jener Augenblick, wo der Gott Donar seinen Riesenhammer gegen die Wolkenmassen schleuderte, um dann einen Regenbogen zu zaubern, der sich vom Wolkendunkel leuchtend abhob – weit ausgespannt im Bühnenhimmel und ebenso über der norddeutschen Tiefebene – das weitgeschwungene Farbenwunder als Brücke für die germanischen Götter zum Einzug in die Burg Walhalla.

Und die schmetternde Wucht des Gewitters, war das nicht die Explosion heftiger Akkordschläge des Orchesters im Vorspiel zur „Walküre“?

Wie verschieden konnte dasselbe Urphänomen des Gewitters wahrgenommen werden im Unterricht von Herrn Weidmann und Herrn Preußner! Strenge Sachlichkeit der Wissenschaft und

erhabene Schönheit im offenen Erleben – eine Natur, die von Göttern und Geistern bewohnt war. Mythologisch-physikalische Doppelperspektive!

Was für eine Wagnermusik war das, die über die große Bühne der Landschaft hinwegrollte – Wagnermusik in kosmischer Weite – spontan hervorbrechend aus dem Riesenorchester der physikalischen Kräfte des Himmels!

Der jüdische Musikphilosoph Ernst Bloch schreibt: Wagner will die Elementargeräusche der Natur (Feuer, Sturm, Wasser, Gewitter) nicht abbilden, sondern „urbilden“. Klangliche Urbilder in der Natur sind es, die wir hören können, und die menschliche Musik ist eine verdichtende Gestaltung der Naturstimmen. Damit beschreibt Bloch sein „ontologisches Musikverständnis“, wie er es nennt – das heißt: Wir erleben die „Klangwurzel“ der Elemente, den „Klang des Seins“.

Und vom Gewitterzauber war es nur ein kleiner Schritt zum brausenden Meer und den „frohlockenden Wasserströmen“ der Naturpsalmen im Alten Testament. So war die Klangwelt von Herrn Weidmann nicht weit entfernt vom Lobgesang im Schöpfungsglauben der Bibel.

Die Schule war ein Teil der Landschaft – eingebettet in den endlosen Wiesen und Weidenflächen – und die Landschaft wiederum war ein Teil der Schule.

Besonders in den Abendstimmungen an der Jade-Brücke und am dicht bewachsenen Schilfteich, wo mein täglicher Schulweg vorbeiführte – jene „mondbeglänzte Zaubernacht“, die ich dort erlebte im Einklang mit den Gedichtzeilen von Tieck im Deutschunterricht. Man sieht nur, was man weiß. Und umgekehrt:

Man weiß nur, was man sieht. Das heißt: Der Unterrichtsstoff wird lebendig, weil der ständige Umkreis der vertrauten Landschaft mit hineinspielt. Und die Wahrnehmung der Landschaft wird geprägt durch Schulwissen: physikalische Gesetze in Wasser, Wind und Wolken, perspektivisches Zeichnen, Astronomiekenntnisse über Sonnen- und Mondaufgang im Rhythmus der Jahreszeiten – Morphologie der Landschaftsformen und Gestaltungen der Erdoberfläche. Und die Landschaft in Volkslied und Lyrik: Frühlingshauch und Herbst mit Liebeserwachen und Abschiedswehmut. Und nicht zuletzt: die Stimmen der Landschaft, vielfältig raunend – das musikalische Universum.

Die Landschaft als vielseitiger Erlebnisraum – ein Geschenk der Schule. Und umgekehrt: Der lebendige Unterrichtsstoff der Schule – ein Geschenk der Landschaft. Schule und Landschaft – zwei Welten, die sich wechselseitig durchdrangen und vertieften.

Und zur inneren, geistigen Durchdringung von Schule und Landschaft gehörte der Horizont – Weite und Grenze zugleich – eine Grenze, die ständig wuchs im offenen Sehraum von Perspektive, Mathematik und Astronomie.

Der wachsende Hör-Horizont im Orchester, in der Lyrik und im Gewitter der norddeutschen Tiefebene – und der wachsende Gesichtskreis, das Auge, das an den winzigen Baumgruppen und Häusern in der Ferne entlang schweift oder zu den geometrischen Figuren der Sternbilder emporblickt – das war unsere Schule – der Unterricht von Herrn Weidmann und Herrn Preußner.

Gibt es einen einheitlichen Fluchtpunkt der wissenschaftlich-mythologischen Doppelperspektive? Man müsste dazu in der Lage sein, ein Naturphänomen gleichzeitig mit den Augen von Herrn Weidmann und Herrn Preußner sehen zu können. Nicht nur das Gewitter – auch andere Phänomene. Zum Beispiel die liegende

Acht, jenes Zeichen der Unendlichkeit, das Herr Preußner an die Tafel schrieb – oder die Schönheit, die in den einfachen geometrischen Figuren aufleuchtet. Ein Gesamtbild in der wissenschaftlich-mythologischen Doppelperspektive – vielleicht kann es aufleuchten in einem Innenleben, wo Geist und Seele noch nicht widereinander streiten – in einem Zustand traumhafter Intuition. Bei Goethe zum Beispiel – ein Mann, der von sich sagen konnte: Als Naturforscher bin ich Pantheist, als Dichter Polytheist und als Privatmann Monotheist. Und bei den Romantikern, die in der Physik eine Symbolwissenschaft sahen.

Vielleicht ist gerade das eine Eigenart im Wortschatz und in der Genauigkeit, in der Klangfülle und im Reichtum der deutschen Sprache, dass sie fähig ist, gegensätzliche Welten als ein Ganzes zu umfassen.

Als Schüler hatte ich damals natürlich noch keine Worte, um meine Erlebnisse in dieser Weise zum Ausdruck zu bringen. Erst im großen zeitlichen Abstand können sich diese elementaren Phänomene entschleiern; erst in der Erinnerung ist es möglich, dass sich viele Einzelheiten verdichten und in einem tieferen Sinn aufscheinen. Ein Sinnganzes, das einmal war und das aus der Zeitenferne herüberklingt und herüberleuchtet.

Das Sinnganze – ein Geschenk in der rückwärts gewandten Schau des Alters – und es wird erzählbar: die Beschreibung jener Schulzeit als Rekonstruktion der Geschichte der Wahrnehmung.

Eine Geschichte der Wahrnehmung ohne Fernsehen. Kann sich diese Geschichte noch weiter fortsetzen?

Stille und Sternenträume

Zum Erlebnisraum – Wahrnehmungsraum – Stimmungsraum von Schule und Landschaft gehörte auch ein Phänomen, das viele Menschen heute kaum noch bewusst empfinden können, das aber in meiner Kindheit und Jugend ganz natürlich dazu gehörte. Es war immer da – so selbstverständlich und allgegenwärtig wie die Luft zum Atmen:

Die Stille.

Ich denke an jene Zeilen: „Da ist der Wald so kirchenstill – kein Lüftchen mag sich regen“ in einem Eichendorff-Gedicht, das wir im fünften Schuljahr bei Herrn Weidmann auswendig gelernt hatten. Oder an den Vers von Theodor Storm: „Kein Laut der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit.“ Oder an den einfachen Kanon im Musikunterricht „Abendstille überall“. Vor allem im Sommer war uns dieses Erlebnis vertraut – wenn das einsame Zirpen der Grillen die Stille noch hörbarer machte; oder

wenn am späten Abend die ersten Sterne am Himmel erschienen – dann hörte man absolut nichts.

Zur Stille gehören oft die leisen Geräusche, die durch ihre Gleichförmigkeit und Monotonie kaum ins Bewusstsein dringen: Windgeflüster in hochgewachsenen Kornähren, einsames Gesumm von Bienen und Mückenschwärmen – Geräusche an der Grenze der Hörbarkeit. Sogar das gleichmäßige Froschkonzert im Schilfteich war ein Teil der friedlichen Abendstille.

So lebten wir damals noch in einer Welt des Schweigens. Die lautesten Töne im Dorf waren die Kirchenglocken und das Gehämmer in der Schmiede. Und dann noch das lustige Geschrei der Kinder, die im Sommer in der Jade badeten und sich am Ufer des Flusses tummelten. Sonst hörte man nichts. Selten, dass mal ein Motorrad vorbeibraute – und wenn, dann wirkte es – besonders am Abend – wie ein verlorenes Gesumm im Ozean der Stille – irgendwo am fernen Horizont.

Die Stille war einfach da, war der immerwährende Hintergrund aller Klänge.

So hatte das Schweigen noch mehr Raum in unserer Seele als bei der Jugend der späteren Generationen. Die ruhige Atmosphäre war das Normale im Unterricht. Die Lehrer mussten nicht um jede stille Minute und jeden Moment der Aufmerksamkeit kämpfen wie heute oft. Stundenlang konnten wir zuhören, mühelos, wenn ein Lehrer anschaulich genug erzählte. Eindrucksvolle Geschichten blieben wesentlich länger und tiefer im Gedächtnis.

Wir hatten gar nicht das Bedürfnis, die Stille immerfort durch ohrenbetäubenden Lärm zu verdrängen. Die Stille hatte nichts Bedrohliches, sie war friedlich, war immer vorhanden, und etwas anderes konnte man sich gar nicht vorstellen.

Hier liegt ein großer Unterschied zu einer späteren Jugend, die von aggressiven Klängen vollgedröhnt wird – von zahllosen Rock- und Pop-Stilen, von einem Getöse, das nicht enden will. Neue Generationen von Kindern kamen, bei denen der fortwährende Krach genauso zum täglichen Leben gehört wie bei uns damals die Stille.

Am tiefsten fühlbar war die Stille immer dann, wenn die Abenddämmerung mit ihren weichen Schatten herniedersank und das hohe Gewölbe des Sternenhimmels mit seinen schweigenden Wundern über den Wiesenflächen ausgespannt war. Das Wort „kirchenstill“ deutet es an – jenes Raumgefühl – das tiefe Erlebnis der Einheit von Himmel und Erde, das nur im großen Schweigen erfahrbar wird.

Das klingt wie aus einem Tagebuch im achtzehnten Jahrhundert – aber es war die alltägliche Gegenwart in einem Dorf mitten im zwanzigsten Jahrhundert – die letzten Jahre einer friedlichen Welt, bevor die Sintflut des Höllenlärms über die jungen Menschen hereinbrach.

Die Abendstimmung konnte wohl manchen zu einem kurzen Spaziergang verlocken – und immer noch sehe ich Herrn Weidmann, wie er mit seinem kleinen Wandergesellen, dem lustigen Dackel, auf dem schmalen Pfad entlang schlenderte und am Pfarrhaus vorbeikam. Und so konnte ich ihn immer am Küchenfenster beobachten – sein regelmäßiger Rundgang am Tagesende.

Das größte Erlebnis von Weiträumigkeit aber war immer wieder der Anblick des Sternenhimmels – ein hohes Gewölbe über der dunklen Ebene der Landschaft – eine mächtige Kuppel von gewaltiger Ausdehnung. Es war so, als ob die Stille selbst immer noch stiller wurde – eine wachsende Stille, die sich immer mehr

ausdehnte, und in dieser zunehmenden Stille wuchs auch die Himmelskuppel noch mehr nach oben und in die Weite.

Schon in früher Kindheit war der Sternenhimmel ein tiefer Eindruck, wenn wir im Oktober mit der „Bummellaterne“ auf einsamen Feldwegen an den Wiesenflächen entlang gingen – jene bunten Papierlampen mit Kerzenlicht, die wir am Stab trugen. Und mutig sangen wir die kindlich frohen Laternenlieder – der farbige Dämmerchein verbreitete einen Umkreis von Geborgenheit – und über uns die blinkenden Sterne, die uns zuwinkten.

Eines Tages fand ich ein paar Sternkarten im Bücherschrank meines Vaters. Was für ein Reichtum! Wunderbares Geschenk eines glücklichen Zufalls! Ich konnte es kaum abwarten, bis es dunkel wurde. Dann ging ich nach draußen mit den Sternkarten und einer Taschenlampe. Nach und nach konnte ich einzelne Sternbilder dort oben entdecken: den Großen und den Kleinen Wagen, den Orion, Kassiopeia, das Himmels-W und noch viele andere. Jeden Abend wiederholte ich diese Suchübungen – und schon bald wurden mir die Sternfiguren vertraut wie bekannte Gesichter.

Und wenn ich etwas länger draußen blieb, konnte ich sehen, wie sich die Sternbilder ein wenig verschoben – unmerklich langsam – langsamer noch als die Veränderung der Schönwetterwolken am Tageshimmel – Sternbilder, wie sie sich in ewig kreisender Ruhe emporschwingen und wieder hinabgleiten. Die Erde unter meinen Füßen begann sich leise zu bewegen – so, als ob die weite Ebene der Landschaft sich mitdrehen wollte, um sich einzuschwingen im Kreislauf des Himmels. Die Erde wollte mitziehen im Reigen der Sternbilder, in dem es kein Oben und kein Unten mehr gibt.

Die Landschaft der dunklen Wiesen und Weiden schrumpfte zusammen – war nur ein kreisendes Staubkorn im Abgrund der Sternennacht.

Wer bin ich?

Schwindelgefühl und Ehrfurcht – e i n Empfinden.

Ebenso seltsam wie der Blick ins Weltall war der Blick in die Welt der winzig kleinen Dinge. Zum zwölften Geburtstag bekam ich von meinen Eltern ein Mikroskop geschenkt. Das hatte ich mir glühend gewünscht – schon lange. Und da stand es eines Tages auf dem Geburtstagstisch – das Gestell mit dem kleinen Rohr und den vielen Glaslinsen.

Zunächst riss ich mir ein Haar vom Kopf und legte es drunter: Was war das? Ein dickes Ofenrohr aus einem durchsichtigen Stoff – und ich wunderte mich darüber, wie rund und glatt es war. Als Nächstes waren winzige Papierschnipsel dran: Die bizarre Welt der Papierfasern wurde sichtbar – alle kreuz und quer verworren – ein vorsintflutlicher Urwald. Dann kamen Blütenblätter an die Reihe, die ich von den Zimmerpflanzen auf der Fensterbank pflückte, und im Mikroskop zeigte sich das zarte Muster eines dichten Gewebes.

Natürlich kam ich an diesem Geburtstagsmorgen wieder mal zu spät zur Schule – verständlich. Ich konnte mich einfach nicht losreißen von den vielen kleinen Wundern.

In den nächsten Tagen und Wochen waren es hundert kleine Dinge, die ich vergrößerte – und es sah alles so aus wie Landkarten von einem unbekanntem Planeten. Besonders aufregend war ein Tropfen dunkelgrüner Jauche, den ich aus einem Wassergraben geholt hatte – winzige Wesen, die da umherwimmeln und sich überall hindurchschlängeln! Eine halbe Stunde später war alles

eingetrocknet – nur ein runder Staubfleck erinnerte noch an das Gewusel der zahllosen Geschöpfe – ein kleiner Weltuntergang.

Nach und nach lernte ich ein winziges Universum kennen, ein Wunderreich, das sich im Mikroskop entschleierte – eine unermessliche Vielfalt von Formen und Strukturen, die man überhaupt nicht ahnt und die sich vor dem bloßen Auge verbirgt. Ich sah etwas von der Welt in ihrem „Geheimniszustand“ – wie Novalis sagte.

So lebte ich mit meiner knabenhaften Neugier zwischen Mikroskop und Sternkarte wie Gulliver zwischen der Stadt der Zwerge und der Stadt der Riesen. Nur ein paar Ausschnitte waren es, die ich erleben durfte, Ausschnitte aus der Welt des unendlich Großen und der Welt des unendlich Kleinen. Dazwischen lag die stabile, greifbare Welt, die auf die menschliche Körpergröße bezogen war: mein Bücherzimmer zu Hause, der Schulweg und das Dorf. Ein Leben in der Mitte zwischen zwei Abgründen, mit beiden Füßen auf dem festen Boden der Erde und auf den Dielenbrettern des Klassenzimmers und des Physiklabors.

Der Mensch ist das Wesen des Mittelpunktes – zwischen dem Atom und dem Stern – und in dieser Sonderstellung ist er dazu auserwählt, alles zu erforschen und in der Stille zu bewundern.

In der Privaten Oberschule Jade gab es kein Unterrichtsfach Astronomie. Dennoch hatte mein Sternenrausch etwas mit der Schule zu tun. Die Verbindungslinien zwischen den Sternen ergaben einfache Figuren, die an den Geometrieunterricht von Herrn Preußner erinnerten – und schon war ich in einer vertrauten Welt. Das schwarze Tafelbrett hatte sich in den Nachthimmel verwandelt, und die geometrischen Formen waren zu funkelnden Sternbildern geworden. Überall schwebten Parallelogramme, Trapeze und regelmäßige Vielecke in majestätischer Ruhe dahin.

War nicht auch umgekehrt eine tiefe Schönheit in den Figuren, die Herr Preußner mit Zirkel und Lineal an die Tafel zeichnete? War nicht ein heimlicher Sternenglanz in den Hyperbeln, Kreistangenten und Hypotenusenquadraten unter den rechtwinkligen Dreiecken? Waren nicht Pythagoras und Euklid jene großen Lehrmeister, die der Menschheit vorangeleuchtet und den Zauberschlüssel zu einem stillen Reich der ewigen Gesetze gefunden hatten?

So schilderte uns Herr Weidmann das wissenschaftliche Abenteuer der Astronomie – atemberaubend, diese schwindelerregenden Dimensionen – die Raumverschwendung im Kosmos – die fortlaufende Entdeckung von neuen und immer neuen Welten, die immer noch größer und größer sind.

„Wann hört das wohl einmal auf?!“

„Ehrfurcht“ – ein großes Wort im Unterricht von Herrn Burgwald, einem etwas älteren Herrn, der später zum Privaten Gymnasium als vierter Pädagoge dazukam – und im neunten und zehnten Schuljahr war er mein Deutschlehrer. Er zitierte jenen denkwürdigen Ausspruch von Kant: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Und derselbe Kant war es auch, der die „Kategorien“ aufstellte, jene Grundbegriffe, nach denen alles Vorhandene eingeteilt werden kann – eine alles umfassende Gliederung – aufleuchtend wie Sternbilder am inneren Himmel des Geistes.

„Ehrfurcht“ – das war auch, wie Herr Burgwald lehrte, die Grundhaltung in Goethes Naturanschauung. Und im Erdkunde-Unterricht erklärte er uns die Theorien über die Entstehung der

Erde, des Planetensystems und des Weltalls. Alles begann mit dem Urknall – aber was war vor dem Urknall?

Herr Burgwald machte uns deutlich, dass die Naturwissenschaft immer nur die Grenze des Wissens weiter hinausschieben kann, wie eine wachsende Kugel, zugleich wächst aber auch die Oberfläche der Kugel – die Grenze zum Unerforschlichen. Je mehr ich weiß, desto mehr gibt es, was ich nicht weiß. Und keine noch so fortgeschrittene Wissenschaft kann das Geheimnis eines wunderbaren Anfangs wegerklären. Damit zeigte uns Herr Burgwald einen Grenzpunkt, wo sich die Naturwissenschaft mit dem biblischen Schöpfungsglauben berührt und wo die reine Forschung in Ehrfurcht übergeht.

Dieser Weitblick im Erdkunde-Unterricht von Herrn Burgwald war für mich eine mächtige Anregung – ein Anfang jener Erfahrung: Die Geborgenheit nimmt zu mit der wachsenden Größe des geistigen Horizontes. Ein Grundgefühl – geboren in den fernen Horizontlinien der norddeutschen Tiefebene – im jugendlichen Erlebnis einer Landschaft, die dazu geschaffen war, den Raum kosmischer Weite anschaulich und fühlbar zu machen.

3. Tannenduft und Kerzenglanz – Weihnachten

Traumzeit! Zeit für Musik, für Landschaft und Sternenhimmel. Zeit zum Zuhören, um alte Sagen und Märchen noch einmal zu erleben. Zeit zum Lauschen auf die Stimmen der Natur, und zum Erlebnis der Stille. Zeit zum Lesen und Phantasieren.

Zeit ohne Fernsehen, und ohne die Hektik der Konsumwelt – eine ruhige Kindheit – was für ein großes Geschenk damals! Und zum Reichtum dieses Geschenkes gehörte es auch, dass man noch Zeit hatte, um das Weihnachtsfest in aller Stille zu feiern – mit einer inneren Sammlung. Wie oft haben wir zu Hause jene vielen Advents- und Weihnachtslieder gesungen – beim Schimmer von Kerzen auf dem Adventskranz oder am Weihnachtsbaum – mit Andacht.

Im Musikunterricht erzählte uns Herr Weidmann die Entstehung des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ – spontane Schöpfung eines armen Organisten in einem tief verschneiten Dorf in sternklarer Nacht – mitten im neunzehnten Jahrhundert. Ganz plötzlich hatte er die Melodie im Ohr, die das ausschwingen ließ, was der Text sagte – Wunder einer höheren Eingebung. Er hielt es in Noten fest, und ein paar Chorsänger trugen das Lied in der Kirche vor – zum ersten Mal erklang es in den Ohren der erstaunten Zuhörer mitten in der Heiligen Nacht – und von dem unbekanntem Dorf aus fand das Lied eine Verbreitung in die ganze Welt.

Mit der Entstehungsgeschichte dieses Liedes versuchte Herr Weidmann, uns etwas nahezubringen – mit einem sprachlichen Ausdruck, der damals noch einen tiefen Resonanzraum hatte, heute wohl kaum noch – ein Wort, frei von Ideologie und kitschigem Beigeschmack – „deutsches Gemüt“.

Urvertraut ist mir der warme Dämmerchein geblieben, der von den vielen Kerzen des Weihnachtsbaumes ausging – ein Märchenglanz, der mir aus der frühesten Kindheit entgegenleuchtet, der mich begleitet, soweit ich zurückdenken kann – ein Glanz, der mich immer wieder an jenen kleinen Jungen erinnert, der ich einmal gewesen bin.

Jedes Jahr wurde wieder eine mächtige Tanne im großen Wohnzimmer aufgestellt und mit bunten Kugeln, silbernen Vögeln und Lametta geschmückt – und der würzige Duft von Tannennadeln und Kerzenwachs erfüllte den Raum – eine heimelige Atmosphäre. Unter dem Lichterbaum war die Krippe aufgebaut mit dem Kind, dazu Josef und Maria, die Hirten und Könige. Das uralte heidnische Baum-Symbol der Wintersonnen-Wende wurde umgedeutet in das christliche Symbol für das Licht,

das in der Finsternis scheint, seitdem Jesus Christus geboren war. Kerzenglanz – friedliches Leuchten in den Gesichtern der Familie – und in den Augen ein Ausdruck von staunender Anbetung. Wir sangen „Stille Nacht“, alle drei Strophen – und dann noch „Oh, du fröhliche“ und „Süßer die Glocken nie klingen“ – und meine Geige war immer griffbereit zur Begleitung des Gesanges.

Beim Singen wanderte mein Blick vom Weihnachtsbaum und den Krippenfiguren heimlich hinüber zum Gabentisch – und wir Kinder versuchten, die Umrise der kleinen Hügel und Täler der weißen Decke zu enträtseln. Was für Geschenke mochten es wohl sein, die dort unter dem Tuch verhüllt lagen?

Endlich – nach dem Liedersingen und dem Vorlesen der Weihnachtsgeschichte – durften wir an den Gabentisch treten und die Decke lüften – in herzklopfender Spannung. Und dann: Buntstifte, Malhefte, Bilderbücher, gestrickte Handschuhe, Süßigkeiten, Kasperpuppen, ein Stabil-Baukasten – Metallstäbe und Platten, die man zu Brücken und Hebekränen zusammenschrauben konnte.

Diese Geschenke hatten noch nichts von einer Supermarkt-Atmosphäre, sie schienen direkt vom Himmel zu kommen – sichtbar gewordene Wunschträume, gerade eben erst entstanden und materiell verdichtet – schwebend im Kerzenlicht – und erst als wir endlich die Geschenke in die Hand nehmen durften, waren sie wirklich zu greifbaren Dingen geworden.

Weihnachten – Tannenduft und Geschmack von Marzipan, Märchenbilder, die beim Blättern in den Büchern aufleuchteten, Ofenwärme und Weihnachtslieder aus dem Radio, leise im Hintergrund – engelreine Stimmen, die scheinbar aus einer höheren Lichtwelt kamen und zur Erde hernieder schwebten. Und auch der Weihnachtsbaum war ein Vor-Schein, ein milder Abglanz aus jener

Welt des ewigen Friedens. Kerzen und Lieder – leuchtende und klingende Botschaft aus einer Region, die wir Menschen uns noch gar nicht vorstellen können. Hinweis auf jene Welt Gottes, in der schon jetzt ein ewiges Weihnachtsfest gefeiert wird.

Zu diesen stillen Erlebnissen in der großen Wohnstube gehörten damals auch die Wundergestalten des Winters: Eisblumen am Fenster, raureifgekrönte Bäume des Gartens, unendliche Schneefläche der Landschaft mit der leuchtenden Reinheit der Farben: weiß-gelb, silber-blau, rosa-schimmernd im Glanz der Morgen- und Abendsonne – und alle diese Farben in den feinsten Abstufungen und Übergängen ineinanderfließend.

Das bleiche Tuch des Winters war die unendliche Leinwand – dort konnte der Malerpinsel des Lichtes immer wieder neue Gemälde und Farbenwunder erschaffen.

An diese Farben des Winters in Jade musste ich immer denken, wenn ich im Rundfunk die reinen Holzbläserklänge in den Sinfonien von Franz Schubert hörte – hell blühend, zart, schüchtern – eine Welt kindlicher Unschuld und paradiesischer Reinheit. Oder wenn ich die hohen Stimmen der Violinen in lyrischen Stücken von Edward Grieg vernahm – leuchtendes Silber, traumhaft verschwebend im Pianissimo. Und Streicherklänge – chromatisch abwärtsleitend – langsam übergehend in dunklere und wärmere Töne. Musik, die in stillen, tiefen Farben versank – in einem Dämmerreich von Kerzenglanz und Winterschnee.

Und dann die Stille der Silvesternacht. In der früh einbrechenden Dunkelheit gingen wir durch die verschneiten Wege des Friedhofs zur Kirche. In der Andacht zum Altjahrsabend erklangen immer die Worte aus Psalm 90 – diese wuchtige Sprache, düster und tröstend zugleich: „Herr, du bist unsre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist

du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.“

Auf dem Weg zur Kirche kamen wir immer an jenem hohen Grabstein vorbei, der eine Menschengestalt in Lebensgröße zeigte: eine senkrechte Linie durchschnitt den Körper genau in zwei Hälften, in eine Lebens- und eine Todeshälfte. Rechts der nackte Männerkörper in jugendlicher Schönheit – links ein Skelett. In der rechten Hand trug er einen langen Zweig, Symbol des Frühlings und der Auferstehung, links eine Sense in der Knochenfaust – Erinnerung an Vergänglichkeit und Tod. Eine Doppelgestalt, symbolische Darstellung von Tod und Leben – Erinnerung an jenes alte Kirchenlied: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen.“ Wie oft machen wir Sterblichen die Erfahrung, dass Tod und Leben dicht nebeneinander liegen, oft nur durch eine haarfeine Linie getrennt. Wie schnell werden Menschen mitten aus dem blühenden Leben gerissen!

Oft bin ich als Kind und Jugendlicher an diesem Grabstein vorübergegangen, und das Doppelgesicht des Lebens und des Todes hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Das Mahnmal stand nur wenige Meter vom täglichen Schulweg entfernt. Hier ging der Weg vorbei zum Kindergottesdienst, zum Krippenspielüben, zur Konfirmation – immer wieder, auch bei besonders festlichen Höhepunkten des Lebens.

Sonderbar, wenn der Frühlings- und Sensenmann mich aus der Finsternis der Silvesternacht anstarrte – flüchtig berührt vom huschenden Schein der Taschenlampe – einen Augenblick lang – das starre Antlitz mit einem Lebensauge und einem Todesauge. Stumme Botschaft am Altjahrsabend, steingestaltet und mit einer Bannkraft, die jeden Wanderschnitt anhält und jeden hastigen Menschen zum Verweilen zwingt – zum Nachdenken. So, als wollte die Gestalt aus dem Grabstein hervortreten und meine Hand fest umklammern: „So – jetzt ist es vorbei mit deinem Leben. Es war einmal.“

Und besonders in der Dunkelheit der letzten Dezembarnacht war dieser Eindruck sinnfällig – eine schweigende Predigt – dieser Lebens- und Knochenmann – mitten im Winterschnee des Friedhofs – umspielt von Orgelklängen, die aus der Ferne herüberwehten.

Nach dem Gottesdienst umfing uns wieder die gemütliche Wärme des Wohnzimmers. Es war der einzige Abend, an dem wir Kinder länger aufbleiben durften. Und so verbrachte ich die letzten Stunden des Jahres – wie noch heute – mit Tagebuchlesen – auch dies eine Frucht des Unterrichts von Herrn Weidmann. Eine schöpferische Anregung war es, als er uns einmal dafür begeistern wollte, möglichst frühzeitig mit dem Tagebuchschreiben anzufangen – alles schriftlich festzuhalten, kleine schöne Erlebnisse, eigene Gedanken – und er schilderte uns, wie kostbar es wäre, wenn man Jahrzehnte später die Aufzeichnungen der Jugendzeit noch einmal lesen könnte. Zauber der Erinnerung!

Aus meinen vollgeschriebenen Tagebuchblättern stieg noch einmal der Bilderreigen des vergangenen Jahres – wie ein Film, der im inneren Sehen abläuft – ein lebendiger Rückblick – durchwärmt von Glühwein und vom Schimmer der Weihnachtskerzen.

Endlich war es soweit! Mitten in die träumende Stille hinein erklangen aus dem Radio zwölf Glockenschläge, dunkel dröhnend, schwer und langsam – wir erhoben das Glas und stießen an auf ein frohes neues Jahr. Der Lichterglanz des Weihnachtsbaumes spiegelte sich in den Gläsern, durchschimmerte die rötliche Glut des Getränkes – und beim zarten, hellen Klang der Gläser spürte ich: Jetzt – genau jetzt ist wieder ein ganzes Jahr zu Ende – jetzt in diesem flüchtigen Moment – und wieder ein neues Jahr, das nun beginnt! Schwindelgefühl im Abgrund der Zeit – einen Augenblick lang. Feierlicher Choral im Rundfunk – der volle Klang von Turmbläsern.

Wir Kinder sprangen auf und stürmten nach draußen, um ja nichts zu verpassen vom Abenteuer der Silvesternacht. Dort am weiten Horizont der blassen Schneefläche wurde es lebendig – vielfältiges Gebrodel von zahllosen Böllerschüssen und Explosionen nah und fern, zuckende Lichter hinter schwarzen Wolken, farbige Feuerblitze, sprühende Raketen: exotische Riesenblumen, die sich in einen Funkenschleier auflösten und im Nichts versanken. Wir warfen unsere „Wunderkerzen“ hoch, brennbare Magnesiumstäbchen, und zischend fuhren sie im leuchtenden Bogen durch die Winternacht.

Und dazu das Geläut der nahen Kirchenglocken. Vielfältiger Lärm zur Begrüßung des neuen Jahres – eine Klangwelt, in der alles ineinander schwang: irdische und himmlische Freude, heidnisches Gepolter und Kirchenchoral.

Zehn Minuten später kam unser Küster durch den Schnee angestieft, Herr Krummwiede, mit der Kraft seiner Arme hatte er am langen Seil die Kirchenglocke geläutet – kam zu uns rein zum gemütlichen „Klönschnack“ mit allerlei Döntjes und lustigen Erinnerungen – und gelegentlich mit einem verwunderten

Kopfschütteln: „Nicht zu fassen – schon wieder ein Jahr vorbei. Tied geht bannig fix rum! Wie die Zeit vergeht – Junge, Junge!“

Das Schönste am Weihnachtsfest war immer die Verkündigung der Geburt Christi am Heiligen Abend in der Kirche. Die ersten Krippenspiele, an die ich mich erinnern kann, wurden zu jener Zeit aufgeführt, als das alte Gestühl noch in der Kirche war. Die Emporen liefen vom Orgelboden aus durchgehend bis nach vorn und hinter dem Altarbild herum. Sie verdeckten eine Reihe von Fenstern, und so war immer ein gedämpftes Licht in der Kirche – ein Halbdunkel, in dem die Kerzenflammen noch wärmer leuchteten. Und mit dem alten Gestühl hatten wir räumliche Verhältnisse, die für das Krippenspiel wie geschaffen waren. Der Wirt, der Joseph und Maria zum Stall führte, kam mit der Laterne aus dem Gehäuse der Sakristei heraus. Die Engel erschienen den Hirten ganz hoch oben in den Emporen mit brennenden Kerzen und dem Lied „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ – und dann die frohe Stimme des Verkündigungsendels: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids.“

Unten lagen die Hirten auf den Stufen, die zum Altarraum führten, rieben sich den Schlaf aus den Augen, starrten empor zu dem Lichtwunder dort oben, waren tief erschrocken und sanken in die Knie. Im wachsenden Dämmerchein des Heiligen Abends war man mitten auf dem Hirtenfeld von Bethlehem, und die Emporen verwandelten sich in eine kosmische Bühne für die Engel.

Ich weiß noch, als ich einmal als Josefspieler mit Maria im Arm durch den Mittelgang der Kirche ging auf der Suche nach einer Herberge, mit Hut, dunklem Umhang und Wanderstab, zweimal

vergeblich anklopfend und zurückgewiesen von geizigen Wirten – und erst beim dritten Versuch kam ein gutmütiger Wirt und bot uns den Stall als Notunterkunft an – da sah ich zufällig zwischen den vielen dichtgedrängten Köpfen der Zuschauer – ich traute meinen Augen nicht – die faltenstrengen Gesichter meiner Lehrer – Herr Zadka und Herr Preußner. Zuerst bekam ich einen leisen Schrecken über die Anwesenheit dieses hohen Besuches – doch ich hatte nicht viel Zeit, mich lange zu verwundern, musste mich zusammenreißen und weiterspielen.

Heute will ich es meinen Lehrern hoch anrechnen, dass sie sich damals die Zeit genommen hatten und zum Krippenspiel erschienen waren. Es war kennzeichnend für das warmherzige Interesse meiner Lehrer am Leben und Wirken der Schüler auch außerhalb des Privaten Gymnasiums. Sie kamen in dem Bewusstsein, dass Schule und Kirche zusammengehören. Vor allem dass Herr Preußner, dieser nüchterne und strenge Mathematiker, sich auf den Weg zur Kirche gemacht hatte, um das stimmungsvolle Krippenspiel mitzuerleben – das war für mich damals schon fast unglaublich – wohl ein Zeichen, dass in dem harten Pädagogen doch ein weiches Gemüt schlummerte – ein Herz.

Ein paar Jahre später begannen die Renovierungsarbeiten im Innenraum der Jader Kirche. Ein großer Teil der Emporen verschwand, so dass die Fenster frei wurden und viel Licht in die Kirche hereindrang. Mit der Romantik des dämmerigen Raumes war es vorbei. Die Kirche bekam eine ganz andere Atmosphäre. Das viel umstrittene Altarbild – gemalt von Jan Oeltjen 1925/26 – mit dem germanisch stilisierten Kopf des Auferstandenen – blond und blauäugig – kam jetzt voll zur Wirkung und konnte in seiner

expressionistischen Farbenglut aufleuchten – mit dem Schimmer des Lichtkreuzes hinter den ausgebreiteten Armen.

Und die freundliche Helligkeit der Kirche entsprach der mitreißenden Osterpredigt meines Vaters, Pastor Andreas: Wunder der Auferstehung, Lichtenbruch Gottes in der Nacht des Todes – leuchtende Mitte seiner trostreichen Predigt und seines theologischen Denkens.

Links neben dem Altarbild, ganz an der Seitenwand, halb versteckt und wenig beachtet, befand sich ein großes Gemälde in einem barocken Goldrahmen, das ursprüngliche Altarbild, das nun in einem unauffälligen Schattendasein versunken war.

Ein altes Bild – Gestaltung des Abendmahles in warmen Farben, sehr zurückhaltend und gedämpft. Das Auge musste sich erst eine Weile an die dunklen Farben des Bildes gewöhnen – tiefbraun und mattgelb – um einzelne Dinge genauer wahrzunehmen. Aus dämmernder Zeitenferne tauchten sie auf – die Gestalten der Jünger und des Heilandes – still versammelt zum festlichen Mahl. In ruhender Mitte das Licht einer Kerze – und ein milder Glanz lag auf den frommen Gesichtern und im hohen Gewölbe des Raumes, das man nur ahnend erkennt. Wie ein bergender Mantel umhüllten die Farben den stummen Abschied der Freunde. Tiefes Schweigen im Bild – Wehmut und Trost – dunkle Geborgenheit.

Ganz unterschwellig wurde dieses Altarbild in meiner Phantasie lebendig, als Herr Weidmann uns die Geschichte von Parsifal erzählte – in jenem Augenblick, da Amfortas den Gral enthüllt – eine Taube des Himmels senkt sich herab auf das heilige Gefäß, eine rötliche Glut bricht aus dem Kelch hervor und beleuchtet den Umkreis der Gralsritter.

Und das setzte sich fort bei einer Rundfunkübertragung der Parsifal-Musik von Richard Wagner – dunkler Samt in den

Klangfarben des Orchesters, das langsame Vorwärtsschreiten der Motive, die gewölbeartige Schichtung der Chorstimmen: tiefe Männerstimmen, Alt, Sopran – und dann ganz oben in der höchsten Kuppel der Knabenchor – dieser Aufbau, der in der Seele des Hörers die hallende Weite und Tiefe eines sakralen Raumes eröffnet.

Und da kam es aus der Erinnerung, wuchs hervor, jenes Abendmahlsbild im verborgenen Winkel der Kirche. Die tönenden Farben flossen ineinander wie im Gemälde – und auf dem Grunde der wogenden Klänge ruhte das Bild mit dem leisen Schimmer und der tiefen Stille.

Wenn ich mir heute noch den Raum meiner Heimatkirche vergegenwärtige, dann ist dieser Raum von einem Licht erfüllt, das die großen Feste der Christenheit versammelt: der milde Glanz des Weihnachtsbaumes mit der Krippe, das stille Leuchten auf dem Abendmahlsbild, und die helle Farbenglut in der Gestalt des Auferstandenen.

4. Im Schoß der Dunkelheit

Es war einmal – Beschwörung der Traumzeit. Landschaft und Sterne, Musik und Lesen, Stille und Weihnachten. Und alle diese Erlebnisse der Vergangenheit treten allmählich hervor aus einem grauen Schleier, aus einem dämmrigen Hintergrund – und hier erst gewinnt die Traumzeit eine letzte Tiefe. Ein verborgenes Reich deutet sich an – uterushaft. Jene Erfahrung – ebenso vertraut und allgegenwärtig wie die Stille: Das Erlebnis der Dunkelheit.

Die Vorherrschaft des elektrischen Lichtes, das den Gegensatz von Tag und Nacht aufhebt – diese Veränderung im Bewusstsein der Menschen war noch in weiter Zukunft – damals im kleinen Dorf in meiner Schulzeit in Jade.

Kaum gab es eine Straßenlaterne im Dorf, die irgendwo eine Ecke spärlich beleuchtete – und wenn der Abend kam, dann wurde es wirklich dunkel. Zäune und Wiesenflächen, Straßen, Bäume und Häuser, alles versank im schwarzen Meer der Finsternis – wurde verschluckt von Nacht und Nebel.

Im Dunkeln werden die sichtbaren Ordnungen des Tages ausgelöscht. Der schwarze Raum hat keine Gliederung, keinen Horizont und keine Perspektive. Richtungsunterschiede, Nähe und Ferne, alles schwimmt im gleichmäßigen Dunkel. Der Tagesmensch kann sich nur schwer zurechtfinden ohne die sichere Welt des Sehens. Am hellen Tag stehen die Dinge mir gegenüber mit einem deutlich wahrnehmbaren Abstand. Diese Raumordnung verschwindet in der Nacht. Der Fuß und die tastende Hand müssen das Auge ersetzen. Die Finsternis durchdringt den ganzen Raum ringsumher und das Innere der Seele, verwischt jede Sichtgrenze, jede Ding- und Körpergrenze.

Und auf einmal bin ich wieder in meiner ganz frühen Kindheit: Gefühle von Einsamkeit, Angst und Ausgeliefertsein, Panik. Bin ich überhaupt noch ich selber? Bett und Schlafzimmer – alles schwarz. Der dunkle Raum ist keine physikalische, sondern eine seelische Wirklichkeit – ein Gefängnis ohne Wände.

Diese Erfahrung der Nacht kann man noch in der Erlebniswelt der Naturvölker wiederfinden: Urdunkel – dumpfe Schamanentrommel – krauses Gewirr von Ahnengeistern und Dämonen. Die Nacht mit der alles erfüllenden Finsternis ist das geeignete Medium für Erscheinungen – Urheimat der Geister. Sie haben keinen

festumrissenen Ort wie ein Gegenstand am Tag – können überall erscheinen, in jedem Augenblick, mal hier mal dort – verschmelzen mit dem Wesen der Finsternis. Die mythische Einheit aller Geister wird fühlbar in der durchgehenden Schwärze. Die Nacht ist allseitig erfüllt vom Gewebe des Geheimnisvollen.

Der Gestaltenreichtum der Nacht war noch lebendig, vergleichbar mit dem Volksaberglauben früherer Jahrhunderte: stürmische Geisterpferde und reitende Moorleichen, Trolle, verschleierte Urmütter, Phantommönche und Nachtalben, Nebelriesen und Sumpfdämonen, Gespensterschiffe, mondgrau umnebelt, schlangenumwundene Rachegöttinnen. Die Nacht war der dunkle Schoß der Urzeit – und schon bin ich mitten drin im Kosmos der Erzählungen und Geschichten von Herrn Weidmann.

Je mehr das Sehen schwindet, desto stärker wirken die Wahrnehmungen des Gehörs. Aus unbestimmter Ferne kommen Geräusche, wirken unheimlich und schreckhaft: Der Ruf des Nachtvogels, Schritte eines Unbekannten, dumpfes Gurgeln im Teich, Hexengeflüster des Windes, Gartenspuk, Geraschel einer Vogelscheuche, die zum Scheinleben erwacht.

Selbst die Stille im Dunkeln ist eine Gehörwahrnehmung – als Grenzwert im leisen Wehen und Geflüster.

Das elementare Erlebnis der Nacht war noch lebendig in meiner frühen Kindheit und Jugendzeit – und die Beschreibung dieser Erfahrung ist das Eindringen in ein verborgenes Reich, ein Graben in die Tiefe – eine mühevoll Arbeit in der seelischen Archäologie des täglichen Lebens – und ich finde zurück in ganz frühe, uranfängliche Bewusstseinsstufen.

Auch in der späteren Jugendzeit war das rätselhafte Wesen der Nacht noch fühlbar. Selbst der Mutigste von uns hätte sich niemals getraut, abends ganz allein über den Friedhof zu gehen.

Je tiefer die Dunkelheit, desto spürbarer die schützende Wärme eines Lichtkreises, der die Menschen auf engem Raum versammelt. Kurz nach dem Krieg war oft Stromsperre. Plötzlich ging abends das Licht aus – und mit einem Schlag saßen wir im schwarzen Raum. Mühsam tastend suchten wir einige Kerzenstummel zusammen – und der warme Dämmerchein eines winzigen Lichtes erfüllte die Stube. Die Gesichter der Familie tauchten aus der Dunkelheit auf, wurden sichtbar im Schimmer der aufblühenden Kerzenflamme. Allmählich gewöhnten sich die Augen an das Hell-Dunkel, man sah die großen, schwankenden Schatten der Menschen an der Wand, die Umrisse der Möbel traten hervor, Gardinen, gefrorene Fensterscheiben, Frostblumen.

Stundenlang konnte so ein Abend dauern. Aber Langeweile hatten wir damals nicht. Erzählstoff war immer genug vorhanden. Ein buntes Gewirr von Bildern und Geschichten erfüllte den Dämmerkreis – Geschichten aus Kindheit und Schule der Eltern, Bilder aus Kriegserlebnissen – und die Schatten der Erinnerung waren versammelt in der Lichtaura der Kerze. Visionäre Traumhelle in der Stube. Oder es wurden Märchen vorgelesen, und die lange Zeit des Abends verging im Flug. Ein zartes Gespinst von Zwergen, Feen und Elfen webte im vertrauten Schein. Die Kerzenflamme selbst war der geheime Mittelpunkt einer märchentiefen Stille.

Diese langen Abende in jener Nachkriegszeit – wie haben wir Kinder das genossen!

Ganz anders die Dunkelheit nachts im Krieg. Als Fünfjähriger lag ich im Bett – halbwach. Nur eine Kerze wurde angezündet, dieses Licht fiel am wenigsten auf. Hoch oben, weit über der Zimmerdecke, ein finsternes Dröhnen und Krachen. Manchmal erbebten die Wände und das ganze Haus, wenn irgendwo in der

Nähe eine schwere Bombe eingeschlagen war. Der Nachthimmel hoch über dem Dach des Hauses war etwas Schattenhaftes, riesig – schreckliches Urdunkel, aus dem immer neue Phantome hervorkamen: Höllenmaschinen, funkelschwarz, Rachedämonen und Poltergeister, gespenstische Schlachten dort oben am Himmel. Unbestimmbare Möglichkeiten des Furchtbaren, der Zerstörung – etwas, das jeden Moment eintreten konnte. Die Wände des Schlafzimmers im bleichen Licht der Kerze – wie lange mochten sie wohl noch stehen bleiben?

Als Kind hatte ich nur eine unklare Vorstellung vom Krieg. Umso deutlicher spürte ich die lastende Atmosphäre – schleichende Angst, die allgegenwärtig war – wachsendes Grauen, das sich über meinem Kinderbett zusammenballte in den langen Nächten, wenn dort oben jener Krach losging und das Schlafzimmer in gespenstische Farben gehüllt war.

Jahrzehnte später sah ich in einer modernen Kunstaussstellung von Ralf Zausitz in Vechta unter vielen merkwürdigen Objekten ein Bett – breit, roh gezimmert, in einer dämmrigen Ecke. Dumpfe Kriegsgeräusche aus einem verborgenen Lautsprecher, täuschend echt – verworrene Klänge aus weiter Ferne. Ich war erstarrt – tief erschüttert. Da war es wieder – dieses Urdunkel. Wahrnehmung des kleinen Kindes in einer Kriegsnacht. Alles wurde spontan lebendig – die Körpergefühle: sich verkriechen im Bett, Gliederstarre, Gänsehaut, langsamer Atem, erregter Pulsschlag. So tief sitzen manche Erinnerungen im Gedächtnis des Hörens und des Nervensystems – immer noch.

Lähmende Wirkung drohender Geräusche im schwarzen Raum – Urerfahrung des Krieges.

Damals in der Zeit der Not gab es noch keine Beleuchtung nachts im überfüllten Zug. Man sah kaum etwas auf der langen Fahrt. Man

ahnte nur, wie die schemenhaften Umriss vorüberstürzten – Umriss von Häusern und Bäumen, von Wäldern und wirrem Gestrüpp. Manchmal eine bunte Schattenstadt, ein Meer von Lichtern. Grelle Signale flogen vorüber, warfen Lichtsplitter auf die Gesichter der Menschenmasse.

In rhythmischen Stößen ging das Gepolter des fahrenden Zuges durch die Waggons – immer im gleichen Takt.

Und dann und wann ein eisiges Kreischen und Quietschen – ohrenzerreißend – scharfe Bremsen, die rastlosen Räder des Zuges kamen zum Stillstand. Düstere Wölbung einer Bahnhofshalle, leeres Riesengerippe, halb zerbombt – ragende Rätsel einer Ruinenstadt – Architektur-Phantasie aus der Unterwelt.

Manchmal blieb der Zug eine halbe Ewigkeit lang stehen. Die Reisenden mussten auf den Gegenzug warten, der Verspätung hatte. Weiträumig schallende Lautsprecherstimmen in der Ferne – Bekanntmachung einer neuen zeitlichen Verzögerung – immer wieder. Scharfe Kommandostimmen ganz in der Nähe durchschnitten die Nacht: „Achtung! Achtung! Heraustreten mit Gepäck!“

Eine lange Reihe der Reisenden draußen auf dem Bahnsteig – verummt und frierend – Menschen mit Kisten und Koffern. Uniformen. Blitzende Helme. Grenzkontrolle.

Labyrinthische Situation, Warten und Warten, endlose Dehnung der Zeit – alles das wurde in der Dunkelheit dramatisch erlebt.

Die Nacht verändert den Raum und die Zeit. Oft weiß man gar nicht, wie lange man schon auf den Gegenzug gewartet hat und wie spät es ist. Schwarzer Raum – schwarze Zeit.

Beklemmend wirkte die Finsternis im Krankenlager – in jenen Fiebernächten, die kein Ende nahmen. Wie ein Berg ruhte die Dunkelheit auf der Bettdecke. Aus allen Ecken des Zimmers

krochen die Phantasiegestalten heran, grellbunter Spuk, Bilderfetzen aus Tageswelt und Märchen – alles ineinander geträumt, ein Gewusel von Horrorfiguren und Furcht erregenden Fratzen – ortlos im Labyrinth der Nacht. Ich wusste genau, dass alle diese Wesen nur eingebildet waren, und dennoch konnten sie mit dem Anschein der höchsten Wirklichkeit auftreten und tief erschrecken, wenn sie plötzlich aus dem Nichts hervorsprangen.

So groß war die Macht des schwarzen Raumes, dass er die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit vernichten konnte, und die realen Dinge wuchsen zusammen mit den Ausgeburten der Phantasie.

Dumpf brausend pochte das Blut am Ohr – Gesang des Fiebers – Urlied der Nacht. Und oft, wenn ich aus längerem Schlaf erwachte, war es so, als ob ich aus einem tiefen Schacht emporgekommen war, aus einem Abgrund, und ich wusste nicht mehr, wo mein Bett stand im Raum. Es war anstrengend, die Zuordnung des Bettes zu den Möbeln und den vier Wänden des Schlafzimmers wiederzufinden – um mich selbst zu orten.

Krieg und Fiebernächte – Ursituationen. Hier wurde es fühlbar – das verwirrende Wesen der Dunkelheit.

Die Nacht war bergend und unheimlich zugleich – urfremd und urvertraut – war Heimat und Ferne. Bahnhofslabyrinth und Vorleseabend bei Kerzenlicht. Wie auf Bildern von Rembrandt, wo die tiefen Schatten der Nacht das Heimat-Licht in den Vordergrund rücken und verstärken. Das Helldunkel dieses großen Malers war ein lebendiger Teil meiner Kindheit.

Heimlich und unheimlich zugleich war auch der Märchenwald. Tiefdunkel musste er sein, so dass es möglich war, dass Hänsel und Gretel das Gefühl einer schleichenden Angst bekamen und sich

verlaufen konnten. Tannenbärte und Dornengestrüpp schufen ein undurchdringliches Labyrinth, ein Gewirr von Baumwurzeln machte jeden Weg unkenntlich. Voll dunkler Geheimnisse war der Wald, wildrauschender Wind in den Wipfeln, kalt und schaurig – Gemurmel der Hexe, die mit der listigen Tarnung des Knusperhäuschens zum Geheimnis der Nacht gehörte.

Viele Märchenfiguren waren mit dem Wälderdunkel verwoben: der Wolf, der aus dem Tannenschatten hervorschleicht, um Rotkäppchen auf den falschen Weg zu locken; die Räuber, die tief versteckt im Wald in einer moosbedeckten Bruchbude finstere Pläne schmieden. Und plötzlich bricht etwas zum Fenster herein, ein vielköpfiges Tiermonster, das gleichzeitig bellen, miauen und krähen kann: die vier Bremer Stadtmusikanten übereinandergetürmt, grausige Erscheinung in tiefer Nacht; oder jener seltsame Mann, der nachts unter einem Galgen brütet, um das Fürchten zu lernen.

Unermesslich war der Märchenwald. Man konnte gar nicht bis ans Ende wandern. Immer wieder war es möglich, dass eine Wiese auftauchte mit elfenzarten Wesen und Mondlicht-Zauber; oder aus dem Stoff der Finsternis konnte ein Gespensterschloss entstehen – mit halbierten Toten und mit Geistern ohne Kopf; oder eine gütige Fee erschien aus dem Abendnebel der Waldwiese und zeigte den Ausgang aus allen Gefahren.

Was wären alle diese Märchengestalten ohne die Dunkelheit des Waldes! Damals war die Natur noch nicht verschmutzt und vergiftet. Es gab noch keinen Kahlschlag und keine Müllhalden. Wald, Wiesen und Wasser durfte man noch in ursprünglicher Reinheit erleben. Die Natur konnte auf uns wirken mit den Schatten der Dämmerung und der verborgenen Märchentiefe. Wie

viele Wälder sind heute durch Umweltschäden verdorrt oder durch Plastikbeutel, Cola-Dosen und Zivilisationsmüll verunstaltet!

Den Märchenwesen fehlt der Hintergrund – der Schoß der gestaltenträchtigen Dunkelheit. Sie sind heimatlos geworden, sind aus dem zerstörten Wald vertrieben, haben kein Zuhause mehr in der Phantasie der Kinder. Ihre Gestalt-Tiefe ist durch alberne, zweidimensionale Micky-Maus-Figuren ersetzt.

So war die Dunkelheit der Nacht und des Waldes immer der Nährboden der Märchen- und Spukwesen, archaischer Phantasiegrund, Reich der Träume.

Eine freundliche Verkörperung der Nacht war das Sandmännchen, das jeden Abend an das Kinderbett herantrat und den Traumsand in die Augen streute. Gleichzeitig hing ein Bild über dem Bett an der Wand: ein Engel, der seine mächtigen Flügel über ein schlafendes Kind ausbreitet wie ein schützendes Dach.

Schon der Beginn der Dämmerung, der allmähliche Übergang vom Tag zur Nacht, war ein elementares Erlebnis. In jener Zeit nach dem Krieg haben wir erst das Licht eingeschaltet, wenn es ganz dunkel geworden war, um Strom zu sparen. So haben wir die Dämmerstunde wahrgenommen als das Ende des geschäftigen Tages – Zeit der Stille und Einkehr. Wenn Großmutter zu Besuch war, setzte sie sich zu uns Kindern auf das Sofa, beantwortete unsere vielen neugierigen Fragen und begann zu erzählen – Geschichten aus ihrer eigenen Kindheit. Langsam kroch die Dämmerung aus allen Winkeln der Stube, und die Stimme der Großmutter erfüllte den halbdunklen Raum.

Dämmerung – heimeliger Raum des seelischen Erlebens – damals noch. Dämmerung – Erzählzeit, wenn die Gestalten hervorkommen aus der grauen Ferne des Einst und neues Leben gewinnen;

Dämmerung – Welt des Erinnerns, wenn die Bilder sich versammeln in den wachsenden Schatten des sinkenden Abends.

Im großen Pfarrhaus in Jade gab es Räume, die auch tagsüber dämmrig waren: der Keller, der nur zugänglich war, wenn man den Boden der Speisekammer aufklappte und die Treppe hinabstieg – wie ein Verlies in einem mittelalterlichen Schloss; der Heuboden, zu dem eine knarrende Treppe hinaufführte. Ein Schweigen war in diesen Räumen – hier konnte sich die Welt der Phantasie einnisten. Wie oft saßen wir Kinder damals im Heuboden – tief vergraben im Stroh im gemütlichen Versteck. Das war der beste Zufluchtsort, wenn man unerreichbar sein wollte. Wenn man von Ferne gerufen wurde, brauchte man ja nicht zu antworten. Wir waren einfach fort – spurlos verschwunden für die Erwachsenen. Dicht über unseren Köpfen Spinnweben im uralten Gebälk, das sich in der Dämmerung verlor.

Betäubender Duft von Heu und Stroh, draußen ein hohles Sausen: der Wind strich um die Ecken des Hauses und drang durch die Ritzen des Daches. Dort hockten wir eng zusammengekuschelt wie kleine Verschwörer und erzählten uns Geschichten, die nicht für die Ohren der Erwachsenen bestimmt waren.

Im Herbst begann schon der frühe Einbruch der Dunkelheit. Der Wechsel der Jahreszeiten wurde viel deutlicher empfunden. Wir spürten: „Jetzt geht es wieder auf den Winter zu.“ Die Nächte fingen an zu wachsen, und die Tage wurden kürzer und kürzer. Die Zeit der Finsternis dehnte sich mächtig aus.

Im Eingangsflur des Pfarrhauses spielten wir Verstecken. Absolut dunkel war es hier am Winterabend, und nur durch Tasten konnte einer den anderen finden – ein Spiel voller Verwechslungen, spannend und aufregend. Oft war es ganz mäuschenstill für lange

Zeit, schleichende Schritte irgendwo, fast unhörbar – und plötzlich ein wildes Aufkreischen von einem Kind, das im finsternen Versteck ergriffen wurde. Zwei bis drei Stunden lang haben wir das gespielt. Die Ortlosigkeit des schwarzen Raumes war verlockend – eine Welt für Spiel und Abenteuer.

Unheimlich, wenn jemand einen roten Filter über die Taschenlampe gelegt hatte, die trübe Lampe ans Kinn hielt und mit Huhu-Geschrei auf den anderen zustürzte: Sein Gesicht war von unten beleuchtet und hatte sich in eine Teufelsfratze verwandelt – schwankende Grimasse im schwarzen Raum, ohne Körper – ein abgeschnittener Kopf – grellrot.

Mit den wachsenden Nächten rückte Weihnachten näher und näher heran. Und was der dunkle Wald für die Märchenfiguren war, das waren die Dezembernächte für das Weihnachtsfest. Wir spürten die Dunkelheit jener Heiligen Nacht, die Gott erleuchtet hatte in der Gestalt eines Kindes in der Krippe.

Und dann die Nachtwanderung in der Freizeit in jener Jugendherberge in Immer (nahe Delmenhorst). Am späten Abend führte uns der Hausvater tiefer und tiefer in den Wald – so lange, bis wir die Orientierung verloren hatten. Auf einmal blieb er stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte mit aller Ruhe: „So – jetzt müsst ihr den Weg alleine zurückfinden zur Herberge. Ich helfe euch nicht und sage jetzt nichts mehr!“

Mit Feuereifer machten wir uns auf die Suche nach dem Rückweg – gar nicht so einfach. Jeder hatte eine andere Vorstellung, wo es lang ging. Nur mühsam drangen unsere Taschenlampen durch die Nacht und den Nebel, der immer dichter wurde. So hatte uns der Herbergsvater bewusst in die Irre geführt, und wir durften noch

etwas erleben von der Märchentiefe des Waldes, vom Labyrinth und den Schauern der Dunkelheit.

Solche Erfahrungen mit Nacht und Dämmerung gab es auch noch am Ende meiner Jugendzeit – im Alter, als ich schon fast erwachsen war. Am frühen Wintermorgen fuhr ich mit dem Rad nach Jaderberg – mit meinem „Drahtesel“, wie ich damals mein Fahrzeug nannte – eine Strecke von fünf Kilometern – und mit dem Zug ging es dann weiter nach Varel zum Gymnasium, wo ich nach meiner Schulzeit in Jade das Abitur anstrebte – dunkle, einsame Fahrt durch Frost und Nebel. Die Fahrradlampe warf einen schwachen Lichtkegel mit kurzer Brennweite auf den Weg, eine kreisrunde, wandernde Insel aus Licht, die sich mühsam fortbewegte im Meer der großen Finsternis.

Erster Schimmer im Morgengrauen – ein paar Baumgestalten kamen aus dunkler Ferne – verumumt, grau verschleiert und versilbert – Raureifgespenster – geboren aus dem Nebeltraum des Winters.

Diese Wahrnehmung, wie etwas auf mich zuschwebt, sich langsam entschleiert im Nebel – wie es entsteht, geboren wird, aufwächst und sich entfaltet im Näherkommen. Schöpferisches Werden aus dem Urgrund der Nacht. Silberzartes Gespinnst, Filigranwerk der vereisten Zweige – fein gezeichnet von der Meisterhand des Frostes.

Wenn der schwarze Raum sich lichtet und die ersten Umriss hervortreten, dann wirken die Dinge so ungewohnt – nahe am Geheimnis des Wunders. Sie kommen hervor aus dem Traumschleier des Nebels – so, als würden sie jetzt zum ersten Mal ins Dasein streben, sich vortasten – zaghaft –, um langsam in den Tag hineinzuwachsen.

5. Kaltes Licht

In der Anfangszeit des Privaten Gymnasiums in Jade waren die Klassenzimmer noch ohne elektrische Beleuchtung, so dass es in der ersten Stunde in den Wintermonaten noch ziemlich dämmrig war. Das schneegraue Licht des Morgens drang durch die schmalen Fenster in den engen Raum. In diesem Licht begann unser Schulalltag mit den Zahlen von Herrn Preußner, mit den englischen und französischen Vokabeln von Herrn Zadka und den Geschichten von Herrn Weidmann.

Die frühkindlichen Erlebnisse von Nacht und Nebel waren noch allgegenwärtig und machten uns besonders empfänglich für den gespenstischen Humor seiner Erzählkunst. Augenblicklich

verwandelten sich seine Worte in Bilder – es war noch jene Dämmerungszeit der alten Großmutter. Sein Unterricht trug dazu bei, dass zwischen der Phantasiewelt der Kindheit und der Schule kein Bruch war. Die Nacht- und Märchenwelt konnte sich noch weiter fortsetzen im Unterrichtsstoff – in Musik und Dichtung. Und das Bilderspiel der kindlichen Seele durfte noch lange fortwirken. Unsere Jugend war eine verlängerte Kindheit. So hatte Herr Weidmann uns eine Brücke gebaut, die weit zurückreichte in das Einst – das Es-war-einmal – und zugleich war es eine Brücke in die Zukunft, Richtung gebend mit einfachen Lebensweisheiten.

Für die Stimmung seiner Geschichten war es ganz wichtig, dass der Unterricht in Jade noch ohne elektrisches Licht stattfand, ohne Fernsehen und Computer, ohne die technischen Hilfsmittel der modernen Pädagogik. Die Schulstunden waren eingebettet in den natürlichen Rhythmus von Licht und Dunkelheit, von Sommer und Winter, von Morgendämmerung und Mittag.

In diesem Wechselspiel wurde auch der Urgegensatz von Herrn Weidmann und Herrn Preußner lebendig. Beide Lehrer waren die Person gewordenen Gestalten von Traum und Tag. Auf der einen Seite die geschichtenträchtige Dämmerung von Herrn Weidmann, auf der anderen Seite die taghelle, mathematische Vernunft von Herrn Preußner. Und der Rhythmus der Schulstunden war uns vertraut wie der natürliche Rhythmus da draußen. Herr Weidmann und Herr Preußner – eine große Spannweite des Erlebens und der Bildung. Weidmann, lebendige Fortsetzung der Erzählkunst vergangener Jahrhunderte, mündlicher Gestalter der Wortwucht – archaischer Phantasiegrund versunkener Zeiten. Seine Unterrichtsfächer Musik, Deutsch, Erdkunde, Geschichte, Gemeinschaftskunde – ein Pandämonium aller Bildelemente.

Das Heimlich-Unheimliche des schwarzen Raumes war immer noch spürbar – mit den Verlockungen des Seltsamen und der schönen Täuschung der unwirklichen Dinge – das Urschöpferische, das aus der Dunkelheit quillt – mit allen Möglichkeiten des Abenteuerlichen und dem Reigen der bunten Gestalten.

Herr Preußner dagegen war die entzaubernde Vernunft in Person. Er vermittelte uns ein Weltbild ohne Tierseelen und Naturgeister, die strenge Sicht einer messbaren Welt. Die Mathematik war sonnenhaft, war der Thron, von dem aus man alles mühelos beherrschen konnte: biologische Stammbäume und Landschaftsperspektiven, pädagogische Logik und abgezirkelte Disziplin, Stundenplan und gerechte Zensurengebung. Und wenn ich träumend auf der Jade-Brücke stand und im Abendnebel lauter Elfen und Feen zu erblicken glaubte, dann ergriffen diese Wesen eilig die Flucht, sobald ich an das kalt prüfende Lächeln von Herrn Preußner dachte.

Sein Lächeln war das Lächeln eines logischen Akrobaten, der mit allen Problemen fertig wird, das Lächeln der aufklärenden Vernunft mit der königlichen Macht des mathematischen Denkens – unverrückbar im Zentrum aller Dinge. Aber in diesem Lächeln lag auch etwas von strenger Aufsicht, von Kontrolle und Polizeigewalt.

So fragte er fragte uns einmal: „Na, wer von euch hat denn gestern Abend den Mondregenbogen gesehen?“ Ich meldete mich, völlig ahnungslos. Herr Preußner lächelte triumphierend: „Na? Warst du gestern Nacht um halb zehn noch draußen? Das habe ich euch doch verboten – gestern erst! Ihr sollt nicht immer so spät abends im Dorf herumstromern. Es könnte etwas passieren im Dunkeln! Jetzt habe ich dich erwischt!“

So war ich auf eine geschickte Fangfrage hereingefallen. Herr Preußner war der Detektiv, der trickreich alles Heimliche und Verborgene ans Licht brachte. Und die Nacht war nicht dazu da, um den Mondregenbogen zu bewundern, sondern um zu schlafen, damit man am nächsten Tag frisch und ausgeruht war für den mathematischen Denksport. Das Tageslicht und der helle Scharfsinn hatten einen polizeilichen Charakter.

Diese beiden Welten von Herrn Preußner und Herrn Weidmann, Tag und Nacht, beide Welten des Unterrichtes in demselben schummrigen Klassenzimmer – das war noch die typische Situation im Jahrzehnt von 1950 bis 1960 – die letzten ausklingenden Jahre jener Phantasie- und Nachtzeit der menschlichen Geschichte. Die langsam wachsende Aufklärung, der Vormarsch des Fernsehens und der Technik – alles das war noch nicht so weit vorgedrungen, um den Rest vom Traumzeitalter zu zerstören.

Selbst im Mathematikunterricht von Herrn Preußner war die Lebendigkeit des inneren Sehens fruchtbar. „Wie viele Ecken hat ein Würfel?“ Wir mussten versuchen, uns den dreidimensionalen Körper genau vorzustellen mit allen Kanten, Winkeln und Diagonalen, so deutlich, dass man sie innerlich abzählen konnte – was mir mühelos gelang in meiner Fähigkeit des Tagträumens. Der Würfel drehte sich vor meinen inneren Augen wie ein Männlein mit einem eckigen Kopf, und ich meldete mich: „Acht Ecken!“

So waren wir Schüler zum Sehen geboren für die Nacht und den Tag.

Selbst die Naturwissenschaft konnte eine Nachtseite gewinnen – wenn Herr Preußner uns das seltene Schauspiel des Mondregenbogens erklärte. Ich war der einzige, der ihn gesehen hatte – und das war reiner Zufall. Meine Eltern hatten mich spät abends noch zum Kaufhaus Krausewitz geschickt, um dort etwas

zu besorgen. Auf einmal blieb ich stehen. Eine blasse silberne Brücke aus Mondlicht wölbte sich in den Wolken.

Genau von der Jade-Brücke aus konnte ich diese Naturerscheinung beobachten. Es war ein Blick von der irdischen Brücke aus zur himmlischen Brücke.

Das Wunderbare war es, das mich zum längeren Verweilen zwang, die Erscheinungsform des Wunderbaren schlechthin. Etwas ganz Seltenes, das mit Macht aus dem blassen Schimmer des Raumes hervortrat. Große Stille über den Wiesenflächen ringsumher – über und hinter mir die Sterne – leuchtende Chöre des Schweigens. Und vor mir der Vollmond und die Himmelsbrücke – einsam und märchenstill, in einem Meer aus Wolkensilber. Brückengeländer, Wasser und Schilfufer, Gestrüpp und die starren Äste und Zweige – alles in geheimnisvoller Gegenwart –, mondlichtdurchträumt.

Das Erlebnis der Dunkelheit mit ihrer ganzen Fülle machte mich später empfänglich für Nachtstimmungen in der Literatur: silberhelle Mondnacht in einer zarten Liebesnovelle von Theodor Storm; stürmisch aufgewühlte Selbstmordnacht in Goethes „Werther“; gruseliger Humor in den Galgenliedern von Morgenstern; bunt-verwirrte Schatten einer Mondnacht von Jean Paul – und der schwarze Himmel einer anthropologischen Nacht im abgedunkelten Bühnenhintergrund im „Endspiel“ von Beckett – Ich-Auflösung – gespenstische Trümmer der Persönlichkeit im starren Raum.

Und das Mondlicht in Vampirfilmen, wo die schmale Sichel ein düster-bleiches Licht wirft auf den unheimlichen Gast in einsamer Kammer – weitab von jeder Polizeiaufsicht. Wachsender Schatten hinter dem Fenster – der Sturm wirbelt die Herbstblätter auf den Balkon. Panische Angst und Ausgeliefertsein im dämmrigen Raum

– das wird zur sinnlichen Erfahrung in der Schauerromantik des Gruselfilmes.

Am stärksten fühlbar war die Dunkelheit im Erlebnis musikalischer Nachtwelten: Hier hatte der Musikunterricht von Herrn Weidmann mich angeregt, mir einen Weg vorgezeichnet – eine Richtung, in der ich weitergehen – weiterhören konnte, um tiefer und tiefer in jene Welt des schwarzen Raumes vorzudringen – mich hineinzutasten und hineinzulauschen. Erst in der Musik wird die Tiefe des schwarzen Raumes ganz fühlbar: Die „Toteninsel“, sinfonische Dichtung von Rachmaninow, voll Zypressendunkel und mondsüchtiger Schwermut; Opernstürme von Richard Strauss – wilde Tintenklecksformen aus Musik, magisch brodelnde Klangbilder, Höllenakustik – grauenhafter Schrei der Klytämnestra, die gerade hinter der Bühne ermordet wird, darüber die rasende Grimasse des Mondes – Chaosmusik wie eine Schlammflut – Orchesterdämonen, die Blut wittern und tobsüchtig aus dem Abgrund hervorbrechen – aus dem Unbewussten der Triebtäter.

Sibelius' „Schwan von Tuonela“, zarte, hohe Streicherklänge in Moll über dunklen Orchesterfarben – Silberschlaf durchfließt den schwarzen Marmor der Trauer.

Nichts anderes als diese Musik war so geeignet, mein frühkindliches Erlebnis der Dunkelheit wieder zu erwecken. Sibelius war jener große Meister der Sturmmusik und der musikalischen Nachtwelt. Er kam aus dem fernen Land der Mitternachtssonne, der dunklen Wälder und tausend Seen – aus Finnland. Sibelius – klingender Bote einer spukhaften Märchenlandschaft und einer dunklen, mythenrächtigen Erde.

Am schönsten wirkt das musikalische Geraune, wenn man die Augen schließt. Mit der Ausschaltung des Sehsinnes kann sich der schwarze Raum erst ganz auswirken – im Inneren der hörenden

Seele. Die Dramatik der Nacht, die unermessliche Tiefe, das Bodenlose und Schreckhafte wird in den Klängen offenbar.

Je dunkler die Nacht, desto heller der Morgen! Und das war die Stimmung jener Lieder von Paul Gerhardt, die wir oft in der Kirche gesungen haben. Voll Dankbarkeit begrüßte er „Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne“ als ein wunderbares Geschenk nach der langen, sorgenschweren Nacht. „Auferstehung“ heißt: aufstehen aus der Nacht, aus der Dunkelheit, aus Grab und Tod.

Ebenso wie die Nacht war die Leuchtkraft des erwachenden Morgens ein ursprüngliches Erlebnis. Blühende Wolken – Sonnenaufgang über einer taubeglänzten Wiese im Sommer.

Die Erlebnistiefe der Nacht hatte mich geöffnet für das religiöse Geschehen: Morgenrot und Auferstehung, Lichtenbruch und Offenbarung. Diese Phänomene braucht man nicht zu beweisen. Sie sind überzeugend in ihrem Erscheinen. So waren wir damals noch empfänglich für die Urschauer der Nacht und das Wunder des Lichtes.

Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden haben die Völker den Urgegensatz von Licht und Dunkelheit gestaltet in Mythen und Märchen – in Gesängen und Sagen. Und im Rückblick auf meine Kindheit und Jugend will es mir scheinen, dass der letzte Ausklang des mythischen Zeitalters noch in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hineinwirkte. Dann begann der Siegeszug des elektrischen Lichtes auf allen Straßen der Dörfer, in den verwinkelten Gassen romantischer Städte, im kalten Geflimmer der Reklamelichter der Supermärkte. Und es begann der Siegeszug des Fernsehens in den Wohnungen. Eine grelle, blendende Flut von Kunstlicht drang bis in die letzten Winkel vor und verwandelte die Nacht zum geschäftigen Tag, verscheuchte die Phantasiewelt und

verjagte alle Träume und Phantome. Heimatlos wurden die Märchengestalten und Weihnachtsbäume. Nur Kunstlicht und kaltes Lamettageflimmer. Vorbei war die Zeit der gemütlichen Dämmerstunde und der Erzählstrom der Generationen – vorbei die Zeit mythenraunender Nächte.

Die durchgehende Beleuchtung der Straßen hatte zunächst einen praktischen Sinn: Die Polizei hatte es leichter, einen Übeltäter zu fassen. Verbrechen geschehen am liebsten im Dunkeln. Durch die Verbreitung des elektrischen Lichtes wurde die dunkle Macht des Bösen eingeschränkt.

Scheinbar! Nun bekam das Böse eine andere Form. Grell und grausam. Bilder aus den Vernichtungslagern im Fernsehen.

Aufklärung bedeutet ein Mehrfaches: Aufklärung der Verbrechen, Wachsamkeit der Kriminalpolizei, Kontrolle auf den Straßen. Dann: Aufklärung der Weltennacht durch das Licht des Verstandes, Wegerklärung aller Wunder und Geheimnisse; gründliche Aufräumarbeit mit Gespensterspuk und Aberglauben. Die kalt ausgeleuchtete Sichtbarkeit zerfällt in messbare Fakten. Das Sehen verändert sich in der Tiefe: Allverwandelndes Schauen wird identifizierendes Sehen – detailneurotisch.

Besser noch: „desinfizierendes Sehen“ – die „reine“ Wirklichkeit – chemisch „gereinigt“ von allen Rätseln und Wundern.

Und das Sehen des neuen Zeitalters verlangte nach elektrischer Beleuchtung. Die Anfänge des künstlichen Lichtes liegen natürlich viel weiter zurück als der Beginn meines Lebens. Und doch hat es sehr lange gedauert, bis diese Beleuchtung so weit vorgedrungen war, dass sie die Welt der Nacht mit ihrem Geheimnis gänzlich vertreiben konnte. Selbst das elektrische Licht, das schon damals in unserem Wohnzimmer brannte, machte die Dunkelheit da draußen

nur umso fühlbarer – die Nacht, die drohend durch die Fenster hereinsah.

Nicht nur der Wechsel von Hell und Dunkel, auch der Rhythmus der Jahreszeiten verschwand in der Allgegenwart des kalten Lichtes. Alle Nächte wurden gleich, ob kurz oder lang. Vorbei waren die Jahrhunderte, wo die Nacht in jeder Jahreszeit ein anderes Gesicht zeigte: stürmische Tauwetternacht mit Frühlingsahnungen, märchenstilles Mondgewebe im Juni im Silberfunkelkleid des Sternenhimmels; schwüle Gewitternacht im August; Einsamkeit und Nebelrauch mit verschrumpelten Baumgespenstern im Novemberabend; dumpf brausender Orkan in tiefer Dezembarnacht.

Alle Abende und Nächte wurden gleichförmig durch das Fernsehprogramm: immerfort dieselben Wetternachrichten, derselbe Gongschlag zur Ankündigung der Tagesschau, dieselben Comic-Figuren.

Anstelle des persönlich geträumten Bilderreichtums trat eine technisch vorgefabrizierte Bilderwelt, die Millionen Menschen zu einem einzigen Zuschauer zusammenschweißte – ein kollektiver Bildersalat, der jede eigene Phantasietätigkeit erstickt. Unterhaltungsindustrie. Jede Nacht bis zum Rand gefüllt mit demselben Zeug. Frostlicht – schimmernde Banalität.

Eine gefilterte Welt, vorgedacht, vorgestanzt, vorgekaut für zahllose Kindergehirne, die nicht mehr träumen können. Eine Wirklichkeit, vorformuliert in den Nachrichten, leeres Wortgeräusch, tote Fakten, Fachausdrücke und Begriffsgespenster – Realitätstrümmer der letzten Woche.

Die Fernscheibe als zersplitterter Weltspiegel.

Im Identitätszwang des elektrischen Lichtes dürfen die Dinge nicht mehr weben und fluten in ständiger Verwandlung. Sie unterstehen

der Kontrolle des sachlichen Sehens und der strengen Logik, der kategorischen Vernunft und dem Machtanspruch der wissenschaftlichen Erhellung. Die Polizeigewalt der Vernunft hält alle Dinge fest umklammert mit kalter Faust.

Die Nacht ist das Reich der Vertauschung und Verwandlung – das Chaos, das für Novalis noch durch jedes Märchen hindurchschimmerte.

Aber die Weltnacht musste weichen vor einer rational gelichteten Natur und Gesellschaft. Das webende Erdendunkel musste fliehen vor der technischen Ausbeutung des Planeten. Mondsüchtige Formen wurden zum scharfen Umriss messbarer Dinge und geometrischer Figuren.

Und so stehen sie da, jene beiden Lehrer des Privaten Gymnasiums in Jade, Pädagogen des Sehens und Hörens, Gestalten des Tages und der Nacht – Wächter im traumhaften Zwielflicht des Übergangs – Brückenbauer zwischen den Zeiten – rückblickend in das Menschheitserbe der Nachtwelt und vorausblickend in die kommende Zeit des elektrischen Lichtes und der klaren Vernunft.

6. Schule – Traum und Albtraum

„Er träumt schon wieder!“

Schärfster Tadel, der mich treffen konnte. Blitzstrahl des kalten Lichtes. Stimme eines Lehrers, der mich aus meinem Wachtraum herausreißt und mich zurückholt in die Realität der Zahlen oder der grammatischen Formen. Peinlich! Schadenfreude – spöttisches Gekicher einiger Schüler hinter meinem Rücken.

Träumen war jetzt nicht angebracht während des Unterrichtes. „Mensch, Kerl – pass auf! Reiß dich zusammen!“

Träumen – Schwäche und Stärke zugleich. Wenn ich weniger geträumt hätte auf der Schulbank, dann hätte ich vielleicht noch mehr Einzelheiten behalten. Dann wüsste ich wohl heute noch, wann Cäsar den Rubikon überschritt, welche chemischen Verfahren es gibt, um Säuren herzustellen und wie man sich in einer Logarithmstabelle zurechtfindet.

Das alles und vieles andere weiß ich nicht mehr. Träumer vergessen eine Menge von unwichtigen Daten – und dennoch haben sie ein visuelles Gedächtnis, können die Vergangenheit heraufbeschwören und sich an viele bunte Einzelheiten erinnern: an Charakterfiguren, Landschaftsbilder, Stimmungen einer Zeit.

Und wie oft habe ich vom Privaten Gymnasium in Jade geträumt! Auch später noch.

War es eine Traumschule oder eher eine Antitraum-Schule?

Beides!

Und wenn dann das Gaukelspiel der Bilder im Schlaf beginnt – dann sitze ich mit meinen Kameraden wieder in jenem Raum der Klasse zehn in der neu errichteten Schulbaracke. Herr Zadka geht mit zackigen Schritten auf und ab, und mit erhobenem Zeigefinger erklärt er uns genau, was in der Abiturprüfung in Englisch und Französisch alles verlangt wird.

Abitur?

Heißer Schreck! Habe ich richtig gehört? Doch, kein Zweifel – Herr Zadka hat vom Abitur gesprochen – nicht von der Abschlussprüfung am Ende der Klasse zehn, die ich damals in Jade erfolgreich bestanden hatte. Jetzt ist es viel ernster. Abitur! Was da verlangt wird! Wir Schüler starren uns an – stumm entsetzt!

Der verwirrende Anachronismus steigert das Absurde des Traumes: Wer bin ich? Schüler von damals? Oder Erwachsener von heute? Mein Lebensalter liegt nicht genau fest. Als Schüler spüre ich die

quälende Unlust zum Lernen wie eine zentnerschwere Last auf den Schultern – der Magen zieht sich zusammen. Und wozu das alles? Ich bin doch längst erwachsen und weiß, dass ich das Abitur geschafft habe – damals vor langer Zeit, als ich mich entschlossen hatte, die Schule zu wechseln, und von Varel nach Brake ging.

Wozu bin ich überhaupt hier?

Der Traum spielt ungefähr im November – nur noch wenige Monate Zeit, um alles das zu wiederholen, was ich damals in sieben Jahren Französisch und neun Jahren Englisch gelernt hatte. Und dann noch die Geschichtszahlen und die chemischen Formeln. Unmöglich – wie soll ich das schaffen!

Manchmal finde ich einen Ausweg aus der chronologischen Zwickmühle: Ich gebe mir einen Ruck, schreite mutig zum Sekretariat der Schule und verkünde stolz: „Ich habe mein Abiturzeugnis schon in der Tasche! Hier – sehen Sie! Was wollt ihr jetzt noch von mir? Ich verschwinde jetzt einfach und komme nicht mehr wieder!“ Ich drehe der sprachlosen Sekretärin den Rücken zu – die Last eines Gebirges fällt mir vom Herzen. Große Erleichterung, Freiheitsrausch und innerer Jubel.

Doch nicht immer ist es so einfach. Die meisten Abiturträume schildern ein auswegloses Gefängnis: das Schulzimmer, die ratlosen Gesichter meiner Kameraden, der monotone Schritt und die Stimme des Lehrers – unentrinnbar, nicht zu bezweifeln, absolut wirklich. Mein Wissen um das bereits bestandene Abitur löst sich auf in einem Nebel von Ungewissheit. Der Leistungsdruck wird übermächtig. Mit aller Deutlichkeit sehe ich das aufgeschlagene Schulbuch vor mir, die endlosen Spalten englischer und französischer Vokabeln, die ich jahrzehntelang nicht mehr gesehen habe und die mir noch ganz entfernt bekannt vorkommen – und nun geht es ran an die Arbeit: pauken, pauken, pauken!

Manchmal versuche ich im Traum, mir Mut zuzusprechen. Ich sage mir: „Stell dich nicht so an! Du bist doch jetzt erwachsen! Deine Willenskraft ist doch jetzt wesentlich stärker, deine Merkfähigkeit ist besser als damals – wesentlich besser. Das schaffst du spielend!“

Doch dann kommen die Zweifel.

In einer heiteren Variante dieses Traumes darf ich mich freiwillig entscheiden, ob ich das Abitur noch einmal machen will – nur aus Jux – mit einer Stimmung wie in dem Roman „Die Feuerzangenbowle“ von Heinrich Spoerl, und ich erlebe mich so wie Heinz Rühmann in jener Rolle des erwachsenen Schülers in der herrlich ulkigen Verfilmung. Was für ein Marionettentheater! Eine lustige Schülerin sitzt neben mir, und wir beide können das Lachen kaum unterdrücken. Nein – zu komisch, diese kuriosen Lehrertypen da vorn! Und ich freue mich schon diebisch auf den Höhepunkt, wo ich ihnen in triumphierender Bosheit mein Abiturzeugnis unter die Nase halten werde.

Doch die übermütige Stimmung vergeht. Wachsende Finsternis. Schlagartig ist es wieder da – Angst, Unsicherheit, innere Lähmung: Ich schaffe es nicht!

Manchmal ist die Traum-Anarchie der Zeiten und Räume vollkommen, die Bilder wirbeln durcheinander. Wo bin ich? In Jade oder in Brake? In welcher Zeit bin ich? Ist es ein Abitur wie 1960 oder eins mit den heutigen Anforderungen, Jahrzehnte später? Kann es sein, dass mein erstes Abitur wirklich ungültig geworden ist, aus welchem Grund auch immer? Wie viel Zeit habe ich überhaupt noch zur Vorbereitung? Ein halbes Jahr? Drei Monate? Drei Wochen? Oder beginnen die schriftlichen Klausuren schon morgen früh? Ist es das Abitur als Ganzes, das auf mich zukommt,

oder ist es nur eine Nachprüfung in einzelnen Fächern? Wen kann ich fragen? Ist es nicht gefährlich, überhaupt Fragen zu stellen? Vielleicht blamiere ich mich damit, und alle wundern sich: „Das weiß der noch nicht!“

Warum weiß ich es nicht? Es kann doch nicht sein, dass ich so wenig zugehört habe!

Verwirrende Fragen ohne Ende. Wachsender Druck und Verzweiflung.

Die einzige Erlösung ist das Erwachen – schweißgebadet.

Warum träume ich immer wieder dasselbe?

Immer wieder dieselbe Situation?

Der mögliche Sinn dieser Träume ist mir erst später aufgegangen. In jedem Beruf gibt es Dinge, die man nur mit Unlust erledigt: wichtige Entscheidungen, die man gern auf die lange Bank schiebt; Konflikte, denen man am liebsten ausweicht.

Und genau das ist es, was man in der Schulzeit lernt: Dinge zu tun, die den Schüler absolut nicht interessieren. Du lernst, den inneren Widerwillen zu überwinden, die Dämonen der Unlust zu besiegen. Und das fällt vielen Jugendlichen schwer – und dem Erwachsenen geht es nicht viel besser. Besonders schlimm ist das Problem in unserer Konsumgesellschaft, wo wir alle auf Lustgewinn programmiert werden.

Immer wieder kommst du in die Zwangslage, dass du etwas bewältigen musst, das dir wie ein Riesengebirge vorkommt. Der Abiturtraum drückt es aus – genau diese Situation. Eine Prüfung, vor der man nicht ausweichen kann. Eine neue Form der „Reifeprüfung“ ist es, die dich herausfordert. Das ganze Leben ist ein fortgesetztes Lernprogramm.

Und wenn du meinst, du schaffst es nicht, dann ist der Traum ein strenger Freund, der dich an die Hand nimmt und dich dorthin zurückführt, wo du schon einmal gewesen bist – zum vergleichbaren Engpass in der Vergangenheit, der dir nur allzu vertraut ist. Die Schatten der Vergangenheit sind es, die dich wieder einholen.

Und doch – damals hast du es geschafft – warum nicht heute? Du bekommst neuen Mut, Dinge anzupacken, die du bisher immer bei Seite geschoben hast. Du wirst jetzt noch einmal dieselbe Energie aufbringen, denselben inneren Kampf durchstehen wie damals, dasselbe Pensum erledigen wie in jener Zeit beim Lernen von englischen und französischen Vokabeln oder von langweiligen Geschichtszahlen.

Der Angsttraum – ein Trainingsprogramm für die eigentliche Reifeprüfung, die „Leben“ heißt.

Doch warum verfolgt mich der Abiturtraum auch noch im Alter – im Ruhestand? Was für ein tiefer Sinn verbirgt sich dahinter?

Wenn ich es mir angewöhne, jeden Tag etwas zu lernen aus interessanten Wissensgebieten, so wie ich früher gezwungen war, mir ständig etwas Neues einzutrichtern, dann bleibt das Gehirn in Schwung bis ins hohe Alter, und ich gewinne mit der Zeit einen großen inneren Reichtum. Ich werde nur physiologisch älter – doch geistig werde ich wohl noch lange jung bleiben. Und die neuste Gehirnforschung hat es bestätigt: Der Mensch bleibt lernfähig bis zum letzten Atemzug – im Unterschied zum Tier. Wunderbares Geschenk!

So hatte ich im Traum einmal die glorreiche Idee, beim Vokabellernen möglichst viele Eselsbrücken zu erfinden – Assoziationen von Sprachklängen und Bildern – das Ganze als

lustiges „Kreativitätstraining“. Mit Farbstiften malte ich die Worte in verrückte Bilder hinein – oder umgekehrt verwandelte ich Bilder in Buchstabenformen und Worte – und noch beim Aufwachen hörte ich mich selbst reden: „Ich muss die Vokabeln mit Traumschubstanz erfüllen!“

Ich versuchte, noch ein paar Bruchstücke des Traumes festzuhalten – schade, dass die Bilder so schnell verwehen. Das letzte, woran ich mich noch erinnern konnte, war eine Gebirgslandschaft im Schnee – sonnig und blendend hell.

Der Traum zeigt es: Meine Phantasie kann das Langweilige bunt machen. Ist doch ganz einfach – wunderbar leicht!

Die sonnige und schöpferische Seite der Schule leuchtet auf.

Manchmal träume ich in der englischen Sprache: Nicht nur, dass ich mit allen Leuten englisch rede, auch die ganze Umgebung im Traum ist irgendwie „englisch“. Aus einem höheren Stockwerk im fahrenden Doppelbus erblicke ich jenen Turm in London, der auf dem dritten Band des Schulbuches „Learning English“ abgebildet war. Alle Häuser, Bäume, Innenräume und Möbel des Traumes erscheinen im Herbstlicht, in der dunkelgrauen Atmosphäre des Spätnachmittags oder im gespenstischen Nebel – wie in einem englischen Kriminalroman oder in einem Drama von Shakespeare.

Genauso ergeht es mir im „französischen“ Traum: Ich spreche fortwährend französisch, es geht wunderbar leicht, und die Sprache erscheint mir vollkommen natürlich. Alles sieht irgendwie „französisch“ aus – junge nette Gesichter, zierliche Kleider oder geometrische Fassaden von Schlössern und Museen und perspektivisch geordnete Stadtbilder in einem hellgrünen Licht. Worte und Bilder – alles glasklar.

In diesen Träumen verdichtet sich eine vage Vorstellung vom Flair und der Farbstimmung einer Sprache – ein Gesamteindruck, den

ich damals gewann und der im Laufe der Schulzeit im Unbewussten gewachsen ist.

Fremde Vokabeln, die sich im Traum entfalten wie exotische Blumen oder buchstabenförmige Landschaften. Worte, die ihren eigenen Duft und Zauber verbreiten.

Und im Hintergrund jener „Magier“, von dem Herr Zadka damals im fünften Schuljahr gesprochen hatte – der Trickexperte, der mit seinem Zauberstab bei bestimmten Endungen das „y“ in ein „ie“ verwandelt.

Auch mein täglicher Schulweg zeigte sich immer wieder im Traum. Einmal sah ich die Wiesenflächen und den Friedhof. Juninacht, stumme Welt, mondfremd. Eine kleine zierliche Brücke im japanischen Stil schwingt sich über den Fluss. Ich gehe hinüber – noch ein paar Windungen des Weges – und wirklich, da steht schon die alte Schulbaracke vor mir – meine vertraute Penne –, in nachtblaue Dunkelheit gehüllt.

Ein Lichtschimmer dringt aus den Fenstern, die wohl zur Schulaula der Baracke gehören. Junge Gestalten bewegen sich dort vorbei – langsam und feierlich schreitend. Theaterprobe? Oder wird dort gerade ein fertiges Stück vor einem Publikum geladener Gäste aufgeführt? Und da – warme Streicherklänge, Kammermusik – irgendwo im Hintergrund in einem entlegenen Klassenzimmer. Ein Schülerorchester? Und wonach klingt es? Ein Adagio von Telemann oder ein lyrisches Stück von Edward Grieg? Nun ist der Wunschtraum von Herrn Weidmann wohl in Erfüllung gegangen, und er hat es geschafft, einen beständigen Kreis von musikfreudigen Schülern um sich zu scharen.

Und meine Geige habe ich mitgebracht. Aus der Richtung von Kaufhaus Krausewitz kommen jetzt ein paar wohlbekannte

Gesichter – jeder mit einem Musikinstrument unterm Arm: „Hallo! – Na, kennst du mich noch?“ Lustiges Wiedersehen nach so langer Zeit! Ich freue mich darauf, jetzt gleich die alte Schule noch einmal zu betreten, und auf ein schönes gemeinsames Musizieren.

Manchmal sehe ich meinen Schulweg mit den Augen des Elfjährigen im Traum: in den Farben der Kindheit, frühlingsleuchtend, taufrisch. Froh gelaunt marschiere ich zur Schule, betrete nicht das kleine Schulzimmer neben dem Ziegenstall sondern die neu errichtete Baracke und gehe in jenes Klassenzimmer, wo Herr Preußner zum ersten Mal eine liegende Acht als Zeichen der Unendlichkeit an die Tafel gemalt hatte.

Ich setze mich in die Schulbank und bin auf einmal in der Klasse elf. Ich freue mich schon auf den Mathematikunterricht von Herrn Preußner. Gleich wird er hereinkommen – mit seinem scharf blickenden Auge, mit korrekten Bügelfalten, und die Haarsträhnen nach hinten gekämmt, so dass sie wie geometrische Parallelen liegen – und dann wird er uns wieder mit sokratischen Fragen dahin führen, dass wir die innere Lichtwelt der Logik entdecken – und staunend betreten wir die spannende Welt der höheren Mathematik wie einen abstrakten Tempel. Die Traumstimmung verbindet den leuchtenden Kinderfrühling mit der neuen taghellen Schnitzeljagd.

Manchmal gehe ich im Traum gar nicht über die Jade-Brücke zur Schule, sondern auf einem gelben Sandweg. Ein heller Pfad, sommerliche Heiterkeit, Ferienglück. Erinnerung an jenen langen Feldweg, der von der Bahnhofstraße zum Freizeitheim „Immer“ führte – an Brombeerhecken und kiefernbewachsenen Hügeln entlang. Frühling – birkenhell.

Ich weiß nicht mehr genau, ob ich den Weg zu Fuß gegangen bin oder auf dem Rad war – jedenfalls gleite ich in schwebender

Leichtigkeit dahin auf meinem Traumpfad. Das lustvolle Sandgelb ist schon ein Vorschein des Kommenden. Was erwartet mich? Bin ich auf dem Weg zu einer Wunschtraumschule, wo das Lernen nicht mehr ist als eine schöne Freizeitbeschäftigung? Zu einer Welt, wo der Gegensatz von Schulzeit und Ferien aufgehoben ist? Eine starke Neugier beflügelt meine Geschwindigkeit und treibt mich weiter vorwärts auf dem Weg.

Der ursprüngliche Sinn des Wortes „Schule“ (lateinisch schola = Muße) ist es, der in diesem Traum aufleuchtet. Schule als Heimat.

So wird in der träumenden Rückschau das ganze Spektrum von Lernerlebnissen sichtbar – der Gegensatz von Lust und Frust. Beides hat es immer gegeben: stumpfes Auswendiglernen, mechanisches Büffeln – und kreatives Lernen – eine Entdeckungsfahrt in geistiges Neuland. Schule als Albtraum und Abenteuer.

Und die Traumbilder zeigen in die Richtung jenes Weisheitswortes der Antike, das wir im Lateinunterricht bei Herrn Weidmann einmal gelernt hatten: „Non scholae, sed vitae discimus!“ (Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir!) Das Verhältnis von Traum und Schule – reizvolles Thema! Traum und Schule verhalten sich einerseits gegensätzlich zueinander wie Katz und Maus, andererseits können sie schöpferisch zusammenwirken. Natürlich – normalerweise sollte man gut aufpassen in der Schule – und jener scharfe Tadel war damals notwendig: „Ach, der träumt schon wieder!“

Und manche Lehrer stellen dann die ironische Frage: „Na, erzähl mal – wovon hast du denn eben geträumt? Weltreise? Science-Fiction? Liebesgeschichte?“ Und die Blamage ist vollkommen. Manche Lehrer übertreiben es gern und sind professionelle „Träumekiller“.

Andere Lehrer geben mit der Ausweitung des geistigen Horizontes auch neuen Stoff zum Phantasieren – Mythen und Sagen, die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Erfindungen oder Künstlerberufe, die es noch gar nicht gibt – und damit öffnen sie die Tür zu neuen Traumwelten.

Brauchen die Schüler vielleicht beides: traumfeindliche und traumfreundliche Lehrer? Einstellung auf die harte Realität und Möglichkeiten, dieselbe „Realität“ zu überschreiten und zu verändern?

Wenn jene Theorie von den beiden Hirnhälften stimmt, dann ist klar: Beide Hälften müssen gefördert werden. Die Hirnhälfte, die für Logik und lineares Denken zuständig ist, das Spezialgebiet von Herrn Preußner – und jene andere Hälfte, die zum Traum gehört, zum seelischen Erfassen und zur Intuition – das große, unermessliche Reich von Herrn Weidmann. So wurden im Privaten Gymnasium in Jade immer beide Hirnhälften trainiert.

Das Verhältnis von Traum und Schule war nicht feindselig, sondern eher polar – ganzheitlich. Wie in jener Doppelperspektive des Gewitters im mythischen Erleben und im physikalischen Denken.

Der schönste aller Schulräume ist es, wenn ich noch einmal in jenem dämmrigen Raum der Klasse fünf sitze – Herr Weidmann geht zwischen den Bankreihen auf und ab, gemütlich schlendernd,

und er erzählt uns ein paar lustige Anekdoten oder Romane, die sich endlos fortspinnen.

Das Tagesbewusstsein des Erwachsenen mischt sich störend ein: „Komisch – kann doch gar nicht wahr sein! Wie viel Zeit ist seitdem vergangen! Herr Weidmann ist doch schon lange nicht mehr am Leben. Er wäre jetzt weit über hundert Jahre alt!“ Doch die Traumwirklichkeit ist so überzeugend, so sinnlich konkret – der Geruch des Klassenzimmers nach Stallmist, Kreidestaub und Bohnerwachs, der Bewegungsstil des Lehrers, der vertraute Tonfall der erzählenden Stimme, so deutlich ist alles präsent – das kann doch nur die Gegenwart sein!

Oder ich stöbere zu Hause in einem großen Stapel von dicken Tagebüchern und Schreibheften: Den ganzen Unterricht von Herrn Weidmann habe ich mitgeschrieben. Alles ist festgehalten für die Nachwelt – alles in den sechs Jahren meiner Schulzeit – jede Geschichte, jeder lockere Scherz und jede tiefsinnige Mahnung.

Was ich im wirklichen Leben versäumt habe, wird in einer umfassenden Traumarbeit nachgeholt. Wenn ein Schüler damals den ganzen Unterricht von Herrn Weidmann wortwörtlich mitgeschrieben hätte wie in einer Vorlesung auf der Universität, dann wäre wohl ein gewaltiger Stoff zusammengekommen – ein mehrbändiges Werk – eine bunte Enzyklopädie des gesamten Schulwissens – Fundgrube für alle Deutsch-, Geschichts-, Erdkunde- und Musiklehrer. Wie viel ist unwiederbringlich verloren gegangen!

In manchen Träumen ist draußen Gewitterstimmung, während Herr Weidmann erzählt. Immer dunkler wird es im Klassenraum, der Wolkenhimmel da draußen zieht sich zusammen – dichter und

dichter, wird schweflig graugelb. Ungewöhnliche bunte
Blitzerscheinungen dort oben.

So schreitet Herr Weidmann durch meinen Traum. Großer
Erzähler. Zauberer, der uns ein Fest des inneren Sehens und Hörens
bereitet. Künstler, der die spukhafte Vorwelt entfesselt wie einen
Gewitterhimmel. Sprache mit farbigen Blitzen. Herr Weidmann –
Archetyp des weisen Mannes, der Rat gibt und Rätselfragen
beantwortet. Urgestalt des Allwissenden, geheimnisvoll sprechend.
Meister am Webstuhl der Zeit, um das Netzwerk der verklungenen
Jahre noch enger zu knüpfen.

**Realzeit –
skeptische Jugend im Schatten der Zukunft**

Traumzeit durchdringt die Atmosphäre der Schule, der Landschaft und des Elternhauses. Erzählkunst – Dämmerung – Stille. Daneben ein zweiter Hintergrund: taghelle Fakten. Das erregende Schicksal Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg. Besinnung auf einen neuen Anfang. Wendezeit.

Politische Ereignisse stellten sich damals im Medium des Rundfunks anders dar als heute im Fernsehen. Angespannt lauschend saßen wir oft im Familienkreis vor dem sprechenden Apparat, hörten die Stimmen von Adenauer und Heuss, erlebten den neuen Beginn deutscher Geschichte aus den Trümmern der Vergangenheit – Aufbruchstimmung – Wirtschaftswunder. Wir hörten die erregten Debatten im neu gewählten Bundestag, verfolgten die erschütternden Berichte über die Ankunft der ersten Spätheimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft im Lager Friedland und die dramatischen Ereignisse beim Volksaufstand am 17. Juni 1953 in der DDR oder später den Bau der Berliner Mauer. Atemlose Stille beim Zuhören.

Diese Ereignisse gingen nicht unter in einer Sturzflut der vorüberflimmernden Bilder. Sie kamen aus dem Lautsprecher und hatten eine wirkungsvolle Klanggestalt.

Immer noch habe ich jenen Bass in der Stimme von Theodor Heuss im Ohr, dem ersten Bundespräsidenten damals. Er sprach langsam, bedächtig – manchmal klang es wie orphisches Gemurmel – reich an hintergründiger Weisheit und doch allgemein verständlich.

Unnachahmliche Mischung aus professoraler Bildung und volkstümlichem Humor. Warmherziger Mensch, sehr beliebt bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, besonders bei der Jugend. Kein Wunder! Immer, wenn Theodor Heuss Geburtstag hatte, bekamen wir schulfrei.

So konnten die Politiker sich dem lauschenden Ohr des Volkes einprägen durch ihre persönliche Stimme und durch stilvolle Reden.

Und dann – seltsam beunruhigend: 1954 – Pariser Verträge sehen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland vor. 1955 – erste Soldaten erhalten ihre Ernennungsurkunden.

Und somit erfuhren wir damals im Alter von fünfzehn und sechzehn Jahren, was die staatliche Obrigkeit mit uns vorhatte: Wir waren für die Bundeswehr und damit für einen möglichen Krieg vorherbestimmt. Wir Jugendlichen – einfach so –, ohne uns zu fragen! Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch haben wir das registriert. Keineswegs waren wir begeistert vom „Heldentod“ auf dem Schlachtfeld – von der Vorstellung, später vielleicht einmal als „Kanonenfutter“ zu dienen.

Wo war unser „deutsches Heimatgefühl“?

Die Welt der deutschen Dichter und Denker und der klassischen Musik – das war klar, hier war ich zu Hause. Aber eine glühende, deutschnationale Begeisterung mit heldenhafter Opferbereitschaft gab es bei uns nicht. An dergleichen kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Diese Zeit war vorbei – endgültig. Wir dachten und empfanden anders als unsere Väter.

Unsere nüchterne Skepsis wurde noch verstärkt durch die zunehmende Zahl der Atom- und Wasserstoffbomben-Versuche in Ost und West – die wachsende militärische Spannung zwischen den riesenhaften Machtblöcken, die frostige Erstarrung im „Kalten Krieg“.

Kaum war der Schrecken des Dritten Reiches vorüber und man glaubte schon, endlich erleichtert aufatmen zu können, da drohte ein anderes Gespenst am Horizont der nahen Zukunft – ein Albtraum, der die abscheulichen Verbrechen der jüngsten

Vergangenheit weit in den Schatten stellte. Apokalyptische Schreckensvision – die Möglichkeit des Weltuntergangs im atomaren Höllenfeuer.

In derselben Zeit wurden im Rundfunk immer wieder feierliche Gedenkreden übertragen – zum Volkstrauertag oder zur Verleihung von Literatur- und Friedenspreisen – große Mahnungen zum Frieden und zur Versöhnung in der weiten Welt. Und die Reihe der Namen bei den Preisverleihungen war schon beachtlich (1950-1955): Albert Schweitzer, Gottfried Benn, Martin Buber, Romano Guardini, E. Hemingway, C. J. Burckhardt, H. Hesse, W. Faulkner, M. L. Kaschnitz, G. Marcel. Eine ehrwürdige Galerie großer Denker und Dichter. Dazu Preise an zahllose Physiker, Chemiker, Mediziner für neue Entdeckungen zum Segen der Menschheit. Mahnende Stimmen gegen den Wahnsinn des atomaren Wettrüstens gab es genug – Stimmen der Physiker, Philosophen und Sprecher der Kirche – starke Proteste von Anfang an.

So begann in den Jahren unserer Schulzeit jene unvorstellbare, fieberhafte, gigantische Anstrengung der Neuzeit, ein Kampf, dessen Ausgang immer noch ungewiss bleibt – bis heute: der Wettlauf zwischen Vernunft und Wahnsinn.

Wenn dieses beginnende Schauspiel der Weltgeschichte uns auch nicht unmittelbar berührte in der dörflichen Idylle von Jade – noch nicht –, so fielen doch einige Tatsachen wie flüchtige Wolkenschatten in unsere sonnige Jugendzeit. Auf einmal hörten wir Jungens etwas, das uns seltsam berührte.

Wir standen gerade im Turnzeug in Reih und Glied auf dem Sportplatz. Der Blick von Herr Preußner wanderte an der Linie entlang und sagte: „Herrschaften! Macht euch darauf gefasst – eines Tages ist es soweit, dann wird man euch gebrauchen – ihr werdet auch mal Soldaten!“

Wie bitte? Soldat werden? Entsetzlich!

Uns allen saß der Schrecken des Zweiten Weltkrieges noch in den Knochen. Wir alle hatten eine Kindheit, die von grauenhaften Ereignissen überschattet war. Einige waren auf der Flucht gewesen. Viele wussten noch etwas von Bombennächten und Fliegeralarm. Und manche Kameraden von mir hatten keinen Vater mehr – „gefallen“ im Krieg oder als „vermisst“ gemeldet. Diese frühen Eindrücke waren immer noch gegenwärtig – unterschwellig –, damals in jenem Augenblick, als Herr Preußner in lapidarer Kürze uns mit unserer drohenden Zukunft bekannt machte.

Rückblickend wird mir klar, wie sehr die jüngste Vergangenheit und die aktuelle Zeitgeschichte auch die dörfliche Atmosphäre der Jugend und der Schule überschattet hatten. Geborgenheit – und doch ein Horizont der Zukunft, der sich verdunkelt. Ungewissheit – bange Fragen: Was kommt? Was hat man vor mit uns? Wie entscheidet sich unser Schicksal?

Schulunterricht und das Radio waren die wichtigsten Quellen für das Geschichtsbewusstsein der Jugend in der Nachkriegszeit. Dazu kam das Kino. Vor Beginn des Hauptfilmes sahen wir immer die „Fox“ tönende Wochenschau – damals im Vorführungssaal bei Kaufmann Meierdirks. Die Bilder überstürzten sich wie hastige Flutwellen, begleitet vom grellen Blech einer Traramusik und von einer hektischen Reporterstimme. Und so geisterte die hell- und dunkelgraue Flimmerwelt aktueller Ereignisse auf der Leinwand vorüber: Krönung und Weltreise der britischen Königin, totale Sonnenfinsternis mit neuen wissenschaftlichen Messungen, Krieg in Korea mit schwarzen Explosionen und schweren Panzern, Pariser Modenschau, Boxkampf, feierliche Unterzeichnung politischer Verträge in Bonn, eine stimmungswaltige Opernsängerin

erhält einen Blumenstrauß mit brausendem Beifall, neue Rekorde in Städtebau, Sport, Technik, Vulkanausbrüche, Erdbeben, Lawinenkatastrophen und Überschwemmungen – und das alles ein knapper Spuk in zehn Minuten – in atemlosem Tempo, sekundenschnell. Surrealistisch verfremdet in der unvollkommenen Filmtechnik damals, im ständigen Regen von schwarzen Punkten und Strichen und in der schwankenden Helligkeit der Bilder auf der Leinwand – mit den ruckhaften Bewegungen der Leute. Zusammenhanglose Reihenfolge von punktuellen Ereignissen – Splitterformen der Wirklichkeit.

Literaturgeschichtlich war es eine aufregende Zeit. Große Werke, die jene Stimmung der Nachkriegszeit in konzentrierter Form bewahrten: W. Borchert – Draußen vor der Tür; E. Wiechert – Missa sine nomine; G. Benn – Doppelleben; S. Beckett – Warten auf Godot; M. Buber – Gottesfinsternis; Tagebuch der Anne Frank; Fr. Sagan – Bonjour tristesse; H. E. Holthusen – Der unbehauste Mensch.

Menschen ohne Heimat – ohne das Gehäuse eines geschlossenen Weltbildes. Menschen – umhergetrieben vom Zufall – vom Winde verweht – wartend im Nichts.

Und eine skeptische Jugend mit schrägen Klängen, mit Langeweile und einem Unterton von Trauer – „ungenau zu später Stunde“.

Neue Schulbaracke im Garten

1. Aufbauarbeiten – Start in die Zukunft

Welt der Schule – Erzählzeit mit Mythen, Sagen und Märchen. Traumzeit mit dem weiten Klanghorizont und dem Geheimnis der

Stille und der Dämmerung. Wendezeit in der Geschichte des deutschen Volkes nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch nicht nur eine Zeit des Stillstehens, sondern auch die Zeit des äußeren und inneren Wachstums, der Prüfung und Reife.

Ich verlasse nun den weiten Umkreis in der Atmosphäre der fünfziger Jahre und kehre noch einmal zurück zum historischen Anfang, zu den ersten Kapiteln meines Buches: der Entstehung und Entwicklung meiner Schule. Ja, das Wichtigste habe ich noch gar nicht erzählt – das Wunder, wie aus der Zwergschule mit 45 Kindern ein mächtiger Gebäudekomplex mit heute 900 Schülern hervorgehen konnte.

Die letzten zwei Jahre meiner Zeit im Jade-Gymnasium verbrachte ich in der neuen Schulbaracke, die mitten im großen Garten von Kaufmann Krausewitz errichtet worden war. Sie war ein großer Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte des Gymnasiums mit den sechs Klassenräumen und dem großen Pausenraum.

Herr Preußner gab uns eine Woche vor den Osterferien schulfrei, damit wir bei den abschließenden Bauarbeiten helfen sollten. Eine tolle Idee! Sofort waren wir bereit und gingen ans Werk.

Die neue Schulbaracke stand schon fertig da, aber innen und außen herum musste noch eine Menge getan werden. Es gab so viel Arbeit, dass mehrere Schulklassen beschäftigt werden konnten.

Überall lagen noch Holzreste und Bretter herum – ein Chaos, das aufgeräumt werden musste. Die Mädchen schrubbten die Klassenzimmer sauber. Die Jungen hatten Arbeit genug, um Bäume auszuroden und Wassergräben zuzuschütten, den Platz vor der Schulbaracke einzuebnen und zu planieren. Sand wurde in Schubkarren herangefahren und überall gleichmäßig verteilt. Der ganze Platz und der Zugang von der Straße aus wurden

rechtwinklig abgegrenzt und mit Buchsbaum bepflanzt. Nach und nach bekam der Schulhof ein geordnetes und helles Gesicht.

Hier war mal wieder der mathematische Genius von Herrn Preußner wirksam: im praktischen Bereich, im großen Organisationstalent, mit geometrisch genauer Planung. Sein scharf prüfendes Auge war allgegenwärtig, überall gab er klare und geschickte Anweisungen, und mit Riesenschritten wuchs alles der Vollendung entgegen.

Eine lange Schülerkolonne bewegte sich von den alten Klassenräumen im Kaufhaus Krausewitz zur neuen Schulbaracke, emsig Stühle und Bänke schleppend, wie eine Ameisenkette. Dann kam der Transport von schweren Möbeln. Langsam wurde es wohnlich in den neuen Innenräumen.

Trotz aller Mühe waren wir am Ende der Arbeitswoche noch nicht ganz fertig. Herr Preußner fragte uns vorsichtig, ob vielleicht einige Schüler bereit wären, morgen noch einmal wiederzukommen, um freiwillig den Rest der Arbeit zu erledigen. Morgen – das hieß: Am ersten Tag der Schulferien. Doch Herr Preußner betonte ausdrücklich das Wort „freiwillig“! Keiner sollte sich gezwungen fühlen, und selbstverständlich hätte jeder sein gutes und wohlverdientes Recht auf Ferien.

„Also, wer von euch wäre denn nun bereit, morgen noch einmal zu kommen?“ Sein Auge durchwanderte langsam den Halbkreis der Schüler, die müde und erschöpft dastanden mit dem Spaten in der Hand – ging von einem zum anderen. Kurze Stille – und da gingen einige Arme hoch, nach und nach meldeten sich immer mehr – zuletzt alle. Mit anerkennendem Stolz blickte Herr Preußner in die Runde, seine Gesichtszüge entspannten sich – er war sehr zufrieden, und er lobte kräftig unseren „guten Willen“.

Und pünktlich waren wir da am nächsten Morgen – wirklich alle – und begannen unser Werk. Und wir kamen freiwillig auch noch am nächsten und übernächsten Tag. Es machte uns nichts aus, ein paar Ferientage zu opfern. Schließlich war es ja „unsere Schule“!

Und das Ergebnis unserer Arbeit konnte sich sehen lassen. Wenn ich heute noch im Fotoalbum blättere, sehe ich in einer Nahaufnahme die Schulbaracke im leuchtenden Frühling. Der Garten mit Dahlien und Amaryllis atmete den Geist von Herrn Preußner: sauber, korrekt, heiter – gelungene Synthese von Schönheit und Geometrie.

Das Bild der Schule fügte sich malerisch ein in das Gesamtbild des Dorfes. Ein gefälliger Anblick war es, wenn man die Schule von weitem sah – ganz am Rande endloser Wiesenflächen mitten in der Häuserzeile des Dorfes – im Licht der Mittagssonne. Die lang gestreckte Baracke wurde eins mit der Ausdehnung und Helligkeit des Horizontes – und in der Weite lag eine Offenheit, die jeden Schüler freundlich aufnahm – eine Idylle, die durch das hell angestrichene Holz und die Farbtupfer der Blumenbeete heimatlich wurde.

Aus großer Ferne sah die lange Schulbaracke so aus, als wäre der Horizont mit einem Lineal von Preußner sauber unterstrichen.

Und als unser neues Schulgebäude in einem großen Festakt aus der Taufe gehoben und seiner Bestimmung öffentlich übergeben wurde – da waren wir stolz. Mit Begeisterung sangen wir im Schülerchor unter der Leitung von Herrn Weidmann und vor versammelter Prominenz die Lieder: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde!“ und „Freude, schöner Götterfunken“!

Kurze Zeit später hatten wir hohen Besuch: Der Rundfunk kam zu uns, und Herr Preußner wurde ausführlich interviewt – und es war aufregend, als ein paar Tage später die vertraute Stimme meines

Mathematiklehrers aus dem Rundfunk kam mit einem exakten Bericht über die bisherige Entwicklung der Schule – im Hintergrund das fröhliche Stimmengewirr der Kinder und Jugendlichen, die sich auf dem Pausenhof tummelten.

Mit den wachsenden Räumen und ansteigenden Schülerzahlen kamen auch neue Lehrer ins Haus, die allesamt den pädagogischen Eros von Herrn Weidmann, Herrn Zadka und Herrn Preußner übernahmen: Herr Füllbrunn, ein Deutschlehrer, der nur kurze Zeit bei uns war und bei dem wir den „Schimmelreiter“ von Theodor Storm lasen. Ich bewunderte die Ausdruckskraft dieses großen Erzählers aus dem neunzehnten Jahrhundert: das Seelenleben wortkarger Menschen, Stille und Meereshorizont, Schilderung einer Sturmflut mit allen realistischen Einzelheiten, so dass es wie ein Katastrophenfilm vor dem inneren Auge abrollt. Und das Gedicht über Husum, die Heimat des Dichters, jene „graue Stadt am Meer“, Verse, die wir auswendig lernten: Nebelstimmung, blasse Farben, verhaltene Wehmut. Herrn Füllbrunn habe ich es zu verdanken, dass Theodor Storm später zu meinen Lieblingsautoren zählte.

Dann Frau Zeisig, die immer mit dem Motorrad aus Varel angebraust kam – voll Humor und wohlwollend zu allen Schülern. Ein Jahr lang war sie meine Deutschlehrerin – und wir übten verschiedene Aufsatzformen, vor allem die „Bildbeschreibung“ – Landschaftsformen und menschliche Gestalten, Pflanzen und Tiere – wieder einmal ein Sehen, das zur Sprache wird!

Der Kunstunterricht bei Frau Zeisig war reich an immer neuen Motiven und Techniken – und durch eine Fülle von interessanten Malaufgaben konnte sie unsere Phantasie beflügeln. Einmal mussten wir mit feinem Pinsel und Deckweiß ein paar Schneeflocken auf schwarze Pappe hinzaubern und die

geometrische Vielfalt von Eiskristall-Strukturen genau erfassen. Zuerst nach Vordruck – und dann, wer wollte, Schneeflockenmuster aus eigener Phantasie. Diese Übung öffnete den Blick für den Erfindungsreichtum der Natur in der Zartheit winziger Gebilde. Es war derselbe Scharfblick wie beim Kunstunterricht bei Herrn Preußner, wo wir die feinen Adern eines Herbstblattes präzise nachzeichnen mussten. Und es war der Forscherblick durch mein Mikroskop in eine unbekannte Welt voll erregender Muster und Gestalten.

Frau Zeisig gab uns ein Gefühl für den harmonischen Aufbau eines Bildes – für die Gewichtsverteilung der Farben und Formen rechts und links von der Bildmitte. Diese Geseetze konnten an den Physikunterricht von Herrn Preußner anknüpfen, wo es um mechanische Geseetze ging, um die Balance zwischen verschiedenen langen Hebelarmen und Gewichten. Ähnlich gab es auch ein Wechselspiel zwischen Farben und Gegenfarben in einem kunstvollen Gemälde, Pendelbewegung und Ausgleich zwischen Rot und Grün, Blau und Gelb.

Auch die feinen Helligkeitsstufen zwischen Vordergrund und Hintergrund oder zwischen dem oberen und unteren Bildbereich waren entscheidend für die ausgeglichene Gesamtwirkung. „Helle Farben streben mehr nach oben und in die Weite – vor allem Blau – und gründunkle, erdhafte Farben liegen mehr im Vordergrund und ziehen nach unten. Man soll oben nichts Dunkles malen. Aber manche Künstler machen das mit Absicht: Oben etwas Schwarzes, zum Beispiel eine finstere Wolke am oberen Bildrand, das wirkt sehr unruhig und dramatisch!“ Sie zeigte uns ein Beispiel und legte es wieder fort.

„Nee, das wäre mir schon zu finster. So würde ich nicht malen!“

Solche Beispiele blieben bei mir haften, sie konnten meine Gestaltwahrnehmung der Landschaft noch verfeinern. Die lockere und humorvolle Art von Frau Zeisig und die Vielfalt ihrer Anregungen – ein neues Geschenk: Malerei als Freizeitbeschäftigung!

Eine große Sehüfung war es für mich damals, bildhafte Kompositionen in der Natur selbst zu entdecken und in Bildern festzuhalten – oder Phantasie-Landschaften zu entwickeln – mit starken Kontrasten, mit ausgewogenen Formen und Farben.

Mit der Zeit häuften sich die Bilder an – malerisches Tagebuch meiner Kindheit und Jugendzeit.

Der Wichtigste von den neuen Lehrern war ein erfahrener Pädagoge, dessen Namen ich hier schon einmal erwähnt hatte – im Zusammenhang mit dem Sternenhimmel: Herr Burgwald, der mit ruhiger Gelassenheit den Unterricht an unserer Schule begann – mit jener Weisheit und lächelnden Güte, die zum Alter gehören und die diesen bedächtigen und schon leicht ergrauten Herrn auszeichneten. Er hatte ein großes Wissen und eine Weite des geistigen Horizontes, in dem goethische Ehrfurcht und christlicher Glaube eins wurden. Thüringen war seine Heimat – eine Genielandschaft Deutschlands mit Luther, Bach, Händel, mit Goethe und Herder und vielen anderen. Und der Wind aus Thüringen wehte auch im Deutschunterricht von Herrn Burgwald. Er gab uns einen Einblick in die Epochen der Literaturgeschichte: Sturm und Drang, Klassik, die Dramen von Goethe und Schiller, Lyrik der Romantik und zuletzt der „Naturalismus“ mit dem großen Aufstand der Armen in dem Bühnenstück „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann.

Unvergesslich waren „Die Räuber“ von Schiller. Hier war die Sprache wirklich „Sturm und Drang“ geworden, eine wüste Orgie, ein Orkan von sturmgepeitschten Worten!

Herr Burgwald konnte zwar nicht so spannend erzählen wie Herr Weidmann, aber er war ein guter Vorleser. Eine lauschende Stille war im Klassenraum, wenn er seine dicke Brille aufsetzte, ein Buch aufschlug und mit ruhiger Wärme zu lesen begann: längere Abschnitte aus „Jürg Jenatsch“ von C. F. Meyer und aus anderen Werken, die uns den sprachlichen Zauber der großen Erzähler des neunzehnten Jahrhunderts nahe brachten – dazu Gedichte von Goethe, Mörike und Theodor Storm, die er mit Schlichtheit vortrug. Das erinnerte mich an den Deutschunterricht von Herrn Weidmann, wo wir schon den mächtigen Klang des dichterischen Wortes erlebt hatten.

Eine große Anregung war für mich der „Stimmungsaufsatz“. Mit aller Sorgfalt suchten wir nach den treffenden Worten, nach der Feinheit und Genauigkeit der sprachlichen Mittel, um eine Stimmung in der Natur einzufangen. Langsam wuchs in mir der Wunsch, die Vielfalt meiner Naturerlebnisse schriftlich nachzugestalten – die Sehnsucht, jene tiefen Eindrücke auf dem kurzen Schulweg über die Brücke in eine bleibende Form zu bringen – der Drang, die Flüchtigkeit der Bilder im Wort zu bannen.

So hatte der Deutschunterricht von Herrn Burgwald einen schöpferischen Antrieb in mir geweckt. Damit begann jene Zeit, als ich immer wieder ganze Tagebuchseiten mit Naturstimmungen füllte und kleine Gedichte schrieb. Am besten gelang es mir unmittelbar nach einem Spaziergang. Dann waren die Eindrücke der Landschaft noch ganz frisch. Die erste Anregung zum Tagebuchschreiben war schon von Herrn Weidmann gekommen,

und dieser Anstoß wurde jetzt noch bekräftigt. Die Fülle der Stimmungsbilder konnte nun aus dem Zustand des passiven Erlebens in das viel bewusstere Stadium der sprachlichen Gestaltung übergehen.

Wie oft regte sich auf dem Schulweg in mir die Frage: Wie könnte ich das schriftlich festhalten – diese Wolkenbilder, diese Beleuchtung der Wiesenflächen, diese Spiegelbilder in der Jade, von Strömungslinien zerteilt? Und hier, dieses Spiel von Licht und Schatten unter den weitgreifenden Ästen eines Baumes vor den Stufen zur Brücke? Welche Worte würden es am besten treffen?

Was für ein Reichtum der Sprache war hier zu entdecken: Tauwetterstimmung, Abendnebel über dem Fluss, tiefe Stille und Weite des Horizontes, Frühlingsleuchten und Herbstwehmut, Sternenhimmel und Spiegelungen des Mondes im blitzenden Licht auf den Wellen des Flusses, Gewitter, grausige Finsternis einer stürmischen Dezembarnacht.

Die Erziehung zur Feinheit und Genauigkeit der Sprache verschärfte die Wahrnehmung. Ein Lernprozess war es, wie aus einem genaueren Hinsehen und Hinhören treffende Beschreibungen von Einzelheiten entstanden – ein Erfolgserlebnis, wenn diese Teile zusammenwuchsen und ein lebendiges Ganzes daraus hervorging: ein Stimmungsbild.

Und immer wieder: verbessern, verbessern. Jedes überflüssige Wort streichen. Erziehung zur sinnlichen Prosa – doch ohne Schwulst!

„Schwulst“ – ein vernichtendes Urteil von Herrn Burgwald – zum Beispiel wenn ein Schüler im Aufsatz den Herbst geschildert hatte mit einer Häufung von schweren Adjektiven und einer Überfülle von grellbunten Farben. „Schwulst! Jedes zweite Wort muss gestrichen werden!“

Der „Stimmungsaufsatz“ war das Geschenk einer neuen Begegnung mit der Landschaft. Befreit vom Zwang des perspektivischen Sehens konnte die Landschaft in ihrer eigenen Sprache reden, im Reichtum der Sinnesreize, in Farben, Formen, Geräuschen und Düften und zugleich in der räumlichen Weite und Allbeseeltheit.

Wort und Bild hatten sich gegenseitig durchdrungen.

Die Sprache der Landschaft wurde zur Landschaft der Sprache.

Ein Höhepunkt des Deutschunterrichtes von Herrn Burgwald war ein Besuch des Freilicht-Theaters in Tecklenburg. Wir sahen die „Jungfrau von Orleans“ von Schiller mit farbenreichen Gewändern und Fahnen, die in der Umgebung von Felsen und Waldesrauschen gemäldeartig wirkten. Und mit einer lebendigen Schauspielerin: Sie war nicht mehr die Darstellerin in irgendeiner Theaterrolle sondern sie war die heilige Johanna selbst, wie sie lebte und lebte – durchglüht von den Worten einer großen Sprache. Schiller hätte sich gefreut!

Neue Lehrer und neue Schüler – und die Schule wuchs, wurde größer und größer von Jahr zu Jahr. Aus allen Himmelsrichtungen kamen die neuen Schüler herbeigeströmt, nicht nur aus den umliegenden Dörfern, sondern auch aus Oldenburg, Bremen, Hamburg und anderen Großstädten – ein buntscheckiges Gewimmel von originellen Typen: hektische Quasselstrippen und Einsiedlerkrebse, Spaß- und Sportskanonen, Schauspielertalente, quirlige Erzählvirtuosen und Tarzan-Spezialisten, pfiffige Kartenspieler, zappelige Energiebündel, Träumerseelen und elegante Modeschöpferinnen, Jazz-Fanatiker, Schlagersänger und

Sunnyboys, dickfellige Sportmuffel, Pfennigfuchser, freche Kritiker und geistreiche Spötter, die überall ihren Witz versprühten. Zwei Gruppen waren es, die in diesem ganzen Gewusel besonders hervortraten: die „Halbstarken“, so nannten wir scherzhaft jene Leute, die gerne den großen, wichtigen Mann markierten – und die „Streberleichen“, Bezeichnung für die Superfleißigen.

Dieses fröhliche Chaos von urwüchsigen Typen und Individualisten strömte herbei, ergoss sich in die kleinen Schulräume, erfüllte die Klassenzimmer des „Brettergymnasiums“, wie wir damals die Einrichtung der neuen Baracke nannten. Keine leichte Aufgabe, alle unter einen Hut zu bringen! Erstaunlich, wie unsere Lehrer, Herr Weidmann, Herr Zadka und Herr Preußner das geschafft haben, alle Schüler zu einer lebendigen Lerngemeinschaft zu vereinigen, mit Humor und Strenge und – was noch wichtiger war – zu einer einzigen „Schüler-Lehrer-Familie“ zusammenzuschweißen. Dieser humane Geist des Privaten Gymnasiums war jedenfalls noch lebendig, solange meine Schulzeit hier dauerte – bis 1956.

An dieser Stelle darf ich nicht die Gründungsmitglieder des Privaten Gymnasiums Jade vergessen, die ständig um das Wohl der Schule bemüht waren: die Landwirte Herr und Frau Grothaus, Herr Dr. med. Landgraf, Kaufmann Krausewitz, Herr Dr. M. Burgas, Herr und Frau Pastor Friedrich, Vorgänger meines Vaters, und der Lehrer Herr Weidmann. Sie standen damals vor dem Nichts. Die Nazis hatten 1933 die private Schule Jade aufgelöst, das Vereinsvermögen wurde an die Mitglieder verteilt. Das Schulhaus, das gesamte Inventar und die Lehrmittel waren veräußert worden, so dass die Schulgründer von 1948 mit leeren Händen dastanden. Öffentliche finanzielle Zuwendungen gab es nicht. Nur aus

Mitgliedsbeiträgen und monatlichen Schulgeldern wurde das Private Gymnasium unterhalten. Aus dem Privatbesitz der Eltern wurden die Lehrmittel zusammengetragen. Die Einheimischen tauschten Speck, Wurst und Holz gegen Schulmöbel ein.

Und so begann der Unterricht mit dem ersten Jahrgang in einem schlecht heizbaren, behelfsmäßig abgetrennten Teil des Saales der Gastwirtschaft Krausewitz. Der zweite Jahrgang kam in jene Holzveranda hinter dem Kaufhaus Krausewitz – im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt. In der Ecke des Raumes stand ein Ofen, die Fensterscheiben waren zum Teil mit Pappe zugenagelt, die Kinder saßen in der Winterkälte mit Filzstiefeln aus Militärbeständen an den Füßen. Dann kam für den dritten Jahrgang der ehemalige Kuhstall – und hier, in jenem dämmerhaften Raum, begann 1950 meine geistige Biographie mit der inneren Entfaltung des Hörens und Sehens.

Das war der Anfang – die Entstehung des pädagogischen Werkes der drei Lehrer – Herr Weidmann, Herr Zadka und Herr Preußner. In primitiven Räumen, mit bescheidenen Mitteln, mit einer hohen Zahl von Überstunden und einem Hungerlohn.

Und was für ein genialer Unterricht!

Dazu kamen die endlosen Verhandlungen, die das Ehepaar Grothaus mit den Schulbehörden in Oldenburg und Hannover führte, um einen Zuschuss für die bauliche Erweiterung der Schule zu bekommen. Dazu gehörte wirklich etwas: diplomatisches Geschick, Überzeugungskraft, Nerven, Geduld – immer und immer wieder. Doch die Argumente waren durchschlagend: Ein anderes Gymnasium für die Kinder auf dem Land gab es nicht. Das Gymnasium in Varel war schon überfüllt, die Eltern der Flüchtlingsfamilien waren zu arm, um den Kindern ein Fahrrad für

den kilometerweiten Weg zum Bahnhof Jaderberg zu kaufen oder um Fahr- und Schulgeld aufzubringen.

So war das Private Gymnasium in Jade schon immer ein Anziehungspunkt für Lehrer mit großem Pioniergeist und für schöpferische Pädagogen – „Originale“ – ein Wort, das man auf Lehrer und Schüler gleichermaßen beziehen kann. Darin lag Sprengstoff: ein Reichtum an Gegensätzen – Reibungsflächen und Konflikte – oder kreative Ergänzungen.

Das Private Gymnasium Jade – hervorgewachsen aus dem bescheidenen Zustand des Anfangs – Treffpunkt immer neuer Lehrer und Schüler. Helle Baracke am fernen Horizont – freundliches Bauwerk im Blumenschmuck – Ort der Disziplin und Traumschule.

2. Lustige Lern- und Wohngemeinschaften der Stadt- und Landkinder

Die ständig wachsende Zahl der Lehrer und Schüler wäre kaum denkbar gewesen ohne die tatkräftige Unterstützung der Eltern. Zum Glück waren viele Familien in Jade bereit, einzelne Schüler bei sich aufzunehmen, die von auswärts kamen. So waren sie privat gut untergebracht. Sie hatten einen kurzen Schulweg, und am Wochenende konnten sie wieder nach Hause fahren. Das ganze Dorf stand hinter der Schule, nur so war es möglich, dass unsere Schule blühen und gedeihen konnte.

Das bereitwillige Entgegenkommen der Eltern zeigte sich auch darin, dass Herr Zadka und Herr Preußner reihum in den Häusern als Gäste zum Mittagessen geladen waren – eine damals selbstverständliche Haltung angesichts des geringen Einkommens dieser Lehrer. Ein guter Brauch der Nachkriegszeit, wo einer dem anderen half, wo es nur irgend möglich war.

Durch den Besuch von Herrn Zadka und Herrn Preußner wurde der Kontakt der Schule zu den Elternhäusern noch enger geknüpft. So kamen sie auch zu meinen Eltern ins Pfarrhaus zum Mittagstisch – und es war durchaus nicht langweilig. Wir Kinder spitzten immer die Ohren, wenn die beiden Herren vom Zweiten Weltkrieg erzählten, von den Abenteuern und den ungeheuren Strapazen des Soldatenlebens.

Einmal standen wir Kinder schon etwas früher auf von der Mahlzeit, und während die Herren noch lange plaudernd an der gedeckten Tafel saßen, versteckten wir heimlich ein paar bunte Ostereier in ihren Mänteln, die draußen im großen Flur an der Garderobe hingen.

Viele Schulkameraden von mir wohnten weit entfernt von der Schule in den Nachbardörfern und mussten jeden Tag bei Wind und Wetter bis zu acht Kilometer mit dem Rad fahren – hin und zurück! Mein Mitschüler Dieter Blohm erzählte mir später folgendes: „Besonders spannend war es an den Tagen, wenn Herr Zadka und Herr Preußner nach Schulschluss mit uns nach Schweiburg fuhren, um bei uns zu essen. Wenn ich mich recht erinnere, haben sie bei meinen Eltern niemals etwas über unsere in der Schule verübten Streiche ausgeplaudert. Da waren sie loyal.“

Auch mein Elternhaus hat in der Geschichte des Gymnasiums Jade eine Rolle gespielt. Das Pfarrhaus war ein Haus der offenen Tür für Kinder und Erwachsene, für Lehrer und Schüler. Ab 1954 war Herr Zadka unser ständiger Mitbewohner. Beim Mittagessen war er immer sehr erzählfreudig – und dabei kamen ganz neue Seiten seines Charakters zum Vorschein, die man bei einem Pädagogen mit einer so strengen Disziplin kaum vermuten würde.

Er glänzte durch einen suggestiven Erzählstil, verstärkt durch eine lebhaftige Körpersprache. Seine Stimme war abwechslungsreich, bald heftig deklamierend, bald geheimnisvoll flüsternd. Seine Formulierungen waren mit einem Reichtum von imposanten Adjektiven geschmückt. Und wenn die Spannung auf den Höhepunkt gestiegen war, machte er kunstvolle, dramatische Sprechpausen.

Im Eifer des Erzählens konnte es oft geschehen, dass er ins Schwärmen geriet. Er schwärmte von der leuchtend hellen und

entzückenden Stimme einer Operettensängerin im Oldenburger Staatstheater – „zauberhaft!“; von dem unbewussten, anmutigen Bewegungsstil eines Mädchens beim Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen Schilfteich – „hochkünstlerisch!“; von einem Redner beim Volkstrauertag, der einen so „ausdrucksstarken Kopf“ hatte und beim Reden immer mit einer waagerechten Bewegung seiner „kleinen, zierlichen Hand“ die Bedeutung einzelner Worte unterstrich – „ganz fein“. „Fein“ war eines seiner Lieblingswörter. Und beim Erzählen machte er genau die Handbewegung des Redners nach, dabei sah ich seine Fingerspitzen, die vom vielen Zigarettenrauchen ganz gelblichbraun geworden waren. Er schwärmte von dem kindlich frohen Lachen eines alten Dorfbewohners, der vor kurzem seinen hundertsten Geburtstag gefeiert hatte – „unvergesslich!“; von der „Feinheit“ und dem funkelnden „Esprit“ der französischen Witze – „grandios!“; und er schwärmte von dem heiligen Schauer, der unwiderstehlich jeden ergriff – auch den Gleichgültigsten –, wenn eine große Menschenmenge das Lied sang: „Ich bete an die Macht der Liebe.“ Neben dem Schwärmerischen gab es auch Geschichten, die recht dramatisch waren. Zum Beispiel die unheimliche Stille im überfüllten Zug auf der Grenze zwischen West- und Ostberlin. Plötzlich kam ein Vopo zum Abteil herein, packte einen Reisenden am Kragen: „Mitkommen!“, und der Reisende gehorchte, verschwand augenblicklich mit dem Vopo. Wie schnell das ging! Die übrigen Mitreisenden sahen sich erschrocken an. Wer war das, der soeben abgeholt wurde? Ein Spion? Und was geschah jetzt mit ihm?

Oder die düstere Erzählkunst von Charles Dickens. Ein Geizkragen bekommt spät abends Besuch von einem Geist aus dem Jenseits, und der stellt den boshaften alten Mann zur Rede. Es dauert eine

ganze Weile, bis der Skeptiker sich von der Realität des Gespenstes überzeugen kann. Dreimal kommt der seltene Gast wieder, immer um Mitternacht, und macht den Alten „vollkommen fertig – fix und fertig“. Zuletzt ist er ganz, ganz klein, ein Staubkorn, ein Nichts – „großartig erzählt, fabelhaft!“

Und eine Predigt von einem Pastor, der im Übermaß eine ironische Phantasie hatte. In allen Einzelheiten malte er das aus, wie es sein könnte, wenn der Teufel höchstpersönlich und gut getarnt nach Jade käme. Wie leicht hätte er es, die Menschen zu unglaublichen Schandtaten zu verführen! Ein erschreckend düsteres Bild vom Keller im Unbewussten der Menschen, das er als Spiegelbild seiner Gemeinde vor Augen hielt – mit tiefblickender Menschenkenntnis und psychologischem Realismus. „Geniale Predigt – sagenhaft!“

Ein Dirigent, der mitten in der Aufführung einer Oper ein Orchestermitglied hinauswirft, ganz leise, so dass es nur die Zuhörer in der ersten Reihe mitbekamen. Und Herr Zadka machte den zischenden Tonfall genau nach „Eu, Sie da! Raus! Verschwinden Sie! Ab nach Hause!“ Sicher hatte ein Musikant öfter einen falschen Ton gespielt. Und wahrhaftig – einer im Orchestergraben packte langsam seine Geige ein und verzog sich – während oben auf der Bühne die beiden Vogelmenschen Papageno und Papagena ein „entzückendes Liebesduett“ sangen.

Mitten im Erzählfluss neigte sich Herr Zadka tief zum Teller herab, ruckhaft, knabberte genüsslich an einer Frikadelle und schob sich mit der Gabel etwas vom Rosenkohl in den Mund – und schon schoss sein Oberkörper wieder empor, kerzengerade wie eben saß er da und mit hinreißendem Schwung führte er grammatisch korrekt die Satzperiode zu Ende, die er nur kurz unterbrochen hatte.

So lernte ich meinen Sprachlehrer ganz aus der Nähe kennen – eine genussfreudige, buntschillernde Seele, die sich hinter der Maske des strengen Pädagogen verbarg.

Nach und nach kamen immer mehr junge Gesichter dazu, die den Kreis um den Mittagstisch vergrößerten. In einem Zeitraum von gut zehn Jahren sind es insgesamt dreißig Schülerinnen und Schüler gewesen, die bei uns wohnen konnten. Einige waren nur kurz im Pfarrhaus, andere blieben für längere Zeit – ein ständiges Kommen und Gehen. Ein langer Strom von immer neuen Gestalten, von Lebensläufen und Schicksalen.

Oft kamen Kinder aus einer größeren Stadt zu uns. Hier konnten sie die räumliche Weite und Freiheit des Landlebens genießen in der idyllischen Lage des Pfarrhauses nahe am Jade-Fluss, von endlosen Weiden umgeben. Das große, alte Gebäude hatte Platz genug für viele Kinder. Ein wildes, lebhaftes Treiben erfüllte den langen Hausflur, den weitläufigen Garten und den Jade-Strand. Frühmorgens hatten die Kinder den kurzen, bequemen Schulweg über die Brücke zum Gymnasium. Nach der Schule scharten sich die hungrigen Mäuler um den großen Küchentisch – ein erzählfreudiges, lautes Stimmengewirr.

Nachmittags verging die Zeit mit Schulaufgaben. Wie oft saßen wir zusammen in jener sonnenhellen Veranda! Kaum waren wir fertig, ging es ab nach draußen zum Spielen: Fußball und Völkerball, Verstecken oder Spiele mit „Murmeln“, wie wir die kleinen, bunten Glaskugeln nannten. Mit dem Finger bohrten wir ein rundes Loch in die Erde, und von einer Entfernung von drei Metern musste man die Glaskugeln gezielt anstoßen, so dass sie ins Erdloch hineinkullerten. Der Geschickteste war Sieger und durfte alle Murmeln aus dem Loch für sich einkassieren.

Und dann die Schlittenfahrt und Schneeballschlacht im Winter! So oft wie möglich waren wir draußen – damals in jener glückseligen Zeit ohne Fernsehen und Computer – draußen in freier Natur und frischer Luft. So konnte jeder sich in der Freizeit ausleben wie er wollte – jeder in seiner Eigenart. Auch große Sportskanonen, Zeichner und Geschichtenerzähler waren keine Seltenheit.

Am Wochenende fuhren die Kinder heimwärts zu ihren Eltern. Geisterhafte Stille im Pfarrhaus – ganz ungewohnt. Und erst am Sonntagabend füllte sich das Haus wieder mit lebhaftem Geschrei.

Wenn jemand Geburtstag hatte, wurden Geschenke gebastelt, und man schrieb kleine Gedichte, lustige Reime – da wurden die Stärken und Schwächen des Geburtstagskindes aufgespießt. Jeder hatte seine Mucken und Meisen – poetischer Stoff in Fülle.

Gewisse Dinge waren bei jedem Geburtstag notwendig und gehörten unbedingt dazu: jenes aufregende Spiel, wo man eine dick verpackte, fest eingeschnürte Tafel Schokolade mit Handschuhen, Mütze, Schal, mit Messer und Gabel aufschneiden und häppchenweise essen musste; gleichzeitig wurde reihum gewürfelt und wer eine Sechs hatte, kam dran und musste in Windeseile die schwierige Aufgabe fortsetzen. Das ging solange, bis das letzte Bröckchen Schokolade verzehrt war. Dann die feierliche Überreichung eines riesengroßen Paketes, das Geburtstagskind musste auspacken und auspacken, das Geschenk wurde kleiner und kleiner – und was als Letztes zum Vorschein kam, war eine Streichholzschachtel mit einem „Glückspfennig“ oder ein Knopf mit einem winzigen Zettel: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!“

Und ebenso unverzichtbar – Krönung des Tages – die Aufführung der „musikalischen Familie“! Jeder hatte sich lustig verkleidet: die alte Oma mit schwarzem Kopftuch und einer großen Blechkanne

als „Posaune“, der gemütliche Papa mit zwei dicken langen Knüppeln als „Brummelbass“, die kleine „Schwester Jette“ mit niedlichen Haarschleifen und mit einem dünnen Holzstab als „Klarinette“ usf. – und ein Moritatensänger erzählte, mächtig deklamierend, von den „großen Konzerten“ und den übermütigen Streichen der närrischen Familie. Das war stets eine wilde Prozession mit alten Kesseln und Eimern als Blechtrommeln und mit Topfdeckeln, die man rhythmisch gegeneinanderschlug, und dazu die struppigen Frisuren und bunt bemalten Gesichter. Alles, was Krach machte und laut schepperte, wurde zusammengesucht.

So marschierten wir in aufgekratzter Stimmung durch den langen Hausflur und im weiten Bogen durch den großen Garten – und dann präsentierten wir uns vor den älteren Mitbewohnern des Hauses, unserem Publikum, das sich den Spaß nicht entgehen lassen wollte.

Alle diese Dinge wurden mit der Zeit ein festes Ritual zu jedem Geburtstag. Ebenso traditionell war ein Brauch zur Vorweihnachtszeit: Jeder zog ein Los, auf dem ein Name stand, und für den Betreffenden musste man ein Weihnachtspäckchen packen. Keiner durfte den Namen verraten. Was für eine geheimnisvolle Spannung, die bis zum Nikolaustag anhielt! Dann kam der große Augenblick, wo jeder einen anderen überraschen durfte. Oder mit dem Los zog man einen Namen und hatte eine Woche Zeit, um für diesen ein paar Verse zu schreiben. Lustiger Dichterwettbewerb!

Eine besondere Anziehungskraft hatte der riesengroße Dachboden. Wie oft sind wir die steile Treppe hochgeklettert und haben da oben Verstecken gespielt – an langen trüben Nachmittagen im Herbst und Winter – im Halbdunkel zwischen zahllosen Kisten, Kästen, Kartons, zwischen Gerümpel von verstaubten Möbeln,

Gebirgen von Zeitungstapeln alten Briefen und Spielsachen aus
früher Kindheit – seltsames Reich voller Zwielficht und
Geheimnis, dämmergraues Versteckspiel-Paradies!

Dramatischer Wechsel: erst die spannende Stille des Suchens – und
dann der Schreck, wenn ganz plötzlich jemand mit wildem
Indianergeheul aus einer schweren Truhe sprang oder aus einem
alten Schrank hervorstürzte.

Meine Eltern haben viel getan für diese Kinder: die Mutter mit der
Bewirtung, dem reichhaltigen Essen – mittags Pfannkuchen oder
Pflaumenklöße mit Fettsoße, abends Grießbrei mit Himbeersaft
oder Buttermilchsuppe mit kleinen Brocken Schwarzbrot darin.
Und mit der regelmäßigen Abendandacht – kleiner Ruhepunkt in
dem erlebnisreichen Ablauf des Tages; und mein Vater, Pastor
Andreas, der sich trotz seiner beruflichen Anspannung immer noch
die Zeit nahm, uns in sein kleines Wägelchen steckte und nach
Dangast fuhr – zum lichtblauen Meer und dem weiträumigen
Badestrand. Oder zum Kino in Varel – zum Film „Quo vadis“ mit
dem großen Schauspieler Peter Ustinov in der Rolle von Kaiser
Nero – ein reicher Bilderbogen aus der Zeit der ersten
Christenverfolgung.

Manchmal hatte mein Vater eine Geschichte aufgeschrieben, und
wir mussten reihum merkwürdige Adjektive nennen, die er
nachträglich in den Text einfügte – und dann las er uns das
Ergebnis vor: ein ungeheuer komischer Text, der stets eine
stürmische Heiterkeit hervorrief – ein Juchhu und ein Gelächter! Der
besondere Gag bestand immer darin, dass es eine
Phantasiegeschichte war, in der wir selber vorkamen, wir als
Geburtstagsgesellschaft.

So hörten wir von dem „himmelblauen“ Kuchen, den wir gerade
gegessen hatten, von den „blutrünstigen“ Geschenken, die das

„schweinsäugige Geburtstagskind“ bekommen hatte, von dem „ziegenmeckerigen Stimmengewirr“ der Kindergesellschaft und dem „kuhfladendünnen Gelächter“ und von vielen anderen grauslichen Dingen. Der Zufall war der Hexenmeister, der die absurden Adjektive willkürlich in die Geschichte eingestreut hatte.

Der Reiz bestand wohl hauptsächlich darin, dass beim Hören des Textes vor dem inneren Auge der Kinder ein Film ablief – ein surrealer Filmstreifen, wo uns die Umwelt und unser Ebenbild mit grotesken Verzerrungen angrinsten.

Glückliche Zeit der lebhaften Phantasie!

Auch dieses Sprachspiel wurde mit der Zeit ein festes Ritual, das bei keiner Geburtstagsfeier fehlen durfte.

Von dem alten Pfarrhaus in Jade ist viel Segen ausgegangen. Ich erinnere mich noch genau an die große Dankbarkeit der Eltern, die ihre Kinder in guten Händen wussten. Und manche Briefe dieser Kinder aus späterer Zeit zeugen noch davon, wie sie ihre Jahre im Pfarrhaus in einem verklärten Licht sahen.

So waren wir immer eine lustige Lern- und Lebensgemeinschaft – eine große Familie. Ähnlich war es wohl auch in den anderen Elternhäusern in Jade, die fremde Kinder bei sich aufgenommen hatten, um ihnen den Besuch des Privaten Gymnasiums zu ermöglichen. Unschätzbar war die Hilfe dieser Elternhäuser – ein Beitrag für das stetige Wachstum – und was noch wichtiger war – für den persönlichen und familiären Stil unserer Schule.

3. Brücken zwischen Schule und Kirche

Nicht vergessen will ich den Religionsunterricht, den mein Vater, Pastor Andreas, am Privaten Gymnasium in Jade gegeben hat. Er war ein guter Vorleser. Wir hörten Erzählungen aus dramatischen Epochen der Kirchengeschichte: Christenverfolgung und Reformation. Dann „Das Jesuskind in Flandern“ von Felix Timmermans, der den Ort Bethlehem in eine nördliche Landschaft hineinverlegt – zunächst ein poetischer Verfremdungseffekt. Und doch werden die Ereignisse der biblischen Weihnachtsgeschichte menschlich nahe gebracht durch knorrige Gestalten, die man sich lebhaft vorstellen kann. Alles wird mit einem derben Humor erzählt und mit kräftigen Pinselstrichen vor Augen gemalt.

Grundgedanke: Jesus könnte auch in jedem anderen Land geboren worden sein. Der religiösen Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Die frohe Botschaft ist immer aktuell – an jedem Ort.

In einer Stunde zeigte uns mein Vater Bilder von schönen Kristallen und Aufnahmen von seltsamen und bizarren Mustern, wie sie unter dem Mikroskop sichtbar werden: Einblick in die geheime Werkstatt Gottes. Brücke zwischen Schöpfungsglaube und Naturwissenschaft. So gehörte auch mein Vater zu den Brückenbauerpädagogen des Privaten Gymnasiums. Erlebnis der „Doppelperspektive“ – Brücke des Staunens!

Die schönste Stunde bei meinem Vater war kurz nach der Rückkehr von seiner Weltreise – freudestrahlend stand er vor uns, randvoll mit Erlebnissen und erzählte und erzählte. Auf einem großen Passagierschiff hatte er Auswanderer nach Australien begleitet und seelsorgerlich betreut. Er hatte viel gesehen von ehrwürdigen Ruinen in Griechenland, von ägyptischen Pyramiden aus sandverwehelter Zeit, von buddhistischen Tempeln auf Ceylon und dichten Tropenwäldern. In der bunten Fülle seiner Erzählungen wehte noch der frische Atem von Meer und Welt.

Und dann: „Ratet mal, von wem ich euch alle grüßen soll!“

Schweigen. Keine Ahnung. „Familie Frohmut!“ Die Schüler trauten ihren Ohren nicht: „Wie bitte? Frohmut? War das nicht die Familie, die vor einigen Jahren ausgewandert ist?“ „Ja, genau! Seht ihr mal – so klein ist die Welt!“ Mein Vater hatte sie auf seiner Reise im fernen Australien besucht. Die Kinder dieser Familie waren auf dem Gymnasium in Jade gewesen – und noch ganz lebhaft hatten wir sie in Erinnerung! Ja, so kurz war der Weg von Jade nach Australien!

Der Unterricht meines Vaters – Verbindung von Schule und Kirche. Dazu kam die Jugendarbeit. Neben der Schule war die Kirche damals die einzige Institution, die sich intensiv um Kinder und Jugendliche kümmerte. Und die jungen Menschen waren dankbar für jedes Angebot, waren schnell Feuer und Flamme für Jugendabende und Gruppenfahrten. Goldenes Zeitalter der kirchlichen Jugendarbeit!

Welche Sternstunden haben wir mit Pastor Schwalbe erlebt, der als Landesjugendpfarrer von Oldenburg immer wieder zu uns nach Jade kam! Der Konfirmandensaal war überfüllt von jungen Menschen. Dieser schlagfertige Witz und der mitreißende

Schwung, diese Fülle von Gesellschaftsspielen und neuen Liedern! Ein Meister in der Pantomime, und wir mussten raten, was es war. Das war Pastor Schwalbe – ein Überraschungskünstler. Noch lange Zeit konnte man daran zurückdenken.

Doch ebenso gut war seine Predigt. Die jungen Zuhörer lauschten auf jedes Wort, und es war mäuschenstill in der Kirche. Immer gab es etwas zum Lachen und etwas zum Nachdenken. Mischung von Humor und Tiefe. Frohsinn und Frömmigkeit waren eins.

Pastor Schwalbe konnte auch gut aus den Jugendbüchern von Erich Kästner vorlesen. Der spritzige Humor, scharf gezeichnete Charakterfiguren, ulkige Zufälle, Situationen, mit denen man nicht rechnet – da war er ganz in seinem Element.

Er war nicht nur berühmt als Idol der Jugend. Kleine Anekdoten wurden von ihm erzählt, die ihn liebenswert machten.

Pastor Schwalbe kommt ins Gespräch mit einem Atheisten: „Herr Pastor, mir können Sie nichts beibringen von Gott. Wir beide haben ganz verschiedene Chromosomen – ich habe atheistische Chromosomen – Sie haben religiöse Chromosomen. Wir können überhaupt nicht miteinander reden!“

Pastor Schwalbe: „Nein – stimmt nicht. Ich habe beide Chromosomen!“

Der Bischof will dem schlagfertigen Pastor theologisch auf den Zahn fühlen:

„Herr Amtskollege, wie sehen Sie das – wenn ich im Zug sitze, der Zug fährt gerade ab, und mir fällt ein: Ich habe den Koffer im Wartesaal stehen gelassen. Ist das Schicksal oder Gottes Fügung?“

Antwort: „Herr Bischof – das ist Bummelei!“

Pastor Schwalbe war nicht der einzige Kanzelstar. Eine ganze Reihe von Pastoren habe ich noch in Erinnerung, die gut predigen konnten. Gut – das heißt: Gespür für die Antennen der jungen Zuhörer. Geschichten aus dem Leben, starke Bilder und Worte. So gab es damals große Gemeinsamkeiten zwischen Schule und Kirche: unverwüstlicher Humor, herrliche Originale, Erzählkunst und die Kraft des mündlichen Wortes. Prägung der Jugend im Hören. Sprachereignis.

Mit Pastor Schwalbe verbinde ich jenes Jugendtreffen des Kirchenkreises Varel in Jade. Das war noch im Jahre 1955. Lagerfeuer-Romantik mit Gitarrenklängen und Zelten im großen Garten hinter dem Pfarrhaus. Und wer kein Zelt hatte, schlief auf dem Heuboden. Fackelglanz und Gesang bis in die tiefe Nacht.

Am nächsten Morgen ein Gottesdienst in der Kirche mit ein paar hundert Jugendlichen. Jede Gruppe hatte stolz den eigenen „Wimpel“ mitgebracht, eine Fahne mit Kreuz und Ortsname draufgestickt: ein bunter Fahnenwald ringsumher.

Und unvergesslich: Freizeiten in Immer (nahe Delmenhorst)! Mit einer ausgelassenen Horde von dreißig bis vierzig Kindern fuhr mein Vater, Pastor Andreas, jedes Jahr zum Jugendheim, das zwischen Tannen und Birken in hügeliger Landschaft versteckt lag und uns mit den heimeligen Fenstern wie ein altes Gesicht zublinzelte, urvertraut aus den Freizeiten der früheren Jahre – jedes Mal wenn wir dort ankamen –, den schweren Kofferwagen durch den Sandweg schiebend.

Die Tage waren gefüllt mit aufregenden Erlebnissen: „Olympiade“ mit Kampf um Wettspielpreise und Gold- und Silbermedaillen, Schatzsuche, Fahrt- und Moritatenlieder.

Und das Aufregendste: die lange Nachtwanderung durch den dunklen Wald.

Am letzten Abend war Theaterspiel angesagt. Ein Sketch jagte den anderen: Schauerromantik und derbe Komik, Clownsnummern, Märchenprinzessinnen und Zauberkünstler – alles im bunten Wechsel. Ein heftiges Theater-Fieber hatte uns erfasst. Schlummernde Talente, die da erwachten und aufblühten. Jubel und Beifall der Zuschauer.

Tage in Immer – durchweht von der heißen Luft des Abenteuers, vom Wind der Freiheit und Lebensfreude. Aufgewühlt von vielen Erlebnissen und vom Lachen berauscht fuhren wir jedes Mal wieder nach Hause.

Begegnungsabende und Predigten, Kreisjugendtreffen und Freizeiten – alle diese Impulse waren sprühende Funken in der Seele der Dorfjugend und bei meinen Schulkameraden – und so wuchs eine lebendige Brücke zwischen Schule und Kirche.

4. Helldunkler Farbteppich des Lebens – Seniorengespräche in der Schulbaracke

Der große Pausenraum in der Baracke des Privaten Gymnasiums Jade stand selbstverständlich auch der Kirche zur Verfügung. Wie deutlich habe ich das noch vor Augen: lange, weißgedeckte Tische mit Kaffee und Kuchen, dicht besetzt mit Damen und Herren im fortgeschrittenen Alter, in behagliches Geplauder vertieft – blau umwölkt vom Qualm der dicken Zigarren, genüsslich den Kaffee schlürfend, mit einem kleinen vergoldeten Buchsbaumzweig im Knopfloch. Soeben waren sie noch in der Kirche zur Feier der „Goldenen Konfirmation“ und zum Heiligen Abendmahl – und jetzt kam der gemütliche Teil des Tages in der anheimelnden Atmosphäre der Schulbaracke. Von der Kirche bis hierher waren es nur ein paar Schritte. Weißgekleidete Mädchen gingen freundlich von Tisch zu Tisch, um Kaffee nachzuschenken. Die anregende Unterhaltung dauerte fort – man sprach vom schönen Wetter, ein besonderes Geschenk für diesen Ehrentag, vom stilvollen Blumenschmuck auf den Tischen, von den Bildern an den Wänden, den kleinen Kunstwerken der Schüler – und schon war man in der Vergangenheit, mitten in der eigenen Schulzeit.

Wie viele erkannten sich wieder! Große Überraschung, kräftiger Händedruck, Umarmung: „Mensch – du bist es?“ Und: „Weißt du

noch?“ Was für ein Wiedersehen nach fünfzig Jahren! Welch eine Fülle von Gesprächsstoff!

Da erhob sich am Ende der festlich gedeckten Tafel ein Herr im schwarzen Anzug: „Meine lieben goldenen Konfirmanden!“ Das erregte Stimmengewirr der weißhaarigen Gesellschaft verstummte, alles lauschte gespannt auf die warmherzigen Worte und den erfrischenden Humor der kurzen Rede meines Vaters, Pastor Andreas. Dann kam jeder der Reihe nach dran und durfte etwas aus seinem Leben berichten, so viel oder so wenig er wollte. Einige waren wortkarg und bescheiden, andere tauten auf und flossen über vor lauter Erzählfreudigkeit und konnten kein Ende finden.

Helle und dunkle Farben. Bittere Klagen über harte Schicksalsschläge, Witze und Lausbubengeschichten – buntgemischt wie das Leben selbst. Was hatten die alten Damen und Herren alles durchgemacht! Geschichten – Geschichten – Geschichten – eine Kette, die nicht abreißen wollte!

Verklärtes Lächeln und stille Wehmut in den Gesichtern. Bis der letzte fertig war mit dem Erzählen, war die Zeit im Flug vergangen. Man merkte gar nicht, wie spät es geworden war – die Sonne hatte sich tiefer geneigt und warf einen langen Strahl durch die Fenster – und der reiche Tag wurde mit einem Abendlied beschlossen. Soeben war ein Mann von der Presse aufgetaucht, um nach der Feier noch schnell ein Gruppenbild vor der Schule zu machen.

Und wenn ich heute so ein Erinnerungsfoto im Album betrachte, dann gehen mir viele Gedanken durch den Kopf:

Merkwürdig – da stehen sie, die alten Herrschaften vor dem Eingang der Baracke, eine kleine stolze Truppe wie eine Schulklasse. Nein – nicht wie eine Schulklasse. Sie sind eine Schulklasse! Und was sie feiern, ist mehr als der Abschluss der „Mittleren Reife“ oder des „Abiturs“. Sie sind durch jene Schule

gegangen, die „Leben“ heißt – und sie haben ihre „Reifeprüfung“ bestanden. Kein Abschlusszeugnis in der Hand, sondern den Gedenkschein der „Goldenen Konfirmation“.

Einmal noch: „Hersehen – bitte freundlich lächeln!“ – ein Klick in der Kamera des Reporters – und der Tag war zu Ende – das Erinnerungsfest. Man nahm Abschied voneinander und von meinem Vater. Stummes Kopfnicken, dankbarer Händedruck und Blicke, aus denen stille Zufriedenheit leuchtete.

Mein Vater und sein katholischer Amtsbruder, Pastor Grundmann, haben sich von Anfang an gut verstanden und gegenseitig respektiert. So waren sie schon weit fortgeschritten im „ökumenischen Zeitalter“, das damals noch Zukunftsmusik war. Auch die katholischen Kinder des Privaten Gymnasiums Jade bekamen von ihrem eigenen Seelsorger religiöse Unterweisung, parallel zum evangelischen Unterricht – ein friedliches Nebeneinander. Ich kann mich nicht erinnern, dass es unter den Schülern jemals Streit gegeben hat oder Vorurteile wegen der konfessionellen Unterschiede. Das war kein Thema.

Die evangelische Kirche in Jade stand auch den katholischen Christen zur Verfügung. Am Volkstrauertag haben immer beide Pastoren gepredigt. Jeder sprach etwa eine Viertelstunde lang, beide fanden dankbare Zuhörer, und jeder fühlte sich angesprochen. Hier wurde ein gemeinsames Anliegen beider Kirchen deutlich: Menschen trösten und Wunden heilen, die der Krieg zurückgelassen hatte.

Am Ende der Trauerfeier stimmte Herr Weidmann das Lied an „Ich hatt’ einen Kameraden“. Hier haben Schule und Kirchen zusammengewirkt, um die nagende Verbitterung mancher

Dorfbewohner zu verarbeiten. Bewältigung der dunklen Vergangenheit – gemeinsame Aufgabe.

Verklungene Jahre

1. Dur-Moll-Wechsel der verwehenden Zeit Abschlussprüfung

Ein mulmiges Gefühl war es, als uns langsam, aber sicher klar wurde, dass unsere Schulzeit auf dem Privaten Gymnasium in Jade schon bald abgelaufen sein würde. Das Ende – ein drohendes Gespenst, das zwar noch in ferner Zukunft lauerte, aber ganz so fern doch nicht mehr – ein Schatten, der unaufhaltsam näher rückte: die Abschlussprüfung am Ende der Klasse zehn mit dem merkwürdigen Namen „Mittlere Reife“ (entweder ist man reif oder nicht!). Wir waren der zweite Jahrgang in der Geschichte des Privaten Gymnasiums, der diese Hürde überspringen musste. Die Klasse vor uns hatte es erfolgreich geschafft. Jetzt waren wir dran. Großer Endspurt! Jene Situation, die ich später im Traum sooft nacherleben sollte. Was für eine Fülle von Wissensstoff, der sich in all den Jahren angesammelt hatte, den wir jetzt emsig büffelnd wiederholten und den wir uns fest einzutrichtern versuchten: englische und französische Grammatik, zusammengefasst in den „Merkheften“ aus dem Unterricht von Herrn Zadka, mathematische und chemische Formeln und die Übung im Gebrauch von Logarithmentafeln, Formenkreise der Biologie, Städtenamen, Kriege und Geschichtszahlen.

Der große Tag X kam näher und näher. Wir waren keine besonders leistungsstarke Klasse, und wir spürten die zunehmende Sorge unserer Lehrer. Man prophezeite ein „böses Erwachen“ – möglicherweise für eine ganze Reihe von uns.

Zu allem Unglück kam auch noch Herr Zaruba, Chef des Gymnasiums in Varel. Damals stand das Private Gymnasium von Jade noch unter der behördlichen Aufsicht von Varel. Von dort kam gelegentlich ein hoher Besuch, um den Unterricht in Jade zu visitieren. Dann hieß es: „Achtung, die Vareler sind da!“ Und das bedeutete: „Alarmstufe eins! Jetzt wird es ernst! Leute, reißt euch zusammen!“ Meistens war es aber doch nicht so schlimm. Sie kamen in den Unterricht, hörten eine Weile zu und gingen wieder. Und einmal sagte Herr Preußner zu uns, ein Lehrer aus Varel sei so erstaunt gewesen über die Lebhaftigkeit unserer mündlichen Beteiligung im Unterricht. Das war einer der seltenen Augenblicke, wo wir spürten: Herr Preußner ist stolz auf uns!

Aber diesmal sollte es anders kommen – jetzt kurz vor der Abschlussprüfung. Es war das letzte Mal, dass ich Herrn Zaruba in Jade erlebte: Ein riesengroßer Schädel mit dunkelroter Hautfarbe kam herein – und so saß er vor uns – streng prüfend.

Er jagte uns durch ein Labyrinth von Fragen, die wir nicht beantworten konnten. Endlich schüttelte er sein schweres Haupt: „Absolute Katastrophe hier!“, und zornrauchend verließ er das Klassenzimmer. Da saßen wir nun – ratlos und verdattert!

An dieser Stelle muss ich meinen Bericht über die letzte Zeit am Gymnasium in Jade unterbrechen. Es wäre schade, wenn das Bild des Schulleiters des Gymnasiums Varel, der ab und zu in Jade drohend auftauchte, der Nachwelt nur negativ überliefert werden würde. Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass ich einige Jahre später als Schüler des Gymnasiums Varel unter der Leitung von

Oberstudiendirektor Zaruba in einer Theater-AG mitwirken würde. Wir übten das Stück „Unsere kleine Stadt“ von Thornton Wilder, und ich spielte die Rolle des Totengräbers. Im dritten Akt traf ich auf dem Friedhof einen jungen Mann, der viele Jahre nicht mehr in seinem Heimatort gewesen war, und ich erklärte ihm, wer inzwischen gestorben war, wer wo lag und wie jeder Einzelne ums Leben gekommen war. Hier war das Grab eines kleinen Kindes, dem beim Schülerausflug der Darm geplatzt war, dort das Grab eines Selbstmörders:

„... hat sich das Leben genommen, auf dem Dachboden erhängt!“ Während dieser Worte saß Herr Zaruba mit seinem geröteten Riesenhaupt im dämmerigen Hintergrund – scharf beobachtend – und doch: Er hatte ein wohlwollendes Auge für mich – ich spürte es.

Herr Zaruba war nicht nur ein geschickter Schauspieldirektor, sondern auch ein Meister des gesprochenen Wortes. Ich erinnere mich an eine Dichterlesung von Herrn Zaruba in Varel. Immer noch klingt mir jene Dichterzeile von Goethe im Ohr:

„Das Wasser rauscht’, das Wasser schwoll.“

Er sprach sehr langsam – suggestiv raunend, halb sprechend, halb flüsternd – mit wirkungsvoller Dehnung der Konsonanten und Hervorhebung der Vokalmelodie – so dass man wirklich den Eindruck eines dahinziehenden Stromes bekam. Dann hörte man aus dem Rauschen und Fluten des Wassers eine helle Stimme: ein „feuchtes Weib“, leise wispernd und verführerisch – ganz deutlich – die Stimme eines glänzenden Wasserwesens, das empor tauchte, den ahnungslosen Jüngling umschlang und alsbald in die Tiefe zog. Es war das Ereignis des gesprochenen Wortes, so wie es entsteht aus dem Atem des ergriffenen Menschen – Dichterwort, neu

geschaffen – Wort aus dem Atem Goethes selbst. Im kunstvollen Vortrag war Herr Zaruba ein unübertroffener Meister.

Atem der Sprache, Ereignis von Glockenklang, Stimmen der Natur, Orgel und Sturmesbrausen – wie vertraut war mir dieser ganze Hörhorizont!

So war dieser Mann beides: der strenge Prüfer, aber auch der große Klangmagier und Beschwörer, der jeden Zuhörer in die dramatische Welt der Ballade entführte.

Endlich begann die entscheidende Woche mit den vier schriftlichen Prüfungsarbeiten im Privaten Gymnasium Jade. Der feierliche Augenblick war gekommen, wo Herr Burgwald vor unseren Augen und im Beisein eines zweiten Lehrers einen Brief öffnete, das rote Siegel der Schulbehörde aufbrach, das Schriftstück auseinander faltete in der Stille der gespannten Erwartung – und dann verkündete er die drei Aufsatzthemen, die von oben her genehmigt waren.

Eins dieser Themen hieß: „Wir stehen an einem Wendepunkt unseres Lebens, Besinnung tut not!“ Diese Aufgabenstellung entsprach genau meinen Gedanken und Gefühlen, die mich in jener Zeit bewegten. Empfindungen, aus Glück und Wehmut gemischt: Glück in der Vorstellung der nahen und erhofften Zukunft, da endlich alle Prüfungen überstanden waren; Wehmut, als mir klar wurde, dass ein großer Zeitabschnitt von sechs Jahren zu Ende ging, dem ich so viel zu verdanken hatte – und auf einmal spürte ich, dass es mir nicht ganz leicht wurde, von allem Abschied zu nehmen – von den spannenden Erzählungen von Herrn Weidmann, von meinen Klassenkameraden, von meinem gewohnten, täglichen Schulweg über die Brücke am Schilfteich und am Friedhof entlang

– Abschied von tausend Dingen, die mir zur Heimat geworden waren.

Das Leben in einer neuen weiterführenden Schule ohne die vertrauten Gesichter und ohne die Weite der Landschaft konnte ich mir noch gar nicht vorstellen.

„Wendepunkt des Lebens“, das hieß: Rückblick auf Schule, Elternhaus und Kirche – ein Rückblick in Dankbarkeit – und Vorblick auf die Zukunft. „Wendepunkt“ – das war Erinnerung, war Sammlung und Besinnung: Wie geht's weiter? Wer bin ich? Was ist das Ziel meines Lebens?

„Wendepunkt“ – Innehalten mitten auf der Brücke zwischen den Ufern der Zeit – und unter meinen Füßen rauschten die Fluten dahin.

Das Aufsatzthema kam wie gerufen – ein Glücksfall! War es nicht so ähnlich wie Tagebuchschreiben? In dieser Deutscharbeit konnte ich vieles verdichten, was damals in mir vorging.

Dann kamen die Tage mit den nächsten schriftlichen Prüfungsarbeiten in Englisch, Französisch, Mathematik – und dann der letzte abschließende Tag der mündlichen Prüfung.

Mit Galgenhumor saßen wir alle im schwarzen Anzug im Klassenraum – still gefasst auf einen dunklen Tag und auf die Erfüllung der düsteren Prognosen, die man uns gestellt hatte. Da ging die Tür auf, Oberschuldirektor Dr. Uhlenberg kam hereingeschneit mit schmunzelndem Gesicht: „Na, hoffentlich ist die Stimmung gut!“ Kurze Zeit später wurden wir in den Prüfungsraum gerufen, und Herr Dr. Uhlenberg hielt eine kleine Rede und versprach uns – händereibend und mit beruhigendem Tonfall – dass dies heute keine große und schwere Prüfung sein solle, sondern nur ein ganz normaler Schultag – der letzte

abschließende Tag, mehr nicht. Ein Tag, wo man natürlich auch Fragen an uns stellen würde, aber das sollten wir alles ganz ruhig und locker angehen lassen. „Kein Grund zur Panik!“

Dann wurde uns feierlich eröffnet, in welchen Fächern jeder seinen „letzten Schultag“ bestreiten sollte. Zu meinem großen Schrecken hörte ich: „Martin Andreas, Chemie.“ Damit hatte ich am allerwenigsten gerechnet. Aber Herr Preußner prüfte sehr nobel und half mir durch geschickte Fragen über manche Klippen hinweg. Es reichte noch zu einer Vier.

Viel Zeit verging mit der langen Reihe der mündlichen Prüfungen – es zog sich hin bis zum späten Nachmittag. Und so war der letzte Tag auch der längste Tag unserer Schulzeit. Der Himmel draußen war drückend und bleigrau. Kurz vor der abschließenden „Urteilsverkündung“ saßen wir noch eine Weile im Gastraum im Kaufhaus Krausewitz.

Durften wir das? Natürlich! Frau Krausewitz war wie eine fürsorgliche Mutti, die schon mehrmals zur Schule herübergekommen war und sich erkundigt hatte, wie es denn so stand mit uns und wie uns zumute war.

Und jetzt hatte sie uns spontan eingeladen, wir sollten uns einen kurzen Augenblick erholen nach dem langen Tag – während im Prüfungsraum das „Jüngste Gericht“ tagte.

Wir sprachen nicht viel miteinander. Jeder wusste, so schnell kommen wir nicht wieder zusammen. Abschiedswehmut.

Im Radio im Gastzimmer Krausewitz erklang zufällig ein slawischer Tanz von Antonin Dvorák, der mich sonderbar berührte mit seinem hinreißenden Schwung und dem raschen Dur-Moll-Wechsel.

Das war es – jene Stimmung, in der ich mich gerade befand – schon all die Tage zuvor und jetzt noch mehr – sie hatte

musikalischen Ausdruck gefunden – seltsamer Tanz aus Glück und Wehmut. Nun spürte ich es mit vollem Gewicht: Jetzt in diesen paar kurzen Minuten des Zusammenseins geht er zu Ende – der letzte Schultag in Jade und unsere ganze Zeit im Privaten Gymnasium Jade.

Sechs Jahre lang hatten wir Lust und Frust der Schule miteinander geteilt. Sechs Jahre lang hatten wir unser gemeinsames Schicksal getragen. Kleine Jungen und Mädchen sind wir damals gewesen, ganz am Anfang – damals im engen Klassenraum neben dem Ziegenstall. Und jetzt verweilten wir hier – schon fast Erwachsene in vornehmer Kleidung – und warteten auf das abschließende Urteil.

So saßen wir still versammelt in nachdenklicher Runde im Gastzimmer des Hauses, wo wir so oft unsere Schulhefte, Tinte und Radiergummi gekauft hatten. Froh waren wir alle – „jetzt gleich noch ein kurzes aufregendes Endspiel – dann ist alles vorbei“ – froh, aber auch ein wenig nachdenklich und von leiser Trauer berührt.

Ich lauschte auf die Musik der verklungenen Jahre, die dort aus dem Rundfunk kam. Schauer des Augenblicks, der mich ergriff – flüchtiger Hauch der Erinnerung – und der Dur-Moll-Wechsel der verwehenden Zeit.

Der slawische Tanz war verklungen – und kurz darauf war es schon so weit, und wir wurden ins Prüfungszimmer hereingerufen. Stillschweigend und klopfenden Herzens begaben wir uns in den Raum. Voller Neugier versuchten wir, etwas Hoffnungsvolles aus den Gesichtern der Lehrer zu lesen – aber die tiefen Sorgenfalten verrieten nichts Gutes. Kein Zweifel – bedrückende Stimmung ringsumher – dicke Luft.

Man wartete, bis der letzte Schüler hereingekommen war und die Tür leise hinter sich zugemacht hatte. Dann erhob sich Herr Uhlenberg mit einem bekümmerten Gesicht, schob langsam die Brille in seinem Gesicht zurecht und sagte – händereibend – mit bedauerndem Tonfall, dass der letzte Schultag nun doch nicht ganz so erfolgreich verlaufen sei, wie er heute Morgen wohl noch gehofft hatte, und dass es ihm nun nicht ganz leicht falle, als Oberschuldirektor seine traurige und notwendige Pflicht zu erfüllen, uns mitzuteilen, dass drei Schüler aus unserer Gruppe den Abschluss nicht geschafft hatten.

Dann bückte er sich, hob einen Notizzettel auf, um genau die Namen der Schüler zu nennen, um die es sich handelte.

Wie drei dumpfe Hammerschläge fielen die Namen in die beklemmende Stille. Langsam und schweigend legte Herr Uhlenberg den Zettel wieder hin und sah die Betroffenen an, voll Wehmut und gutmütig nickend: „Bitte, verzweifeln Sie nicht! Sie dürfen die Prüfung im nächsten Jahr noch einmal wiederholen.“

Und der Rest hatte bestanden!

Man gratulierte uns. Die Lehrer drückten jedem die Hand – still und mit einem anerkennenden Lächeln – und dann wurden wir nach Hause entlassen.

Und ich lief meinen alten Schulweg entlang, rannte und rannte – in stürmischer Eile, im Freudentaumel – so schnell war ich noch nie zu Hause angekommen: „Geschafft! Alles gut gegangen!“

Und jetzt hatte ich erst mal F e r i e n!

Heimweh – das Beste von zu Hause

Dann kam der große Tag, an dem wir unser Abschlusszeugnis empfangen durften – im würdigen Rahmen der Entlassungsfeier.

Einmal noch ging ich auf meinem alten Schulweg – im vollen Bewusstsein: Das ist nun das letzte Mal – diese romantische Wegstrecke. Zum letzten Mal der kurze Fußmarsch zum Privaten Gymnasium in Jade. Und ohne die schwere Schultasche – seltsam! Aber jetzt ging ich nicht alleine, sondern in Begleitung meiner Verwandtschaft: meine jüngere Schwester, die noch zwei Jahre des Gymnasiums vor sich hatte, meine Eltern, meine Patentante Paula aus Marburg, die mir immer zu jedem Geburtstag und zu jedem Weihnachtsfest teilnahmevolle Briefe und spannende Bücher geschickt hatte, und meine Großmutter aus Varel, die in den langen Winterabenden der Nachkriegszeit immer so viele Geschichten erzählen konnte. Sie alle gingen mit mir, liebevoll teilnehmend an meinem Schicksal – an einem Wendepunkt meines Lebens. Sie wollten unbedingt dabei sein und die Abschiedsfeier in der Schule miterleben, wo „das Patenkind“ oder „der Enkel“ einen neuen Lebensabschnitt beginnen durfte – eine Stunde der Rückschau und der Zukunftshoffnung.

Meine Großmutter war damals schon in einem Alter, wo ihr das Gehen schwer fiel, mühsam und tapfer bewegte sie sich vorwärts

mit dem Krückstock. Meine Patentante Paula interessierte sich vor allem für meine musischen Neigungen und warf ein liebevolles Auge auf meine Gemälde, die in der Bilderausstellung hingen – Ergebnis des Kunstunterrichtes von Frau Zeisig.

Auch meine Mitschüler waren mit vielen Verwandten eingetroffen – alle kamen herbeigeströmt, und nach und nach füllten sich die Stuhlreihen in der Aula – ein erwartungsvolles Publikum mit vielen jungen und alten Damen und Herren. Wir waren recht gespannt, als Gerhard Grundmann, unser Klassenältester, mutig das Rednerpult betrat, um eine kurze Abschiedsrede zu halten. Er hatte seine Aufgabe gut gemeistert – ganz ruhig und ohne Lampenfieber – sprach uns allen aus dem Herzen und brachte unsere Dankbarkeit für die lange Schulzeit zum Ausdruck.

Laura Lindhoff, Schülerin der Klasse sechs, trug einen gedankenvollen Text vor – tapfer und mit lieblichem Ernst – Worte von J. Gillhoff „Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer“. Der wichtigste Satz: „Dann ist Heimweh das Beste, was der Mensch mitnehmen kann von zu Hause.“

Dann wurden wir einzeln nach vorn gerufen zum Empfang des Abschlusszeugnisses – Herr Preußner teilte die Urkunden aus und gab jedem von uns die Hand – zum letzten Mal, so wie er es immer getan hatte in all den sechs Jahren – jeden Morgen hatte er den ankommenden Schülern die Hand gegeben, und am Mittag wurde jeder mit einem Händedruck persönlich verabschiedet. Ein Brauch, der den familiären Charakter der Schule und die persönliche Vertrauensbeziehung zwischen Schülern und Lehrern verstärkte. Und jetzt wurden wir mit einem ritterlichen Handschlag aus der großen Lehrer-Schüler-Familie entlassen.

Der Höhepunkt an jenem Tag war die Abschiedsrede von Herrn Weidmann. Ein letztes Mal noch hingen wir an den Lippen dieses

alten, erfahrenen Mannes und lauschten. Da war es wieder, was uns so vertraut war – jene Mischung von Humor und Tiefsinn, der lebendige Pulsschlag des erfahrenen Pädagogen. Viel Lebensmut gab er uns auf den Weg – und er empfahl uns, immer Optimist zu bleiben und sagte, dass wir nicht gleich alles hinwerfen sollten, wenn im Beruf mal etwas schief gehe.

Und dann war sein Blick fest auf uns gerichtet – ein bedeutsamer Blick, der unter dem großen Bühnenschädel hervorleuchtete – seine Augen bekamen jenen feuchten Schimmer von Ergriffenheit wie in den großen Momenten, wo seine Geschichten das Erhabene streiften:

„Vergesst euren Herrgott nicht!“

Und zum Ausklang ein musikalischer Abschiedsgruß: Unter der Leitung von Herrn Weidmann sang der Schülerchor dieses Lied:

Nun zu guter Letzt
Geben wir dir jetzt
Auf die Wandrung das Geleite.
Wandre mutig fort, und an jedem Ort
Sei dir Glück und Heil zur Seite.
Wandern müssen wir auf Erden
Unter Freuden und Beschwerden.
Geh hinab hinauf! Unser Lebenslauf!
Das ist unser Trost auf Erden.
Das ist unser Trost auf Erden.

Bruder, nun Ade!
Scheiden zwar tut weh.
Scheiden ist ein bittres Leiden.

Wer es gut gemeint
Bleibt mit uns vereint
So als gäb es gar kein Scheiden.
Dieser Trost mag dich begleiten,
Manche Freude dir bereiten.
Wenn du bist im Glück
Denk an uns zurück!
Denk an die vergangenen Zeiten!
Denk an die vergangenen Zeiten!

Bruder, nimm die Hand
Jetzt als Unterpfand,
Dass wir treu gesinnt verbleiben!
Redlich, sonder wank,
Frei von Neid und Zank
Stets in unserm Tun und Treiben.
Endlich wird's einmal geschehen,
Dass auch wir uns wiedersehen
Und uns wieder freun
Und den Bund erneun.
Lebe wohl, auf Wiedersehen!
Lebe wohl, auf Wiedersehen!

Zu Hause holte ich mein Album mit Erinnerungsfotos hervor und klebte noch ein Bild hinein – die letzte Aufnahme von uns allen in unserem Klassenraum, kurz vor der mündlichen Prüfung. Wenn ich heute wieder dieses Bild betrachte, wird jene Zeit wieder lebendig – die Gesichter meiner Kameraden und die ganze Schulzeit in Jade. Jeder Einzelne ist mir noch deutlich in Erinnerung geblieben – und langsam wandert mein Blick von einem Gesicht zum anderen. Jetzt

reizt es mich doch, im Stil einer humoristischen Schülerzeitung jeden Einzelnen zu charakterisieren. Wie sehr wünsche ich mir, dass jede Schulkameradin und jeder Schulkamerad noch einmal lebendig wird und aus dem Rahmen des starren Klassenfotos heraustritt, um sich frei zu bewegen auf der Traumbühne meiner Schulgeschichte – jeder in seinem Bewegungsstil, seiner Stimme, seiner unverwechselbaren Art zu lachen.

Lenchen Laubach: Da steht sie, die erste von links auf dem Bild, halb versteckt hinter den anderen, ganz unauffällig wie immer; Pianissimo-Stimme, hauchzarte Bescheidenheit; stets ordentlich und fleißig, kämpft sich still und tapfer durch alle schwierigen Anforderungen der Schule.

Helga Schmitz: kontaktfreudige Haltung, strahlendes Lächeln im breiten Gesicht, immer dezent und stilvoll gekleidet.

Frieda Franzen: nimmt nie ein Blatt vor den Mund, sagt immer direkt ihre kritische Meinung, genau, knapp, aber herzlich, und zeigt dabei ihr frisches, unbekümmertes Lachen; keine Angst, Lehrern zu widersprechen. Sie lacht wie immer, schüttelt ihre kessen Locken aus der Stirn; sehr kameradschaftlich.

Torsten Torwald: mit Abstand der Ruhigste von uns allen, mit einem Lächeln, das Wärme und Gelassenheit ausstrahlt; er ruht in sich selbst; schreibt in Klasse zehn eine Jahresarbeit über Landwirtschaft und moderne Technik. Langsame, gründliche Arbeit und Bodenständigkeit liegen ihm im Blut.

Gerhard Grundmann: der Älteste von uns allen, schöne, tiefe Bass-Stimme beim Singen. Immer zu lustigen Späßen aufgelegt; witzige Redensarten. Schöne Abschlussrede.

Emil Bunje: der Kleinste, kugelrund, schnell zum Lachen zu bringen, kann sich nicht bremsen und fängt sofort an zu kichern, wenn es nur im Geringsten witzig wird.

Paul Bierbach: Seine Seele steckt hinter einer dicken Elefantenhaut; kühler Humor; er lebt nach dem Motto: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!“

Dieter Blohm: überdurchschnittliche geometrisch-intuitive Begabung, von Herrn Preußner sehr geschätzt; naturverbunden, liebt den Sternenhimmel; tolerant, guter Kamerad.

Borghild Grothaus: lacht gern über die Scherze von Herrn Weidmann – ein gemütliches, breites „Haha!“; hohe klare Stirn, wie ein schönes, bäuerliches Fachwerkhaus; ausgeglichen, sehr kameradschaftlich; Sinn für Gerechtigkeit.

Veronika Wohlaab: fällt auf durch schriftstellerische Begabung im deutschen Aufsatz, schreibt annähernd im Stil jener Kinderbuchautorin Johanna Spyri; vermutlich große Leseratte; reife Ansichten, gute Schülerin, sicher.

Ludwig Lindenberg: mit Abstand der Fleißigste von uns allen, durfte wegen lauter Einsen im Zeugnis eine Klasse überspringen; so kam er zu uns, und schon einen Monat später hatte er uns in allen Fächern überflügelt; unglaubliches Gedächtnis, restlos allwissend; stets ein pfiffiges, überlegenes Lächeln bei allem, was er sagte.

Walter Wolking: barocke Lockenpracht; rauschhaft expressionistischer Stil im Aufsatz, zum Beispiel in der grellbunten Schilderung des Herbstes; reiche, wirbelnde Phantasie; windbewegte Art, Gedichte vorzutragen; skurriler Humor, nie langweilig.

Gudrun Lenz: ruhig, langsam, sensibel; rhythmisch einfühlsam in der Tanzstunde; kam erst später zu uns.

Siegfried Püschel: pfiffige Intelligenz, Blitzmerker bei schwierigen mathematischen Denkopoperationen bei Herrn Preußner – „Ha, ich weiß“, und sein Arm schoss in die Höhe, wenn er sich meldete;

Galgenhumor in kritischen Situationen; er kann es nicht schaffen, in todernsten Schimpfreden bei Herrn Zadka ein Lachen zu unterdrücken.

Tibor Korthus: der größte von uns, mächtige schwarze Haartolle, hatte für alles einen treffsicheren Spruch auf Lager.

Bernd Loheide: mein Banknachbar in Klasse zehn; ruhige sachliche Intelligenz, zuverlässig, fester Charakter.

Martin Andreas: bringt öfter seine Geige mit in den Musikunterricht, von einigen Schülern als „Nervensäge“ bezeichnet; großes Interesse an Fächern, die musische Kreativität und philosophisches Denken verlangen: Musik, Kunst, Deutsch, Religion.

Neben diesem Bild klebte ich noch ein Foto aus dem fünften Schuljahr in mein Album – auf der letzten Seite. Da sitzen wir brav und manierlich mit gefalteten Händen und vor den Schulbänken im kleinen Klassenzimmer, kerzengrade – mit Herrn Zadka im Hintergrund, der damals unser Klassenlehrer war. Man sieht dem Raum nicht an, dass er vor kurzem noch ein Viehstall war. Er war einfach, sauber und praktisch.

Und richtig – da fallen mir noch ein paar Gesichter ein, die auf keinem der beiden Klassenfotos verewigt sind, Schüler, die nur vorübergehend bei uns waren – und es wäre schade, wenn man sie vergessen würde.

Fabian Fuchs: sehr sparsam, dreht jeden Pfennig dreimal um; hinreißender Schauspieler beim Erzählen mit starkem Lacherfolg, besonders bei der Karikatur von Autoritätspersonen; blitzschnelles Denken, nie um eine schlagfertige Antwort verlegen; unerschöpfliche Phantasie für originelle Streiche.

Fritz Krausewitz: Sohn des Kaufmannes Krausewitz, blond, sprühender Witz; hat den kürzesten Schulweg, nur eine Treppe

hoch; Experte für Karl May. Interessante technische Hobbys: Fotografie mit Farbfilter, eigenes Fotolabor, Tonbandgerät mit Aufnahme von Gesprächen (das war damals etwas ganz Seltenes).

Uwe Baumgarten: sehr strebsam, schreibt oft eine glänzende Eins; angenehm ruhig, stiller Humor, der ins Philosophische übergeht.

Norbert Hofer: hochgewachsen, schmal, dichtes schwarzes Kraushaar, kritische Intelligenz, ruhige, freundliche Stimme.

Gundula Waldorf: kommt aus Bayreuth, kennt Wagner-Festspiele; süddeutscher Akzent, lange dunkle Zöpfe – sieht aus wie das „doppelte Lottchen“ von Erich Kästner; nachdenkliches Wesen, große Ausdauer bei tiefsinnigen Gesprächen; plötzlich ausbrechende Heiterkeit bei urkomischen Geschichten von Herrn Weidmann, sprühende Augen.

Berta Oltmanns: kugelrunde Körperformen, gemütliche Stimme, plattdeutscher Akzent, wenn sie Hochdeutsch spricht; liest gerne Gruselgeschichten.

Heimweh – jene Stimmung, wenn ich alte Fotos aus meiner Schulzeit hervorkrame. Ein glücklicher Zufall war es, dass mir eines Tages der Text über das „Heimweh“ noch einmal in die Hände fiel – Jahrzehnte später – jene Worte, die bei meiner Abschiedsfeier im Privaten Gymnasium in Jade vorgetragen wurden. Ich stöberte in den alten Büchern, die ich von meinem Vater geerbt hatte. Nach dem großen zeitlichen Abstand von einem halben Jahrhundert lese ich heute diesen Text mit ganz anderen Gefühlen. Bücher sind keine toten Gegenstände sondern lebendige Wesen, die in der Zeit wachsen und reifen – stille Freunde, die uns ein Leben lang treu bleiben und in jeder Altersstufe wieder ganz anders und neu zu uns sprechen. Texte, die man lange vergessen

hat, kehren wieder und werden zum Medium der Erinnerung – erzeugen jene leise Wehmut des „Es war einmal“.

Kein anderer hat es schöner gesagt als Jean Paul: „Bücher sind nur dickere Briefe an Freunde.“

Und hier ist ein Auszug aus einem jener „dicken Briefe“ – der Text: „Jürnjakob, das ist Heimweh!“ (aus: Johannes Gillhoff: Jürnjakob Sween, der Amerikafahrer, S. 295, 296, 298):

„Am letzten Sonntagnachmittag saßen Wieschen und ich am Tisch und sprachen über dies und das, wie das so zu gehen pflegt. Und es dauerte nicht lange, da waren wir mit unserm Sprechen wieder im alten Dorf, wie das auch so zu gehen pflegt. Da fiel mir was ein, und ich sagte: Was ist das, Wieschen, und woher kommt das, daß wir mit unserm Sprechen immer so bald im alten Dorf sind? Da hörte Wieschen auf mit ihrem Strumpfstopfen und sah mich still an und sprach: Jürnjakob, das ist Heimweh! – Was soll das sein? – Heimweh, sagt sie und sieht mich wieder still an, Heimweh nach unserm alten Dorf. Das soll Heimweh sein? Das haben wir doch nie nicht gehabt. Woher soll das nun mit einmal kommen, wo wir hier doch alt geworden sind? Wie kann das Heimweh sein, wenn wir bloß dann und wann von zu Hause reden tun? – Jürnjakob, sagt sie und sieht mich wieder still an, du hast es all die Jahre gehabt und ich auch. – Und das sagt sie so still vor sich hin, als wenn einer abends sagt: Die Sonne geht auch bald unter.“

...

Und Jürnjakob sagt es zu sich selber: „Die Strohkatzen und die Menschen sind alt geworden, und du bist auch alt geworden; aber du kannst das Dorf nicht vergessen. Jahr für Jahr ist es lebendiger geworden in dir, und du hast dich ausgeruht bei dem Gedanken an deine Heimat, und manchmal hat es dich ordentlich wieder jung

gemacht auf deine alten Tage und auf deine müden Stunden. Da ist etwas, das lässt sich nicht mit den Händen greifen; aber es ist doch da. Land Amerika hat sein Gutes, aber das hat es auch nicht. Es hat keine Zeit, sich zu besinnen. Darum ist es dir inwendig fremd geblieben.

Dann stand ich wieder still: Wenn das Heimweh ist, dann ist Heimweh keine Krankheit. Dann ist Heimweh das Beste, was der Mensch mitnehmen kann von Hause. Dann ist Heimweh das Beste, was der Mensch auf Erden hat. Und wenn er Flügel der Morgenröte nimmt oder wenn er über die halbe Erde fährt und an die fünfzig Jahr als Farmer in Iowa arbeitet, er reißt sich doch nicht von ihr los. Sie hält ihn fest wie ein starkes Seil, und keine Macht der Erde bindet mehr, als die Heimat bindet.“

3. Was mir die Grabsteine erzählen

Heimweh, das den alten Amerikafahrer Jürnjakob Svehn ergreift, als er die ersten Beschwerden im hohen Alter spürt: Erinnerung an die breiten Strohdächer im Dorf seiner frühen Kindheit. Und das letzte Lied, das der Schülerchor gesungen hatte, Worte von einem Leben als Wanderung durch Freuden und Beschwerden, immer hinab hinauf. „Wenn du bist im Glück, denk an uns zurück!“ – Abschiedsklänge, herüberwehend von meinem letzten Tag im Privaten Gymnasium in Jade.

Noch lange blieben diese Töne in meinen Ohren hängen, weiterhallend im inneren Klangraum der Seele. Und die mutige Stimme des kleinen Mädchens, das den gedankenschweren Text aus dem Roman von Johannes Gillhoff aufsagte, von jenem Autor mit dem unverwechselbaren Klang von lächelnder Güte und herber Wehmut – zuweilen wie ein trockenes Laubgeraschel des Herbstes zwischen den Zeilen. Die warme Stimme von Herrn Weidmann mit dem Abschied nehmenden Blick des alten Lehrers, der uns noch ein paar gute Worte auf den Lebensweg gab, mit jener Verbindung von Humor und Tiefsinn – ein Ton, den wir kannten und der uns so vertraut war aus dem Unterricht, wenn er zu erzählen begann und den Kuhstall in ein fliegendes Klassenzimmer verwandelte, zur abenteuerlichen Zeitreise durch die Geschichte der Menschheit.

Das fliegende Klassenzimmer hatte sich aufgelöst, und wir segelten nicht mehr in den Bildwelten der Vergangenheit umher, sondern vorwärts ging die Reise auf den sturmgewaltigen Flügeln der Zeit. Nur manchmal noch, wenn uns der Wind ordentlich um die Ohren pfiff, drehten wir uns um, warfen einen Blick zurück auf die

Schulzeit und wurden flüchtig gestreift von dem Gefühl, das man nicht in Worte fassen kann – jenes Gefühl, das die Dichter meinen, wenn sie von „Heimweh“ sprechen.

Heimweh nach den unvergesslichen Lehrgestalten und der Schulbaracke, deren Umgebung wir selbst gestaltet hatten mit Buchsbaumhecken und Blumenbeeten; Heimweh nach der Tauwetterstimmung, wenn die Eisschollen unter der Jade-Brücke langsam dahinglitten; nach der Kirchturmspitze, die das dichte Laubwerk der alten Bäume auf dem Friedhof überragte; nach dem tiefdröhnenden Klang der großen Orgel; nach dem Krippenspiel am Heiligen Abend. Und Heimweh nach der wortgewaltigen Predigt von Pastor Andreas mit dem vollen Griff ins Menschenleben, erzählfreudig und prallbunt.

Fünfzig Jahre später hatte mich diese sonderbare Empfindung wieder eingeholt und mit Macht ergriffen. Mit der Post kam ein Brief ins Haus: die Einladung zur Goldenen Konfirmation in Jade. Ich traute meinen Augen nicht: Wie bitte? Goldene Konfirmation?! Bin ich denn schon so alt geworden? Gerade soeben war ich noch der junge Erwachsene, der nach einem festlichen Gottesdienst über die Brücke nach Hause ging im schwarzem Anzug und mit einem schneidigen Schlips und dem Konfirmationsschein – im stolzen Gefühl, den ersten Schritt in das Erwachsenenleben geschafft zu haben. War das nicht erst gestern? Und nun die Einladung zur Goldenen Konfirmation! Was für ein Narrenspiel der Zeit! Wo waren die fünfzig Jahre geblieben?

Ich machte mich auf den Weg, fuhr los mit meinem Wagen – und bald empfing mich die Heimat im Glanz eines goldenen Oktobermorgens. Weißer Nebel bedeckte die weiten Wiesenflächen der norddeutschen Landschaft, die mir so vertraut war – hier und da ein paar Wege, Zäune und Bauernhöfe, die so

einsam und verloren wirkten in der unendlichen Weite. Wachsendes Morgenlicht – und am fernen Horizont bemalten die ersten Sonnenstrahlen die Wolkenränder mit blühenden Farben.

Als ich am Parkplatz vor der Kirche ankam, war noch niemand da von meinen Kameraden, die ich nun bald als „goldene Konfirmanden“ wiedersehen würde. Süßer modriger Duft des Herbstes. Frischer Hauch eines jungen Tages als Heimatgruß. Es war noch recht früh. Ich hatte also noch ein wenig Zeit, durchschritt das offene Tor mit dem eisernen Gitter, das zur Friedhofsmauer gehörte – dahinter war jene schweigende Welt mit den alten Bäumen und Kieswegen, die ich damals in meiner Jugendzeit so oft betreten hatte.

Und da standen die Namen der Menschen auf den Grabsteinen – kalte, stumme Buchstaben im dunklen Gestein. Namen mit einem Klang, der aus tiefer Zeitenferne zu mir herüberwehte. Erinnerung an Menschen, die längst verstorben waren.

Dort, war das nicht der Name des großen Bauern, der im Gründerverein des Privaten Gymnasiums gewesen war? Seine breite Stirn, der schwere Schritt und die wuchtige körperliche Erscheinung treten hervor aus dem Schatten der Vergangenheit. Und hier, war das nicht der Name des Apothekers? Deutlich sehe ich ihn vor mir, ein drolliger Schlaukopf, sein Haupt war immer ein wenig zur Seite geneigt, wenn er so wie ein listiger Fuchs lächelte. Und daneben – war das nicht der Name von dem Kaufmann mit dem großen Garten, wo Herr Preußner im botanischen Unterricht uns in die geheime Ordnung der Pflanzenwelt einweihte und wo später die Schulbaracke errichtet wurde? Doch, er war es – jener vielseitige Ladenbesitzer, den wir liebten, weil er so herrlich

flunkern konnte, wenn wir bei ihm ein Schulheft kauften, und der es schaffte, uns immer wieder einen Bären aufzubinden.

Und dort, nicht zu fassen, der Name meines Hausarztes damals! Noch sehe ich sein narbenreiches Gesicht, wie er in aller Ruhe und Sorgfalt meinen Finger verband, der durch einen Unfall gequetscht worden war. Seine bedächtige Stimme tat gut, und nun war der Finger fest umwickelt wie in einem kühlen Bett und konnte sich ausruhen von den heftigen Schmerzen.

Und hier, tatsächlich, der Name des kleinen, flinken Mannes im weißen Kittel, jener Frisör, der uns in der Jugendzeit immer die wilden, krausen Haare zurechtschnitt und nach der langweiligen Prozedur ein paar Bonbons zusteckte – Belohnung für das geduldige Stillsitzen. Noch höre ich das emsige Klappern der Schere.

Und jetzt entzifferte ich einen Namen, nein, das kann nicht wahr sein – der Name von einem Schüler des Privaten Gymnasiums! Kein Zweifel, das war er – nur ein Jahr jünger als ich. Deutlich sehe ich ihn vor mir mit seinen hellen wasserblauen Augen und dem blonden Schopf. Ich lausche in mich hinein: Da ist noch sein übermütiges Lachen und seine erzählfreudige Knabenstimme, so als hätte ich ihn erst vor wenigen Tagen getroffen.

Die Mehrheit dieser Verstorbenen musste wohl mein Vater, Pastor Andreas, beerdigt haben, die Jahreszahlen beweisen es. Fünfundzwanzig Jahre war er Seelsorger in Jade gewesen – und fast eine ganze Generation hatte er auf dem Weg zur letzten Ruhe begleitet.

Bilder aus der Vergangenheit, die aus den stummen Zeichen auf den steinernen Tafeln herauswachsen und mir entgegenleuchten. Stille Gedanken: „Die Zeit vergeht.“ „Lang, lang ist's her!“ „Weißt du noch?“

Und wieder höre ich die Stimme des Küsters, der in der Silvesternacht gleich nach dem Läuten der Kirchenglocken zu uns ins Pfarrhaus kam, sehe, wie er sich den Schnee von den Schuhen klopfte, dasitzt, Glühwein trinkend und fröhlich plaudernd – zuweilen den Kopf schüttelnd: „Nicht zu fassen. Schon wieder ein Jahr vorbei! Tid geht bannig fix rum!“

Und da bin ich wieder der Totengräber, der ich einmal gewesen bin auf der Bühne des Gymnasiums in Varel, mit einem schwarzen Zylinderhut auf dem Kopf und dem Spaten in der Hand – in jenem Stück von Thornton Wilder „Unsere kleine Stadt“. Ein alter Mann kommt auf mich zu, der viele Jahre nicht mehr in seinem Heimatort gewesen ist und nun vor den vielen Grabsteinen stehenbleibt, tief erschüttert, als er liest, wie viele inzwischen davongegangen sind, die ihm seit frühesten Kindheit vertraut waren. Und ich erzähle ihm vom Schicksal und vom Lebensende der Menschen: eine junge Mutter, die bei einer schwierigen Entbindung starb. Ein geplatzter Blinddarm. Ein Selbstmord.

So schritt ich langsam an der Reihe der Stühle vorbei, die an Stelle der Grabsteine standen. Auf jedem Stuhl sitzt ein Mensch, der im ersten oder zweiten Akt eine wichtige Rolle gespielt hatte – schweigend. Der dritte Akt zeigt, wie das Spiel endet, das „Leben“ heißt.

Als junger Darsteller auf der Bühne ahnte ich noch nicht, dass ich ein halbes Jahrhundert später einmal den Friedhof meiner eigenen Heimat durchwandern würde – in derselben Totengräberstimmung. Mit derselben kopfschüttelnden Verwunderung und der langsamen Blickwanderung über die Reihe der Gesichter, die aus den stummen Inschriften und Namen hervorsahen. Mit leiser Wehmut – die der goldene Oktobermorgen verklärte.

Und wahrhaftig, dort stand immer noch der hohe Grabstein, an dem mein Schulweg vorüberführte – mit jener Menschengestalt in Lebensgröße und der senkrechten Linie, die den Körper genau in zwei Hälften teilt: eine Lebens- und eine Todeshälfte. Rechts der nackte Männerkörper, in der Hand einen langen Zweig als Symbol des Frühlings und des blühenden Lebens. Links die Todeshälfte – ein Skelett mit einer Sense in der Knochenfaust. Tod und Leben, oft nur durch eine schmale Linie voneinander getrennt. Wie oft hatte mich damals das Doppelgesicht des Lebens und des Todes angestarrt, wenn ich vorüberging, ein grinsendes Mahnmal. Besonders eindrücklich im dunklen Winterabend auf dem Weg zum Gottesdienst am Jahresende – jene Rätselgestalt, die das Geheimnis des Lebens und Todes umschloss – tief verschneit und flüchtig berührt vom schwankenden Schein der Stalllaterne, die uns den Weg zur Kirche erleuchtete.

Ein halbes Jahrhundert hatte ich ihn nicht mehr gesehen, diesen steinernen Mann mit dem blühenden Zweig und der Sense. Und nun trat er mir wieder entgegen, stand da und hielt einsame Wache über den vielen Grabinschriften, den Lebensbildern und Schicksalen der Verstorbenen.

Der Baum, der dieses Mahnmal überwölbte, war älter und knorriger geworden, das Laubwerk seiner Äste und Zweige dichter und schwerer und ein wenig tiefer herabgesunken. Ein paar goldgelbe Blätter fielen auf die monumentale Platte, die dort unten ruhte wie ein breiter, wuchtiger Gedankenstrich, der die stumme, steingewaltige Predigt des Sensenmannes bestätigte.

Die goldgelben Blätter und die feierliche Stille ringsumher – tröstend. Das Wort Friedhof – enthält es nicht das Wort Frieden? Ein Hof ist da, eingezäunt und geschützt vor dem Lärm des Tages. Ein Ort des Schweigens, wo alle Menschen einmal heimkehren

dürfen in den ewigen Frieden. Eine Stelle, wo alles zur Ruhe kommt, alle Schmerzen und Tränen des Lebens, alle Unruhe und Verzweiflung.

Sonderbar, warum müssen die Menschen den Tod immer in ein Schreckgespenst verwandeln? In Gruselkrimis im Fernsehen, in der modernen Verzweiflungsliteratur, in der Existenzphilosophie? Ich denke an das Laienspiel in der Jader Kirche damals, an jenes schwarzgekleidete Mädchen, das beim reichen Kornbauer anklopft und ihn beim Geldzählen stört. Er schaut auf – und da weiß er: „Nicht nur das Geld ist gezählt. Auch meine Tage sind gezählt.“ Er sieht den schönen Ernst im Gesicht des Todesengels – und langsam reicht er ihm die Hand und folgt ihm willig in die andere Welt.

Diese stille, mädchenhafte Gestalt war mir seitdem zum tröstlichen Bild des Todes geworden.

Und das Monument mit dem Doppelgesicht des Lebens und des Todes, ist es nur erschreckend? Im ersten Augenblick vielleicht. Aber je länger ich dort verweile, desto mehr spüre ich, wie die Stille zu einem schützenden Mantel wird, der mich umhüllt – Gefühl einer dunklen Wärme.

Denn der Tod ist nicht das Letzte. Der blühende Zweig wird zum Gleichnis der Auferstehung.

Ich denke an jenen Satz des Dichters Johannes Gillhoff, den er bewusst im Stil der Bergpredigt und im Tonfall der Worte Jesu geschrieben hatte:

„Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Ein dumpfes Geräusch aus der Ferne holte mich zurück aus der nachdenklichen Stille. Was war das? Klang es nicht nach vorfahrenden Autos und Türeenschlagen? Und waren da nicht

Stimmen, so als ob man sich fröhlich begrüßte? Kein Zweifel – die ersten von meinen Mitkonfirmanden waren soeben auf dem Parkplatz vor der Kirche eingetroffen. Ich nahm Abschied von der Welt des Schweigens, von den Bildern der Vergangenheit und dem Frieden der Toten. Ich war gespannt, wen ich jetzt gleich wiedersehen würde und machte mich schnell auf den Weg.

4. Goldene Konfirmation

Immer noch parkten Wagen ein, und in kurzer Zeit hatten sich gut siebzig Senioren versammelt – mein Blick schweifte suchend umher: lauter ältere Damen und Herren, edel gekleidet und mit fremden Gesichtern.

Da kam einer lachend auf mich zu: „Sag mal, der Pastor Andreas, der uns damals konfirmiert hatte, war das nicht dein Vater?“ Und schon kamen wir ins Gespräch. „Manchmal haben wir ihm Streiche gespielt im Unterricht. Das hatte er gar nicht verdient. Er war immer ein herzensguter Mensch. Aber wir waren damals jung, dumme Lausebengels, und haben nicht darüber nachgedacht.“

Viele Stimmen: „Stell dir vor, dein Vater hat mich getraut“ „Ja, dein Vater hat meine Mutter beerdigt.“ „Dein Vater hat meine Tochter getauft.“ „Dein Vater war oft bei uns zu Besuch, wir haben fröhlich geplaudert, stundenlang.“

Wie eng ist doch die Kirche mit dem Schicksal der Menschen verflochten. Wie tief hatte sich das Bild der starken Persönlichkeit von Pastor Andreas dem Gedächtnis der Dorfgemeinschaft eingepägt – das Bild eines Menschen, der auf Hochzeiten jeden Spaß mitmachen konnte und zugleich ein Seelsorger, der ein großer Zuhörer war, wenn jemand Kummer hatte. Ein Mann, von dem man sich herrliche Geschichten erzählte, die zum Lachen waren. Zugleich ein Dorfgeistlicher, der die Menschen durch alle Höhen und Tiefen des Lebens führte.

Eine ältere Dame blinzelte mich an: „Na, kennst du mich noch? Weißt du denn nicht mehr, wer ich bin?“ Ich überlegte, aber ich konnte das Gesicht schwer einordnen. „Ich war die Maria, und du warst der Josef. Weißt du das noch?“ Ich fiel aus allen Wolken: „Elisa – bist du es wirklich? Nein, nicht zu fassen! Wir beide waren damals auf Herbergssuche in Bethlehem. Der Wirt, der uns den Stall zum Übernachten zeigte, sah so drollig aus mit seinem dickem Bauch und der Zipfelmütze. Und die Hirten spielten so lebensnah, laut schimpfend auf die reichen Leute und ganz erschrocken bei der plötzlichen Erscheinung des Verkündigungsendgels.“

Die tiefgebeugte Gestalt eines alten Mannes, mehr hauchend als sprechend: „Weißt du noch? Wir saßen damals nebeneinander auf der Bank im Konfirmandenunterricht. Wir haben uns immer gut verstanden.“ Sogleich fiel mir der Name wieder ein: „Mensch, bist du das wirklich? Uwe, ja genau, ich weiß es noch. Wie geht’s dir denn?“ Ein müdes Lächeln. „Viel Pech gehabt. Dreimal Operation am Hirntumor. Aber ich hab’s überstanden. Jetzt geht’s besser. Doch, ich kann zufrieden sein.“

Und jetzt eine kleine, bucklige Dame mit langsamer Stimme: „Na, rat mal, wer ich bin? Erkennst du mich nicht? Hausmädchen war ich doch bei euch im großen Pfarrhaus, habe Essen gekocht für die vielen hungrigen Mäuler, das Kindervolk, das bei euch wohnte und zur Schule ging, zum Privaten Gymnasium. Ein quirliger Haufen, Junge, ja – da war immer was los, viel Lärm und Leben im Haus. Und in der kirchlichen Freizeit in Immer haben wir ‘Die lustige Familie’ gespielt und gesungen. Ich war die Oma, und die große Kaffeekanne aus Blech war meine Posaune. Du warst der Vater mit Besenstil und Knüppel als Bassgeige. Mein kleiner Bruder ist mit dir zusammen konfirmiert worden.“

„Erinnerst du dich noch an die alte Holzbrücke über dem Jade-Fluss? Einige tollkühne Jungs haben dann die Brücke zum Schaukeln gebracht – absichtlich, mit Hau ruck und vereinten Kräften! Zum Scherz nur. Aber mir war das unheimlich! Das alte Ding war doch ganz schön wackelig.“ Ja, ich erinnerte mich noch an meinen Schulweg in den ersten Tagen und Wochen – an das leichte Schwindelgefühl, wenn ich langsam über die Brücke schlich.

„Weißt du noch, der alte Organist? Nach dem Amen der Predigt kam kein Ton von der Orgel. Nichts! Wir dachten zuerst, der ist wohl eingeschlafen, der Organist. Altersmüdigkeit. Doch es war etwas anderes. Er konnte seine Brille nicht finden. Was haben wir gelacht! Ja, das waren noch Zeiten!“

„Ja, früher! Viel schöner als heute. Mehr urige Käuze. Noch keine Hektik.“

Und immer wieder neue Gesichter. Ausruf der Überraschung. Warmer Händedruck. Gesprächsfetzen. Ein Hallo und ein Gelächter ringsumher! Wie viel von den verflossenen Jahren wird da lebendig! Bruchstücke von Erinnerungen – bunte Splitter, die sich ordnen und zu einem farbenreichen Bild der Vergangenheit zusammenwachsen.

Diese Stimmen, Gesprächston der Heimat – wie vertraut war mir das alles. Diese Liebe zu kleinen, originellen Geschichten, die man „Döntjes“ nannte – erzählt im behaglichen, plattdeutschen Tonfall. Dieser feste Händedruck zur Begrüßung und der augenzwinkernde Humor der Menschen in Jade: kernig, knapp, warm.

„Hallo, Leute! Ihr braucht hier nicht herumzustehen und zu frieren! Immer hereinspaziert! Drinnen im Gemeindehaus ist es viel gemütlicher und wärmer.“

Ein junger Herr mit frischem Tonfall war plötzlich aufgetaucht. War das nicht der Pastor, der uns zur Goldenen Konfirmation eingeladen hatte? Kein Zweifel, er musste es sein!

Im Gemeinderaum stellte er sich uns vor als Pastor Fink und gab uns ein paar Regieanweisungen: „Es geht also ganz einfach. Genauso wie vor fünfzig Jahren. Wenn die Glocken anfangen zu läuten, geht’s rein in die Kirche. Vorn in den ersten Bänken sind ein paar Schilder: ‚Reserviert für die goldenen Konfirmanden.‘ Da nehmen Sie Platz. Wir gehen paarweise hintereinander, immer zu zweit.“

Auf dem Weg zur Kirche zeigte mir jemand ein Foto: „Schau, so sind wir damals auf dem Mittelweg des Friedhofs zur Kirche gegangen als junge Konfis – alle ganz nobel gekleidet. Der Wuschelkopf dahinten, das bist du!“

Beim Einzug in die Kirche begrüßte uns die mächtige Klangfülle der Orgel. Da war es wieder, jenes sturmgewaltige Brausen, das mich damals immer an die wildrauschenden Bäume im Pfarrgarten erinnerte. Wie lange hatte ich diesen mächtigen Atem nicht mehr gespürt, der die Natur in eine Kirche verwandeln konnte! Sitzbänke, Fenster, Kronleuchter – alles unverändert. Schwindelgefühl. Was ist Zeit?

Die Menschen erhoben sich von ihren Plätzen bei unserem Einzug – genau wie bei unserem Einzug vor fünfzig Jahren. Damals hatte man Buchsbaumzweige auf den roten Teppich im Mittelgang gestreut – wie genau weiß ich das noch! Dasselbe Gefühl des Schwebens in den Füßen – jetzt wieder.

Eine alte Frage schwirrte mir durch den Kopf: Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen damals und heute? Und gibt es nicht manchmal Augenblicke, wo die Trennung zwischen Diesseits und Jenseits aufgehoben ist? Alles ringsumher, der Kirchenraum im

festlichen Glanz der Morgensonne, die Orgel, die frohen Gesichter der Menschen, war das noch auf der Erde oder nicht schon mitten in jener anderen Welt, in die ich unmerklich hineingeraten war? Wenn auch nur einen Atemzug lang?

Ganz vorn das Altarbild. Der Auferstandene breitete die Arme aus, seine Gestalt war von dem Lichtkreuz umfassen, das mir so vertraut war, und er blickte auf mich herab – aus seinen hellblauen Augen, mild und ernst – genau wie damals in jenem großen Moment, als ich niederkniete und die segnenden Hände auf meinem Kopf spürte.

Zu meiner Linken hing immer noch das Altarbild über der Sakristei: ein dunkelroter Vorhang, der sich in der Mitte teilt und den Blick freigibt für das letzte Abendmahl, das der Herr mit seinen Jüngern feiert. Eine Kerzenflamme verbreitet ein warmes Licht und taucht die Gewänder und Gesichter in hell- und dunkelbraune Farben. Ein Bild, das spontan in meiner tagträumenden Phantasie erwachte, als Herr Weidmann uns die Geschichte von Parsifal und der Gralsburg erzählte – damals im winzigen Klassenzimmer der Nachkriegszeit.

Der weiße Talar von Pastor Fink wurde eins mit den Farben im Hintergrund: Die Wände leuchteten warm und hellgelb im Licht des Oktobermorgens, das aus den hohen Fenstern hereinflutete. Und dort an den Fenstern entdeckte ich das Rankenspiel von Ornamenten, an die ich mich gar nicht mehr erinnern konnte, kunstvolle Verzierungen, orange und hellbraun. Die Kirche war wohl inzwischen renoviert worden und man hatte die Ornamente freigelegt, die damals unter dem weißen Farbanstrich so lange verschwunden waren.

Die Predigt hielt Pastor Fink nicht von der Kanzel aus, wie wir es früher von meinem Vater gewohnt waren, sondern er stand an

einem Pult neben dem Altar – auf gleicher Augenhöhe mit uns. Das entsprach seiner Art zu reden: ganz locker und voll persönlicher Wärme. Plauderstil mit Tiefgang. Viel zum Lachen und zur Besinnung.

Dann kam der stille Höhepunkt, wo wir alle gruppenweise zum Altar gingen, um das Abendmahl zu empfangen. Der Kelch, war er nicht derselbe, der auch schon damals uns gereicht wurde? Doch – jenes alte Gefäß war es, formvollendet und mit kostbaren Verzierungen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Und der goldene Kelch blitzte im Sonnenlicht wie einst.

Ein einziges Jetzt damals und heute – zwei Augenblicke verschmelzen ineinander. Der Abgrund der Zeit versinkt.

Gegen Ende des Gottesdienstes stieg der Organist die Treppe von der Empore herunter und begann, im Altarraum auf dem Keyboard zu spielen, begleitet von Pastor Fink mit der Gitarre: „Komm, Herr, segne uns!“

Der Rhythmus beflügelte unser Inneres und drang ins Herz. Und die Zeile „Lachen oder Weinen wird gesegnet sein“ konnte wohl manchen zur stillen, wehmütig-heiteren Betrachtung anregen.

Und wieder war mein Blick auf das Lichtkreuz im Altarbild gerichtet. Vielleicht wollte es mir etwas erzählen vom Sinn des Leides, hell aufstrahlend im Goldglanz der Erinnerung im hohen Alter. Von der Feier der Osternacht und dem Licht der Morgensonne, das die Finsternis vertreibt. Was das ist, Auferstehung und ewiges Leben, wer kann es so genau sagen? Ist es nicht geheimnisvoll wie jene weiße Decke, die über die Weihnachtsgeschenke gebreitet war – damals am Heiligen Abend in der frühen Kindheit? Es war spannend und bleibt es auch. Gott ist die größte Überraschung.

Nach dem Gottesdienst kam der Fotograf und machte Gruppenbilder. Dann ging's zum Schützenhof Jaderberg, wo ein Festessen auf uns wartete. Ich traute meinen Augen nicht: War das nicht der kleine Saal, wo ich meine Tanzstunde erlebte? Meine erste schüchterne Begegnung mit dem anderen Geschlecht? Ja, deutlich sehe ich noch die Tanzlehrerin, die mit energischer Stimme uns den Tangorhythmus einbläute. Und den alten Herren mit der dicken, oft schon längst erloschenen Zigarre im Mundwinkel. Auf dem blechern klingenden Klavier hämmerte er einen langsamen Walzer, und ich musste höllisch aufpassen, dass ich meiner Tänzerin nicht aus Versehen auf die zierlichen Füße trat.

Deutlich spüre ich es noch auf der Zunge, jenen süßen Geschmack der Erdbeerbowlie beim Abtanzball. Und nun saß ich in demselben Saal als goldener Konfirmand hier mitten im Geplauder zwischen lauter weißhaarigen Damen und Herren und genoss die üppige Mahlzeit!

Nach dem Mittagessen stiegen wir in den Bus und erlebten die weitläufige Rundfahrt durch Jade und die benachbarten Dörfer. Unglaublich, wie die Siedlung Jaderberg gewachsen war in den letzten Jahrzehnten – mindestens sechs- oder siebenmal größer war der Ort als damals. Was für ein Gewimmel von Straßen und Sträßchen! Häuserreihen ohne Ende. Die großen Schaufenster. Der flutende Verkehr. Fast schon eine kleine Stadt.

Wir fuhren am Tierpark vorbei, wo wir als Kinder immer wieder auf der großen Rutschbahn heruntergesaust waren und die Affen im Käfig mit Schulbrot oder Zuckerwürfeln gefüttert hatten. Dann tauchte ein stattliches Gebäude auf, und ich staunte, als der Ansager uns mitteilte, das sei das Private Gymnasium Jade, das nun

in Jaderberg seinen neuen Standort gefunden hatte; hier in dem Ort, der im weiten Umkreis am dichtesten besiedelt war. Wahrhaftig, unsere alte Penne, sie existiert noch! Ein mächtiger Gebäudekomplex schwebte an meinen Augen vorüber – eine versteinerte Arche Noah, schwer beladen mit Erinnerungsbildern. Nur ein flüchtiger Augenblick, schattenhaft – und schon in den nächsten Sekunden war alles wieder fort.

Und dann ging's in die ländliche Weite. Die Wiesenflächen der norddeutschen Ebene, die sattgrünen Felder, der endlose Horizont, der mir in der Jugendzeit immer das Erlebnis von Freiheit und Geborgenheit geschenkt hatte – ein Raumgefühl, das später ins Geistige übergegangen war: die Freude am freien Durchblick und an weit schweifenden Perspektiven im Denken. Der Atem der norddeutschen Landschaft durchweht auch meine Bücherwände. Und jetzt fuhr ich im Bus und sah die vertraute Landschaft an mir vorübergleiten: hier und da ein paar Kühe, Wassergräben und Zäune – das hohe Gewölbe des lichtblauen Himmels mit den einsamen Vogelstimmen und dem ewigen Wechselspiel der Wolken. Der Sonnenglanz, blendend hell, raumschaffend und allgegenwärtig bis zur äußersten blausilbernen Ferne – dort, wo vielleicht noch ein paar Bäume standen, so vereinzelt und winzig, dass man es nur ahnen konnte.

Der Ansager zeigte uns die denkwürdigen Orte, die im gemütlichen Reisetempo an uns vorüberglitten: hier ein stattlicher Bauernhof, dort eine alte Grundschule oder eine Dorfschmiede. Häuser, die viel zu erzählen hatten. Das ganze heimatkundliche Epos von Jade zog langsam an unseren Augen vorüber. Eine Blickwanderung durch das Dorf und die Umgebung der Kindheit, wie die Betrachtung von vergilbten Fotos in einem Album mit endlos vielen Seiten, die man langsam umwendet.

Wir fuhren bis zur Nachbargemeinde in Schweiburg – direkt an der Nordsee gelegen. Tiefblaue Fläche des endlosen Meeres, wellenschäumend. Neben dem steinalten Kirchturm stand immer noch das Pfarrhaus, und das breite Strohdach duckte sich hinterm Deich. Wie oft hatten wir Pastorenkinder von Jade und Schweiburg damals unterm Tannenbaum Hausmusik gemacht: Klavier, Flöte und Geige. Und dann hatten wir im alten Heuboden Verstecken gespielt – an einem Winterabend zwischen Weihnachten und Neujahr. Die stockfinstere Nacht sah zu den Fenstern herein, und der dunkle Gesang des Sturmes umtobte das Haus.

Und dann: Rückkehr zum Schützenhof nach zweistündiger Fahrt. Aussteigen. Kaffeetrinken. Aufbruchstimmung. Beendigung des erinnerungsreichen Tages. Abschied.

„War schön heute. Toll, dass wir uns noch einmal begegnet sind. Halt dich tapfer! Ja, wir sehen uns wieder – ganz bestimmt – spätestens bei der diamantenen Konfirmation.“

5. Der versunkene Garten

Einmal noch wollte ich den Ort meiner Jugendzeit wiedersehen, bevor ich nach Hause fuhr, und einen Blick auf das alte Pfarrhaus werfen. Schon lange gab es ein neues Pfarrhaus, und das Gebäude stand direkt neben dem Friedhof. Vom Schicksal des alten Pfarrhauses wusste ich nichts. Ich konnte nicht sagen, wer dort wohnte – ob es überhaupt noch bewohnt war. In spannungsvoller Erwartung machte ich mich auf den Weg.

Der kurze Pfad von der Brücke zum Pfarrhaus war ringsum dicht bewachsen mit Sträuchern und uralten Bäumen. Ein herbstbuntes Blätterdach überwölbte den schmalen Weg – fast wie ein Tunnel, der aus vielen Ästen und Zweigen geflochten war, und eine Fülle von goldgelben Blättern rieselte herab. Die Weite der Landschaft, die mich damals auf meinem Schulweg umfassen hatte, war hinter dem Gewirr der Pflanzenwelt verschwunden. Wie konnte es anders ein? So wie die Erinnerungsbilder zu einem Gewebe zusammengewachsen waren im Gespräch mit den Senioren, so waren jetzt auch die Bäume und Büsche ineinander verschlungen im dichten, helldunklen Farbteppich des Herbstes.

Direkt am Zaun, wo das Grundstück des Gartens begann, stand eine alte Eiche, geborsten und mannigfaltig zerklüftet, und ragte als mächtige Baumruine steil empor, bizarre Splitterform – ragendes

Rätsel aus einer mythenfernen Zeit, wo vielleicht einmal schwere Verwüstungen angerichtet wurden und furchtbare Kämpfe und Kriege zwischen Titanen und Urriesen stattgefunden haben mochten.

Mitten im krausen Gewirr von alten Buchen und Kastanien tauchte ein großes Haus auf, ganz umwuchert von einem dunkelgrünen Kleid aus Efeu. Ein paar schattentiefe Löcher hier und da waren ein Zeichen, dass dort wohl einige Fenster versteckt sein mussten, die an eine menschliche Wohnung erinnerten. Das also war das alte Pfarrhaus, in dem ich so viele Jahre meines Lebens verbracht hatte – kein Zweifel. Wie ein verwunschenes Schloss im Märchen von Dornröschen lag es da, tief versunken im Wirrwarr der Pflanzenwelt.

Dort, war das nicht die Eingangspforte zum Haus? Ich öffnete, ging hindurch, warf einen Blick durch die trüben Glasscheiben der Haustür, und sofort erkannte ich alles wieder: den Steinfußboden in der Dämmerung des Flures mit dem grauen und rotbraunen Muster aus Kreisen und symmetrischen Figuren. Und wahrhaftig, die Türen zu Küche, Wohnzimmer, Amtszimmer hatten noch dieselben Türklinken wie damals, ein wenig schief herabhängend. Die kleinsten Einzelheiten drangen deutlich ins Bewusstsein. Schweigender Erzählstrom aus längst vergangener Zeit.

War das Haus überhaupt noch bewohnt? Ein verblichenes Namensschild gab ungewisse Auskunft, daneben der Klingelknopf. Sollte ich auf den Knopf drücken? Ich probierte. Ein schnarrender Laut – kurz und trocken. Einsames Signal. Keine Antwort. Nichts rührte sich. Eine Weile noch blieb ich an der Haustür stehen, wartete. Nichts. Niemand kam. Nirgendwo Schritte, die sich näherten.

Ich lauschte. Diese Stille des verlassenen Hauses, das einmal von vielen Stimmen und Kinderlachen und von Haustieren, Ziegen und Hühnern belebt war.

Nein, es kam niemand. Auch nicht nach dem zweiten Klingelzeichen. Offenbar waren die Bewohner fort. Oder stand das Haus nun leer? Ich musste mich damit begnügen, mein altes Vaterhaus wenigstens von außen wiederzusehen. Einmal aber wollte ich das Haus noch umschreiten. Ich warf einen Blick durch die Löcher im dichtverschlungenen Gerank aus Efeu, überall wo ein Fenster zu vermuten war, und durch verstaubte, blinde Scheiben versuchte ich, in die Räume meiner Jugendzeit einzudringen: dort das große Wohnzimmer, wo wir fünfundzwanzig Jahre lang immer zu Mittag gegessen hatten, und die Ecke, wo der Tannenbaum seinen milden Kerzenglanz verbreitete zur Weihnachtszeit.

Die hohe Schiebetür war noch da, dort, wo das Radio stand, das uns so viele Jahre lang mit Kinderfunk, Sinfoniekonzerten und politischen Nachrichten versorgt hatte. Das Schlafzimmer meiner Eltern mit der Kommode und dem dreiteiligen Spiegel, wo ich oft davorstand, heimlich Theater spielte und Fratzen schnitt. Mein eigener Schlafräum, wo ich nächtelang in die dicken Bände von Karl May vertieft war und ein inneres Breitwandkino mit endlos vielen Abenteuern durchlebte. Das Arbeitszimmer meines Vaters mit den hohen Bücherwänden, dem mächtigen Schreibtisch, vollbeladen mit Akten, Briefen und unerledigten Papieren – ein Raum mit einem dunkelbunten Teppich, mit mannigfaltigen Ziergewächsen und Zimmerpflanzen.

Ach ja, und dort die sonnenhelle Veranda mit den Gerank der zahllosen Topfblumen und dem frischen Duft von Gartenerde, wo ich so oft meine Hausaufgaben für die Schule gemacht und mir

Geschichtszahlen, Vokabeln und mathematische Formeln eingeprägt hatte. Manchmal war ich müde geworden, legte den Kopf lustlos auf die Arme – und im Halbschlaf hörte ich den Wind, der sich in Märchengeflüster oder in brausenden Orgelklang verwandelte. Der leuchtende Farbenkranz der Kapuzinerkresse, der damals die Veranda umsäumte. Nicht weit entfernt davon die Waschküche, wo manchmal ein weißer Dampf durch die halb offene Tür nach draußen wehte. Drinnen brodelte das Wasser im riesengroßen Kessel, wo die Wäsche gründlich gekocht und gereinigt wurde.

Aber wo war noch eine sichtbare Spur all dieser Erinnerungsbilder geblieben? Keine Möbel in den Räumen, die ich erblickte, keine Blumen und Gardinen an den Fenstern, keine Lampen an den Zimmerdecken. Halbe Rumpelkammern waren es: Tapetenrollen, Kisten und Kasten übereinander gestapelt, zerbrochene Stühle, hier und da eine Trittleiter, Malzeug, viel Staub und schmutziggraue Farbflecken auf den Dielenbrettern des Bodens. Oder gähnende Leere in manchen Räumen – betongraue Wände. Hier und da einzelne Tapeten, die in Fetzen von den Mauern herunterhingen.

Offenbar wurde hier an einer gründlichen Innenrenovierung des Hauses gearbeitet. Aber es wirkte alles so einsam und verlassen, dass ich mich fragte: Wann waren die Handwerker zuletzt hier gewesen? Oder war diese Arbeit vielleicht aus unerklärlichen Gründen ins Stocken geraten? War es nicht so wie in jenem Gedicht von den Heinzelmännchen von Köln? Mitten in der Arbeit wurden die Handwerker von Müdigkeit überwältigt und sanken in einen tiefen Schlaf – und die hilfreichen Zwerge kamen putzmunter herbei und erledigten jede Arbeit in Windeseile – immer wieder. Doch dann kamen sie nicht mehr, weil die hinterlistige Hexe die Kellertreppe mit Erbsen bestreut hatte, so dass sie ausrutschten und

herunterpurzelten. Seitdem waren sie fortgeblieben. War es nicht auch hier so in den Räumen meiner Jugendzeit? Schlaf und Vergessen waren auf das alte Haus herabgesunken wie ein dunkler Mantel – ein märchengrüner Zauberbann, den kaum jemand durchbrechen konnte.

Keine Menschenseele mehr in den einsamen Räumen. Nur das Durcheinander der handwerklichen Dinge. Ein Blick nur durch trübe Fensterscheiben in die Räume der Vergangenheit, kalt und fremd. Kein Sonnenstrahl, der jemals seinen Weg in die tiefe Dämmerung der Wohnzimmer fand. Die Zeit hatte vergessen zu atmen, war stehengeblieben. Kein Uhrenticken, keine Schritte, keine Stimmen. Nur Stille ringsumher. Ein Schweigen, das im Rauschen der Bäume noch spürbarer wurde – Flüsterstimmen im Herbstwind, Geraune der Ferne.

Der hundertjährige Schlaf des Hauses war umschlungen von einer weglosen Wildnis, die mehr an einen Urwald als an einen Garten erinnerte. Wo waren die Blumenbeete und die sauber geharkten Wege, die Johannisbeersträucher, wo wir als Kinder im Sommer ganze Eimer vollgepflückt hatten? Wo waren die Ackerflächen mit Grünkohl, Salat und Rhabarber, die die Mittagsmahlzeit mit frischer Kost bereicherten? Wo war der Pflaumenbaum, und wo die Bäume mit Äpfeln und Birnen, die jeden Herbst eine reiche Ernte brachten und den Vorratskeller füllten? Wo war die hohe Tanne, die im Sommer einen kühlen Schatten über unsere weißen Gartenmöbel warf, wo ich so oft gesessen hatte, mit Wasserfarben schöne Bilder malte und heimlich meine ersten Gedichte schrieb – lyrische Klänge zur dunkel fauchenden Musik des Windes über mir? Wo waren die lauschigen Winkel, wo ich immer wieder im Liegestuhl lag und die klassischen Kinderbücher aus der

Schulbibliothek von Herrn Weidmann las – stille Ecken zum Lesen und Träumen?

Nichts mehr von alledem.

Irgendein böser Zauberer, so schien es mir, musste vor langer Zeit einmal einen heftigen Fluch ausgesprochen haben, und Haus und Garten meiner Jugendzeit waren in Nacht und Nebel versunken – irgendwann einmal. Übrig geblieben war ein wirres und struppiges Durcheinander von Bäumen und Büschen, wild durchwachsen von Dornen, Disteln und Brennesselwäldern – ein Labyrinth, in dem es keine Richtung und keine Orientierung mehr gab. Dennoch versuchte ich, in die Pflanzenwelt einzudringen, um vielleicht noch irgendetwas Bekanntes wiederzufinden – zwängte mich durch das Gewirr der Dornenranken, Kletterpflanzen, Moosflechten im dichten Unterholz, und die Wildnis schien überhaupt kein Ende zu nehmen. Zu meinen Füßen das Netzwerk der Baumwurzeln, modrige Schichten von Herbstlaub vieler Jahre, knackende Zweige. Hier und da ein breites Erdloch mit Regenpfützen. Waren das nicht die Wassergräben, die einst das Gartengrundstück sauber umgrenzt hatten und die nun eingetrocknet waren, von einem Pflanzenteppich überwuchert?

Da musste ich stehen bleiben: dicht vor mir ein schief gewachsener Baum, der mir in seinen seltsamen Windungen sehr bekannt vorkam. Der Stamm war noch niedriger als damals, kroch wie eine Riesenschlange am Boden entlang und wuchs dann steil empor. War das nicht jener Lieblingsbaum, wo ich damals in meiner Ferienzeit immer hinaufgeklettert war? Die windbewegten Äste und Zweige hatten mich leise in den Wachtraum eines spannenden Buches eingewiegt, und in meinem laubgrünen Tagesbett durfte ich das Inseldasein von Robinson Crusoe nacherleben, abenteuerbunt und zum Greifen lebendig mit allen Einzelheiten.

Kein Zweifel, dieser Baum musste es gewesen sein! Ein uralter Bekannter begrüßte mich aus großer Zeitenferne – und im trockenen Laubgeraschel des Herbstes, war da nicht eine vertraute Stimme: „Weißt du noch?“ Eine Baumfrage, die mich noch einmal in den unwiederbringlichen Zauber der ersten Lesebücher zurückholte. Und doch, ein Rest davon war wohl auch später noch geblieben. Bei jedem Buch, das mich einspinnen und entrücken konnte, war es mir so, als wäre der lichtblaue Himmel der Jugendzeit wieder über mir ausgespannt – mit den Zwitscherlauten der Vögel und dem Kommen und Gehen der Wolkenspiele hoch oben – und als wäre im Körper immer noch das leise Hin- und Herschwingen spürbar – jener Rhythmus von Baum und Wind. Der Text begann zu atmen, die Bilder gewannen frische Farben, und der endlose Strom der Geschichten zog in sanften Wellen vorüber.

Ein paar Schritte weiter, und da kam tatsächlich ein Weg zum Vorschein, der ziemlich lang war und schnurgerade verlief. Zum ersten Mal betraten meine Füße wieder einen sicheren Boden. War das nicht jener große Weg, der damals mitten durch den Garten führte – bis zum Ende, wo eine Laube und eine Gartenbank zum stillen Verweilen lockten? Unverkennbar, das musste jener Weg sein, der mir immer so vertraut gewesen war. Ganz schmal war er geworden. Rechts und links war die kleine Buchsbaumhecke bis zu einem Meter in die Höhe gewachsen und mächtig in die Breite ausgeföhrt – ein wildes Buschwerk, das lange Zeit nicht mehr geschnitten worden war und jede Form verloren hatte. Von der gemütlichen Sitzecke dort hinten war nichts mehr zu sehen.

Ein kalter Windstoß erinnerte mich daran, dass es auf den Abend zuzuging, und langsam löste ich mich vom Gewebe der Bäume und Erinnerungsbilder im versunkenen Garten. Ich machte mich auf den Rückweg und warf noch einmal einen letzten Abschied

nehmenden Blick auf das alte Pfarrhaus im dichten Pflanzenkleid: Stille und efeugrünes Vergessen. Und dort die Veranda. Jetzt erst sah ich es ganz deutlich: Die kleine Sprosseneinteilung der Fenster war verschwunden und durch große quadratförmige Scheiben ersetzt, die mich seltsam anstarrten. Das gläserne Gehäuse hatte ein fremdes Gesicht bekommen – eine, abweisende, strenge Miene, glatt und kalt. Nur die kleine Treppe, die zur Verandatür ging, war noch da – ein paar zerbrochene Steinstufen. Und davor lag immer noch der alte Eisenrost, an dem man sich nach schwerer Gartenarbeit die Schuhe abkratzen konnte – ein scharfkantiges Gitter, tief eingesunken und zerfallen.

Hinter dem Gebäudeteil, wo mein Vater, Pastor Andreas, immer den Konfirmandenunterricht gehalten hatte, wahrhaftig, da standen noch die Autogarage und der Holzschuppen von früher. Dort mussten wir Kinder immer helfen und den Torf zu großen Mauern hochstapeln als Heizungsvorrat für den Winter. Aber die Kaninchenställe waren fort. Wie oft hatten wir dort die niedlichen, kleinen Häschen gefüttert und gelauscht auf das Geräusch der eifrig knabbernden Tiere. Auch die Reihe der Pappeln hinterm Haus war verschwunden, jene hohen, schlanken Bäume – vornehme Gestalten, die immer so leise zitterten im Abendwind und sich irgendwelche Geheimnisse erzählten. An ihrer Stelle stand jetzt eine Hecke, die sauber geschnitten war – das Einzige im weiten Umkreis, das ordentlich aussah und die Pflege einer menschlichen Hand verriet. Zeichen der Hoffnung, dass es vielleicht Menschen gab, die diesen Ort noch nicht ganz vergessen hatten und einen ersten Anfang wagen wollten, das pflanzliche Chaos zu bannen. Waren es zukünftige Bewohner? Vielleicht hatten sie den Mut zur Riesenarbeit, Haus und Garten schrittweise neu zu gestalten und wieder heimatlicher zu machen.

Die Abendsonne war tiefer herabgesunken und hatte schon bald den weiten Horizont erreicht. Ein Farbenspiel der Wolken, langsam verblühend, wie ich es so oft auf der Sitzbank hinterm Haus beobachtet hatte. Ich nahm Abschied vom versunkenen Paradies mit Haus und Gartenwildnis, machte mich auf den Rückweg zum Parkplatz vor dem Friedhof. In der wachsenden Dämmerung fuhr ich heimwärts und war froh, als ich mich endlich nach langer Fahrt zwischen den vertrauten Bücherwänden meines Hauses ausruhen konnte – müde und glücklich – angekommen in der Gegenwart eines alten Mannes, dessen Gedanken noch lange im erlebnisreichen Tag umherschweiften.

Blickwanderung über die Reihen der Bücher mit den vielen geistigen Schätzen, die darin verborgen lagen. Blickwanderung über die vielen Schicksale und Lebensgeschichten, fest geronnen und zu Stein geworden in den Namenszeichen auf alten Gräbern – beleuchtet von der Heiterkeit eines Oktobermorgens. Blickwanderung über die einzelnen Häuser in der norddeutschen Landschaft, weit verstreut, eine Dorfschule, eine Schmiede, ein stattliches Bauernhaus – Häuser, die so viel erzählen konnten. Bilderreigen der Vergangenheit mit dem herrlichen Döntjes im erzählfreudigen Geplauder der goldenen Konfirmanden. Ewiges Jetzt im Orgelbrausen und im Blick des Auferstandenen vom Altarbild herab. Trockenes Laubgeraschel des Herbstwindes im versunkenen Garten der Jugendzeit.

6. Jubiläum der Schule – Renaissance des positiven Denkens

Ich ahnte nicht, dass kurze Zeit später schon wieder ein freundlicher Brief in mein Haus flattern würde, der mich noch einmal in die Vergangenheit zurückholte – ein Brief aus meinem Heimatort Jade, aber nicht vom Ev.-Luth. Pfarramt, sondern diesmal von meinem ehemaligen Mitschüler Dieter Blohm. Dort stand es schwarz auf weiß: Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Privaten Gymnasiums Jade.

Sonderbar, erst war es die Kirche im Heimatort, jetzt die alte Schule, die meinen Besuch erwartete. Ein Ruf aus großer Ferne, der vom anderen Ufer der Zeit zu mir herüberweht. Ein mächtiger Sog, der mich immer wieder in seinen Bannkreis heimholt – unentrinnbar. Schulzeit – Erzählzeit – Traumzeit: ein Lied, das einmal begonnen hatte, aber noch lange nicht zu Ende gesungen wurde. Ein weiter Melodienbogen, der den Strom der Zeit überwölbte. War es nicht so wie bei Novalis, der gesagt hatte:

Nicht wir erinnern uns an das Vergangene, sondern das Vergangene erinnert sich an uns?

Das Private Gymnasium hatte, wie ich ja schon wusste, seinen Standort gewechselt: Es lag nicht mehr am Dorfrand neben den weiten Wiesenflächen, sondern befand sich mitten im dicht besiedelten Ort Jaderberg, und die äußere Gestalt war nicht mehr wiederzuerkennen. Nicht die alte Schulbaracke war es, die mich empfing, sondern ein wuchtiger, weitläufiger Gebäudekomplex – hochmodern, schon einmal flüchtig wahrgenommen beim Ausflug mit den goldenen Konfirmanden. Ein Spruchband flatterte lustig grüßend im Wind mit stolz geschwungenen Buchstaben „50 Jahre Jade-Gymnasium“.

Im Festzelt begannen die offiziellen Begrüßungen, und dann spielte ein Schülerorchester ein Potpourri aus mehreren Musicals, und ein Schulchor sang einige Spirituals – alles mit „Pep“ und schwungvoller Eleganz. Am Schluss ein buntes Varieté, virtuose Kunststücke aller Art mit Zirkusatmosphäre.

Ich fragte mich: Ist das überhaupt noch dieselbe Schule wie vor fünfzig Jahren?

Sie ist es!

In den Festreden lobte man den großen persönliche Einsatz der Lehrer, die den Unterricht vielseitig und interessant machten, das gute Arbeitsklima und die einzigartige Atmosphäre hier an dieser Schule, die alle Schüler und Lehrer zu einer großen Familie vereinigte. Man sprach von der Fülle pädagogischer Innovationen, die an Privatschulen immer größer sei als an Schulen staatlicher Trägerschaft, besonders aber hier in Jaderberg. Und Schüler, die auf einer anderen Schule gescheitert waren, bekamen hier noch

einmal eine Chance.

Ein vertrauter Sound aus der Vergangenheit war das, der mir in die Ohren klang. Kein Zweifel: Der lange Atem einer schöpferischen Pädagogik war es, der über den zeitlichen Abgrund eines halben Jahrhunderts hinweg lebendig geblieben war. Das konnte man spüren. Hier war der Funke der Gründer unserer Schule auf jüngere Lehrergenerationen übergelungen, und der frische Wind eines lebendigen Unterrichtes wehte noch durch die Räume der neuen Schule. Das familiäre Klima war nicht nur bei siebzig Schülern, sondern anscheinend auch noch bei der großen Menge von neunhundert Schülern möglich!

Dann wurde die Entwicklungsgeschichte des Privaten Gymnasiums vorgestellt – der langsame und konsequente Aufstieg einer Zwergschule, die Errichtung des neuen Schulgebäudes, die wachsende Zahl der Schüler und Lehrer und der Kontrast von einst und heute. Kleiner Anfang, große Ernte.

Und so durften die Urgestalten des Gymnasiums Jade noch einmal aus dem Dämmerkreis der Vergangenheit hervortreten, aus dem Nebel der Zeitenferne, in dem sie schon fast vergessen und verschwunden waren – unsere Lehrer Weidmann, Zadka und Preußner. Eindrucksvoll schilderten die Festredner, wie jene Lehrer ihr geschichtsträchtiges Werk einmal begonnen hatten, damals in der Stunde Null – von vielen Helfern des Dorfes gestützt und vom späten Erfolg gekrönt.

Von den Ehrengästen wurde vor allem Frau Grothaus begrüßt, Mitbegründerin des „Privatschulvereins Jade e. V.“ damals kurz nach dem Zweiten Weltkrieg – die einzige Person im Verein, die noch am Leben geblieben war. Im hohen Alter durfte sie das fünfzigjährige Bestehen dieser Schule mitfeiern und erleben, was aus den ersten Anfängen geworden war. Ergreifender Augenblick,

als sie einen mächtigen Blumenstrauß mit dunkelroten Rosen empfing – das Festzelt erdröhnte vom Beifall.

Mitten in der erinnerungsreichen Laudatio begann ein wolkenbruchartiger Regen. Ein heftiges Rauschen erfüllte das Festzelt. Dieter Blohm, jener Mitschüler, der mir geschrieben hatte, flüsterte mir ins Ohr: „Petrus spendet seinen Applaus!“

Jawohl! Applaus für die Geschichte unseres Privaten Gymnasiums! Entstanden als eine Schöpfung aus dem Nichts, ein Stück Ordnung in der Nachkriegszeit – und dann die Entwicklung bis heute, rhetorisch gefeiert im leuchtend weißen Festzelt – und vom Himmel gesegnet.

„Wir brauchen eine Renaissance des positiven Denkens!“, rief der jetzige Schulleiter des Privaten Gymnasiums Jade, Herr Großheide – eine elegante Formulierung – Beschwörung des Anfangs und Verdichtung des pädagogischen Pioniergeistes, mit dem alles begonnen hatte und sich vollenden durfte.

„Das Gymnasium Jade hat zur Zeit mehr Schüler als das Gymnasium Varel!“ – stolze Feststellung eines Redners. Wenn das jemand zu meiner Schulzeit in Jade prophezeit hätte, man hätte ihn wohl zu einem Spinner erklärt!

Und dann die leuchtenden Augen der Schüler, die ihren Spaß hatten an der flotten Musik und den Zauberkunststücken da vorne – ganz in ihrem Element. Hier waren sie zu Hause.

Und da saß ich zwischen lauter alten Damen und Herren – waren das wirklich meine Schulkameradinnen und Kameraden von früher? Nicht zu glauben – sie waren es! Sie alle und ich – wir saßen in den vorderen Stuhlreihen als die ersten Schüler des Privaten Gymnasiums, die den Anfang miterlebt hatten – die „Senioren“ der Schulgeschichte. Und wir genossen die Wiederbelebung der Vergangenheit in den Festreden und den

mutigen Auftritt der jungen Schüler mit den akrobatischen Nummern dort auf der Bühne.

Sonderbar, wenn unter den weißen Haaren plötzlich ein unvertrautes Lächeln aufblitzt – schelmisch: „Na – kennst du mich noch?“ Unverwechselbar – diese Art zu lächeln! Ein Schimmer von aufblühender Jugend im alten Gesicht. Wohl das einzige, das noch erhalten geblieben war im fortgeschrittenen Alter – jenes charakteristische Lächeln, das jeder hatte – schon damals – unverwüsthches Merkmal des Einzelnen, an dem man einander sofort wiedererkennt – ein untrügliches Zeichen, das auch die verwehende Zeit nicht auslöschen kann.

Die Abiturzeitung, die ich mir kaufte, war ein Beweis dafür, dass die Festredner keineswegs übertrieben hatten – urwüchsige Schüler- und Lehrgestalten waren hier verewigt und mit treffenden Worten beschrieben: knapp, frech und warmherzig. War es das Kennzeichen dieser Schule geblieben, dass hier mehr originelle Schüler und Lehrer zusammentrafen als anderswo? Doch! Und das war wohl das Geheimnis der Schulfamilie: Schüler lieben originelle Lehrer – und Lehrer lieben originelle Schüler.

Und dann entdeckte ich an demselben Verkaufsstand eine Schulchronik. Zwei Fotos waren auf dem Titelblatt abgebildet: ein Gruppenfoto mit siebzig Schülern vor der alten, damals neu errichteten Schulbaracke – meine Generation, genau – viele bekannte Gesichter – und darunter das Bild mit einer großen Schülermasse aus der heutigen Zeit – direkt vor dem neuen Gebäudekomplex.

Ich begann zu blättern. Die sorgfältig zusammengestellten Fakten in der Schulchronik 1998 zeugen von Fleiß und Liebe, von einem dokumentarischen Sammeleifer. Dazu die lebendigen Farbtupfer in den Erzählungen einiger Schüler und Lehrer aus den Jahren des

Anfangs – und der Leser ahnt wohl etwas vom Hauch jener Schulzeit, die in der Ferne von einem halben Jahrhundert schon etwas Legendäres gewinnt – damals im Zwielficht von Nachkriegsgeschichte und Traumzeit.

Fast klingt es wie der Anfang eines Märchens.

Und doch – nur bruchstückweise wird sichtbar, was die ersten Lehrer des Gymnasiums Jade wirklich geleistet haben und was sie als Menschen gewesen sind: tüchtige Pädagogen mit einem unerschöpflichen Vorrat an suggestiven Unterrichtsmethoden, langsam und gründlich, um uns etwas zu erklären, vielseitig gebildet – ein Unterricht ohne die Medien und Hilfsmittel der heutigen Zeit, einzig gegründet auf die Anschauungskraft des mündlichen Wortes.

Die kühnen Farben und Formen auf den Bildern der Kunstaussstellung überzeugten mich davon, wie üppig wuchernd die Phantasie der Schüler auch heute noch sein kann im Zeitalter des Fernsehens und der Computer. Und ich bekam einen lebendigen Eindruck davon, wie hier der individuelle Schaffensdrang einen weiten Spielraum gewann. Und dort ein stimmungsvolles Winterbild an den Fotowänden – die Straßenecke von Kaufmann Krausewitz aus dem Jahr 1954! Nein, das gibt's doch nicht! Ein Gruß aus meiner Jugendzeit – Erinnerung an jenes bescheidene Haus, in dem Herr Weidmann damals gewohnt hatte, und an meinen Schulweg mit Schneewehen, Raureif und glitzernden Eiskristallen.

Bei der Besichtigung der Klassenzimmer stieß ich auf den Computerraum. Modernste Technik! Was für ein Unterschied zur chemischen Hexenküche von Herrn Preußner damals im alten „Brettergymnasium“! Was für ein Wandel von Naturwissenschaft

und Technik in den letzten Jahrzehnten! Tiefgreifende Umwälzung in den Klassenräumen.

Und mit Stolz sagte mir jemand: „Hier, sehen Sie! Unsere Schule im Internet – da!“ Und wahrhaftig, dort, ein gestochen scharfes Schriftbild mit einer optisch wohlgefälligen Gliederung, hell und triumphierend. Sonderbar – die Schule, die als ein weitverzweigtes Netzwerk von Erinnerungen in meinem Gedächtnis ruht, ist nun selbst ein Bestandteil eines weit verzweigten Gedächtnisses im elektronischen Netzwerk geworden – weltweit verfügbar.

Ich staunte und staunte. Was einmal begonnen hatte in sagenhafter Zeitenferne im kleinen Dorf – mit großem Wagemut einiger Lehrer –, das kann sich nun sehen lassen, es mündet ein in die Datenwelt einer weltumspannenden Schulgeschichte. Nun wird die breite Öffentlichkeit von der Existenz „unserer Schule“ in Kenntnis gesetzt. Das erhöht auch das Selbstbewusstsein der Schüler – und die Zuversicht: Völlig klar, da werden sich noch mehr bei uns anmelden – und die Zukunft der Schule ist gesichert.

Da kann man nur gratulieren!

Wir kamen ins Erzählen, meine Mitschüler und ich. Viele Einzelheiten wurden lebendig. Streng waren unsere Lehrer damals – sie hatten uns tüchtig gezwiebelt, das muss man sagen. Und doch war es eine Mischung von Güte und Strenge, von Distanz und Nähe, Respekt und menschlicher Wärme. Die Schule als geistiger Kasernenhof und als große Familie.

Und darin waren wir uns einig: Herr Weidmann war für uns d e r Lehrer überhaupt! Diese vielseitige schöpferische Persönlichkeit. Einer von uns war in Griechenland gewesen, und dort wurde er auf Schritt und Tritt an die mythenreichen Erzählungen von Herrn Weidmann erinnert. Die lebendige Erzählkunst dieses Lehrers war

der mitreißende Strom, der durch alle Fächer ging: Musik, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Latein, Gemeinschaftskunde (d. h. Gegenwartskunde mit Soziologie, Wirtschaft, Politik). Sein Unterrichtsstil und seine menschenprägende Kraft würde ich heute gern mit dem Ausdruck „narrative Pädagogik“ umschreiben.

Und wir sprachen von der Wesensart der einzelnen Schüler damals. „Martin – ich sehe dich noch – du mit deiner Fiedel im Musikunterricht!“

„Martin, ich weiß noch, wie du im Pausenhof wirre Phantasiegeschichten erzählt hast – und vier oder fünf Zuhörer standen immer im Halbkreis um dich herum.“

„Martin – was du alles noch weißt von früher – schreib das mal auf!“

Viele Stunden saßen wir zusammen und konnten in Erinnerungen schwelgen. Und unsere alten „Pauker“ wurden wieder lebendig in unseren Köpfen. Der Tag war endlos lang und dennoch viel zu kurz für die Fülle der Einzelheiten, die im Gespräch aufblühten.

Einige hatten auch Fotos mitgebracht – Bilder von den ersten Schulräumen. „Guck mal da, das bist du. Und da bin ich!“ – Und so wurden wir wieder die jungen Lausbuben von einst.

Die Berichte und Bilder der Schulchronik, die historischen Dokumente auf den Fotowänden, die herrlichen Anekdoten meiner Schulkameraden – alles das machte den Tag zum Fest der Erinnerung. Da stieg alles herauf, was einmal war und wie es war: die Entstehung der Schule, die ersten Jahre, der Anfang.

7. Im Regenrauschen der Zeit – „Weißt du noch?“

Zwischendurch machte ich mit dem Auto einen kurzen Abstecher nach Jade. Ob die alte Schulbaracke wohl noch da ist?

Wahrhaftig, da stand sie noch – wild umwuchert vom Gebüsch und alten Bäumen, von Gestrüpp und Unkraut, stark verfallen; die Innenräume, die Schulaula, unser Klassenzimmer – alles vollgestopft mit Gerümpel. Ich schlich überall umher, wanderte um alle Ecken, machte fotografische Aufnahmen, um die schweigende Welt meiner Vergangenheit festzuhalten, diese halb eingesunkenen Bretterwände, feucht, schimmelgrün – und die Fenster und Türen hingen schief in den Angeln. Aus dem zerbrochenen Glas starrte die leere Zeit, das schwarze Nichts.

Was war noch geblieben von dem Schulhof und der Farbenpracht der Blumenbeete, die Herr Preußner damals so liebevoll angelegt hatte? Mit Mühe konnte ich noch die verwitterten Buchstaben am Eingangstor entziffern: „Private Oberschule Jade“ – der einzige, blasse Hinweis, dass diese Bruchbude hier einmal ein

Schmuckstück im Dorf gewesen war. Fassungslos stand ich vor diesem alten Kasten, dem man nichts mehr von einem Gymnasium ansehen konnte – vor diesem Schutt, vor dem Wrack – moosüberwachsen, trümmerstill – unaufhaltsam zerfallend im Wind der Zeit.

Die Wolken ziehen sich zusammen. Es fängt an zu regnen. Die Tropfen fallen von einer zerbrochenen Dachrinne. Dieser Rhythmus, woran erinnerte er mich? Waren das nicht die hastigen Regentropfen, düster pochend im heftigen, rastlosen Stakkato der tiefen Streicher im Vorspiel zur „Walküre“?

Und da – ein harter Windstoß – raschelnde Blätter, kurz und schwirrend – wie ein verwehtes Lachen der Schüler zu einer herrlichen Anekdote von Herrn Weidmann.

Und in der Musik des Regenrauschens – ist da nicht die Flüsterstimme einer kleinen Schülerin? „Dann ist Heimweh das Beste, was der Mensch mitnehmen kann von zu Hause.“ Und der dunkle Hauch des an- und abschwelldenden Windes, war das nicht der Hauch der verwehenden Zeit, endlose Melodie der Geschichte, die nicht endet?

Da war es wieder – das einsame Lied des Windes, das mir so viel erzählen konnte – immer wiederkehrend und unvertraut in meinem Leben. Im Halbschlaf, wenn der Sturm sich in brausenden Orgelklang verwandelte. Im Mitternachtsgeflüster von Hexenstimmen draußen vor dem Fenster, wenn ich im gemütlich warmen Bett lag und ein spannendes Buch las – und das dumpfe Weltgeraune des Windes durchwehte den Bilderreigen meiner Phantasie. Im Dachboden, wo wir Kinder im Heuversteck hockten und auf das hohle Sausen dicht über uns lauschten – auf den Wind, der um die Ecken des Hauses fegte und durch die Ritzen des Daches drang. Im Herbstgeflüster im goldgelben Blätterdach über

dem hohen Grabstein mit dem Bild des Sensenmannes. In der gespenstischen Stille der verlassenem Räume des alten Pfarrhauses – ein Schweigen, das durch das mächtige Rauschen der alten Bäume noch hörbarer wurde.

Und wieder war ich von einem Ort der Vergangenheit gefesselt, stand da und lauschte auf das Urlied des Windes und die Stimmen der Luft. Da wusste ich: Ja – hier war es – hier, wo ich jetzt stehe, diese alte Schulbaracke, hier war einmal meine Heimat!

Hier liegen meine geistigen Wurzeln vergraben. Hier steht das zerbrochene Haus der Erinnerung. Hier war es, hier hörte ich zum ersten Mal in meinem Leben jenen schöpferischen Dreiklang von Wort, Ton und Zahl – Zadka, Weidmann, Preußner. Hier war es, wo alle Geschichten und alle Bücher zusammenwuchsen – in einem einzigen Wort- und Klangstrom erzählender Rede – viele Motive ineinander geflochten wie das dichte Pflanzengewirr hier vor meinen Augen. Hier hatte ich das zerfallende Haus wiedergefunden, von Wind und Regen umrauscht – und dieser Hauch ist es, aus dem immer noch ein Geflüster herüberweht – Geisterstimmen der Vergangenheit. Hier im Gerümpel von einst kann ich sie noch einmal vernehmen, die Frage des Windes: „Weißt du noch?“

Langsam packe ich meinen Fotoapparat ein, wende mich ab von der geweihten Stätte der Erinnerung – gehe zu meinem Fahrzeug, kehre zurück zum Schulfest des Privaten Gymnasiums in Jaderberg.

Es ist Abend geworden. Im Festzelt beginnt der heitere Trubel. Ein Unterhaltungskünstler bringt das Publikum in Schwung. Und zum krönenden Abschluss ein Feuerwerk: Glühende Raketen zwischen

aufwärts, eine Orgie von grellbunten Explosionen versprüht am dunklen Nachthimmel.

Und fern am Rande der Festwiese eine Feuerschrift, pyrotechnisch hingezaubert, hell aufglühend – festlicher Glanz, der aus der Dunkelheit der Zeitentiefe in die Zukunft leuchtet: „Fünfzig Jahre!“

Das große Fest der Lehrer und Schüler zum fünfzigjährigen Bestehen des Privaten Gymnasiums Jade/Jaderberg war verrauscht. Kurze Zeit danach kam wieder Post von einem Mitschüler aus Jade, diesmal von Gregor Gronewald. Und dort schrieb er mir von seiner Idee, für unseren Lehrer und Gründer der Schule, Herrn Weidmann, eine Gedenktafel anfertigen zu lassen.

Herr Großheide, der jetzige Schulleiter, war sofort begeistert, gab seine Zustimmung, und die Bildhauerin Frau Waldorf in Varel wurde damit beauftragt, das Gesicht des Schulgründers nach Vorlage einer Fotografie in Bronze zu gestalten.

Eine Stunde vor der Einweihung der Gedenktafel trafen sich noch einige Schüler auf dem Friedhof in Jade und legten ein Blumengesteck mit einer violetten Schleife auf das Grab unseres Lehrers, Herrn Weidmann. Spätnachmittag im grau verschleierte Herbst. Eine Weile standen wir noch dort – schweigend – jeder in seine Gedanken vertieft.

Und dann fuhren wir nach Jaderberg zur öffentlichen Gedächtnisfeier für unseren Lehrer. Nach den Gedenkreden und dem Bläserkonzert der Schüler kam der große Augenblick, wo die Tafel am Eingang der Schule feierlich enthüllt wurde. Die jungen Schüler hielten den Moment mit einer Kamera fest und schrieben einen kurzen Bericht für die Tageszeitung.

Und dort im Eingang zum Privaten Gymnasium Jade/Jaderberg ist nun die Erinnerung an seine Gestalt und an sein Lebenswerk für

immer festgehalten. Versehen mit den Lebensdaten: 1883-1962. Herr Weidmann – geboren im Todesjahr Richard Wagners – Zufall oder sinnvolle Fügung?

Ich stelle mir vor, wie Herr Weidmann von der Gedächtnistafel auf das Schüलगewimmel herabschaut, auf das bunte Treiben, das tagtäglich an ihm vorüberzieht – mit Staunen und Verwunderung über die segensreiche Ernte seiner Arbeit – wie er die Nachwelt erlebt als weiser Beobachter und stiller genius loci der Schule – hellwach blickend unter den wuchtigen Augenbrauen, die auf der Tafel deutlich herausgearbeitet sind – die erzählfreudigen, einst so beweglichen Lippen metallisch erstarrt, während das wirkliche Leben, die quirlige Jugend an ihm vorüberzieht. Lustige Gesichter – Gesprächsfetzen, Stimmengewirr und helles Lachen, emsige Betriebsamkeit. Lebensstrom einer Schulgeschichte, die einmal mit seiner schöpferischen Wirksamkeit ihren Anfang nahm.

Es war dunkel geworden – und wir, die ehemaligen Schüler, hatten uns verabschiedet nach der Feier. Ich wende mich zum Auto, um nach Hause zu fahren, drehe mich noch einmal um, werfe einen letzten Blick auf die Bronzetafel: Dort ruht es – Reich der Vergangenheit, geformt zu Gestalt und Bild – eine Geschichte, die man nicht zu Ende erzählen kann, festgefroren und gebannt im Umriss eines stilisierten Gesichtes. Strom von Wort und Zeit – geronnen in wenigen metallharten Linien.

Und was bleibt?

Nichts als ein Traumbild – Beschwörung in der Geisterstunde der Sprache. Ihr frühen, ersten Lehrergestalten der Schule in Jade, kehrt noch einmal zurück in den Dämmerkreis der heutigen Erinnerung! Kommt herauf aus der Tiefe der Zeit, tretet heraus aus dem Nebel des Vergessens, findet zurück zu eurer irdischen

Lebensgestalt! In den Gesprächen der ehemaligen Schüler, die sich immer wieder begegnen beim Klassentreffen. Im einsamen Leser, der sich über diese Zeilen beugt. Kommt, schwingt euren Stab und bannt den Zauberkreis von Tag und Nacht, Mythos und Zahl, Magie und Mathematik, Schule und Landschaft, Geometrie und Sternbild, Sonne und Mond! Lasst sie ertönen, die Sinfonie verklungener Jahre! Kommt wieder in später Zeit und versammelt noch einmal den Umkreis einer großen Weltstunde!

Und schweigend geht ihr – und eure Schatten versinken im dunklen Schoß der Vergangenheit.

Hinab – hinab! Unaufhaltsam fließt der Strom der Zeit, der Melodien und Klänge – der Strom der Bilder und Worte.

8. Mein alter Schulweg – Brückenlandschaft der Erinnerung

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, meinen alten Schulweg aufzusuchen an jenem Tag der Gedenkfeier – einmal noch eine Wanderung in den eigenen Fußstapfen und auf den Spuren der verlorenen und wiedergefundenen Zeit.

Eine frische Brise, die mir entgegenweht auf der Brücke – raue Luft – Anhauch der Heimat des Nordens. Vor mir der Fluss, der in einer sanften Windung den Friedhof umströmt. Zur rechten Hand der Schilfteich, der jetzt ganz zugewachsen ist. Zur linken Hand das Pfarrhaus, das immer noch in einer Pflanzenwildnis verborgen liegt.

Und da bin ich wieder der kleine elfjährige Schüler, der manchmal stehen geblieben war, um den Atem der Stille zu spüren, der über der unendlichen Landschaft wehte. Wo war die lange Zwischenzeit geblieben, der Ablauf der Jahre und Jahrzehnte? Mehr als ein halbes Jahrhundert war in nichts zerronnen.

Und wiedergeboren bin ich im stolzen Lebensgefühl jenes halb erwachsenen Schülers, der ich einmal gewesen war – mit dem

Abschlusszeugnis in der Hand, mit stiller Wehmut und dem volksliedhaften Ausklang der Schulzeit, der lange noch im Ohr wiederhallte: „Lebe wohl, auf Wiedersehen!“ – jene letzte Zeile des Liedes – musikalisches Ritardando des Endes – letzte Fermate, verklingend im Wind der Zeit – gestaltet von Herrn Weidmann – und die langsame Handbewegung beim Dirigieren war wie ein Abschiedswinken – Beschwörung des Einst, Gestik des „Es war einmal“.

Es war einmal:

Versunkene Kulturen, archäologische Wehmut in den weiten Museumshallen der Völkerkunde. Rosige Göttinnen, schwebend am Theaterhimmel, die mit lächelnder Gebärde zurückweisen auf längst vergangene Aufführungen in Oldenburg – Weihnachtsmärchen und Opern der Schulzeit. Schweigende Predigt der menschlichen Gestalt auf dem Grabstein am Wegesrand – Doppelgesicht mit der Lebens- und Todeshälfte. Dur-moll-Wechsel der verwehenden Zeit und Heimweh des alten Amerika-Fahrers Jürnjakob Svehn nach dem Dorf seiner Kindheit. Nostalgische Reise mit der Zeitmaschine in Begleitung einer heutigen Schülerin, die den Anfang des Privaten Gymnasiums noch einmal erleben darf. Unverwechselbares Lächeln auf den Gesichtern der Senioren, die einander wiedererkennen nach langer Zeit – beim Jubiläum der Schule und bei der Goldenen Konfirmation. Leise Stimmen im Windgeflüster und Regenrauschen bei der Ruine der Schulbaracke.

Der Beifall nach dem Lied vom Schulchor war verrauscht. Die Feier war zu Ende gegangen – man hatte sich von den Plätzen erhoben, eine Weile noch hatte man miteinander geplaudert in

einzelnen Stehgruppen – Stimmengewirr, Händeschütteln und Gratulationen ringsumher – und dann hatte sich die Versammlung aufgelöst. Man strebte allmählich zum Ausgang und machte sich auf den Heimweg.

Heimweg – letzter Gang über die Brücke, damals vor endlos langer Zeit. Bewusster Abschied von den Stimmungsbildern auf meinem Schulweg – Abschied von dem Fluss, der mir zum Sinnbild der fließenden Zeit geworden war – Strom der verklungenen Jahre.

Abschied vom weiten Rundblick auf der Jade-Brücke – ein Panorama, das alles umschloss: Pfarrhaus mit Garten, Kirche und Friedhof, den kleinen Schilfteich, unser „Puttloch“, tief versteckt im schweigenden Schilf – unter den Füßen das ewig strömende Wasser, in der Ferne der verschwimmende Horizont der norddeutschen Tiefebene. Vertrautheit der nahen Dinge und Entgrenzung von Raum und Zeit.

Abschied von Nebelgeistern und vom Hexengeflüster des Windes im Geraschel der Herbstblätter, vom Traumpfad durch die Kristallpaläste des Winters, von Schneewehen, vom leisen Krachen der Eisschollen auf dem Fluss am Wintersende – wie Tauwind war die Stille – und von schwimmenden Grasinseln im Frühling. Abschied von traumschwerer Dämmerung und Mondregenbogen, vom Sturmesbrausen, vom Schöpferatem und vom tiefen Orgelklang der lebendigen Natur.

Eine neue Schule wartete auf mich – eine fremde Welt mit ganz anderen Lehrern, anderen Gesichtern und mit der Kulisse einer lauten, verkehrsreichen Stadt. Ein Schüleralltag, den ich mir noch gar nicht vorstellen konnte.

Ein freundliches Aprilwetter war damals bei meinem letzten Weg über die Brücke – ich weiß es noch –, und die Wehmut des Abschieds wurde aufgehellt von den warmen Strahlen der

Frühlingssonne, die gerade durch die Wolken drangen – leuchtender Gruß des Himmels über der Brücke, die so viele Räume und Zeiten überspannte – rückwärts reichend in die letzten Jahre einer Urzeit aus Nacht und Schweigen, aus Märchen und mythenträchtiger Dämmerung: Erzählzeit – noch weit entfernt von jener grellen, lärmefüllten Zeit, die doch schon bald über die Jugend hereinbrechen sollte.

Die Brücke als Erlebnis- und Spielraum der Kindheit – Begegnung zwischen Landkindern und Stadtkindern, die aus der Ferne zu uns gekommen waren, zum Privaten Gymnasium Jade. Die Brücke als Treffpunkt mit den Menschen vom anderen Ufer, mit den Andersdenkenden. Ort der Toleranz – Sinnfeld meines geistigen Weges – weit gespannter Bogen zwischen Kirche und Schule, zwischen Glauben und Denken. Schwungvolle Verbindung zwischen den Welten, die durch die Lehrer Weidmann und Preußner vertreten waren – zwischen Ton und Zahl, Geistes- und Naturwissenschaft. Verschmelzung von mythischer und perspektivischer Wahrnehmung der Landschaft. Die Mitte der Brücke – idealer Standpunkt für das Erlebnis des Gewitters in jener Doppelperspektive: im romantischen Erleben und im physikalischen Denken. Naturbilder – Stoff für Tagebücher und Gemälde.

Mein Schulweg – ein Weg mit Brückenbauerpädagogen.

Brückengeländer – Gerüst aus Stahl, an dem man sich festhalten kann, um schwindelfrei hinüberzugehen. Die Brücke als sicheres Schweben über dem Abgrund der Gegensätze. Die Brücke über dem Strom – Schwelle meines Lebens.

Schulweg und Lebensweg. Beginn der Entwicklung und Weiterbildung. Der Weg als Brücke, hinübertragend von der

dörflichen Kindheit zur höheren Schulbildung, zu Abitur und Universität.

Sechs Jahre lang bin ich den Weg über den Fluss und die Brücke gegangen – dieser vertraute Weg, der mir zur täglichen Routine geworden war – und doch ein Weg voller Geheimnisse. – – –